



Das malerische
Sachsenland

1. 2

Sächs. Schweiz
Schwarzenberg

287

Das
malerische und romantische
DEUTSCHLAND.

In zehn Sektionen.

I.
Die sächsische Schweiz
von A. Tromlitz.

II.
Schwaben
von Gustav Schwab.

III.
Franken
von G. v. Heeringen.

IV.
Thüringen
von Ludwig Bechstein.

V.
Der Harz
von W. Blumenhagen.

VI.
Das Riesengebirge
von Ernst Raupach.

VII.
Steiermark u. Tyrol
von Carl Herlossohn.

VIII.
Die Donau
von Eduard Duller.

IX.
Der Rhein
von Carl Simrock.

X.
Die Ost- u. Nordsee
von Mohnike und Starkloff.

Leipzig,
Georg Wigand's Verlag.



Bayrische
Stadtbibliothek
München



Gez. von Otto Wagner.

DIE KATHOLISCHE KIRCHE IN DRESDEN.

Gest. von J. Carter.

Romantische Wa



durch die

Sächsische Schweiz.

Von

A. Tromlitz,



Mit 36 Stahlstichen.

Leipzig,

Georg Wigand's Verlag.

G. n. 12884



Romantische Wanderung
durch die
Sächsische Schweiz.

Von
A. Tromlitz.



Mit 30 Stahlstichen.

Leipzig,
Georg Wigand's Verlag.

G. n. 12884

Monatliche Wochenschrift

Band 1

Verlag von G. Neumann, Neudamm

1871



Verlag von G. Neumann, Neudamm

Verlag von G. Neumann, Neudamm

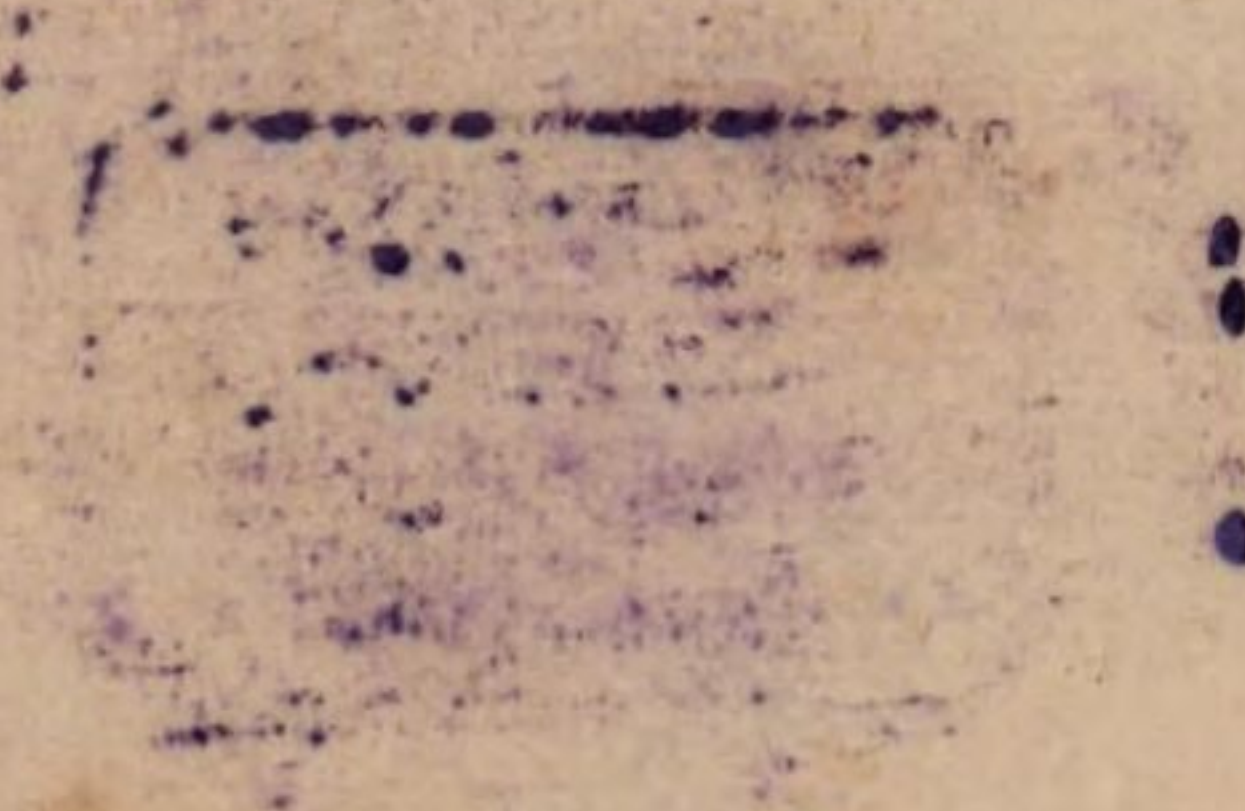
Verlag von G. Neumann, Neudamm

Verlag von G. Neumann, Neudamm

Romantische Wanderung

durch die

Sächsisch-Schweiz.



Faint, illegible text or markings in the middle section of the page, possibly a title or description.

Large, faint, illegible text or markings in the lower middle section of the page, possibly a main title or a large block of text.



Wenn ein Wanderer aus Norden, begierig, das Land kennen zu lernen, aus welchem das erste Licht religiöser Aufklärung aufflammte, in irgend einem Hafen der Ostsee gelandet, die Gauen der alten Sorben und Wenden betritt und dann seine Wanderung nach Süden fortsetzt, so findet er nichts als eintönige Flächen und traurige Sandhügel, keinen Eichenwald, keine Trümmer einer kräftigen Vorzeit, und er wandert betrübten Herzens weiter und weiter, hofft und harrt auf eine schönere, reizendere Natur und findet sich lange noch getäuscht. Ist dies das Land des kräftigen Stammes der Germanen? fragt er sich dann. Sind hier auf diesen Sandflächen des grossen Friedrichs Helden, sind hier die Männer geboren, welche so kühn das Banner gegen den Welteroberger erhoben, so muthig für König und Vaterland fochten? Bedarf es denn keiner erhabenen Natur, um Menschen zu bilden, die gross und erhaben wie sie in dem Buche der Geschichte stehen? So fragt er sich, und nur die Hoffnung tröstet ihn noch, an den Ufern der Elbe das Land voll wunderbarer Schönheit zu finden, er ergreift von Neuem seinen Wanderstab und eilet dem schönen Sachsenlande zu.

So erging es auch mir. — In meiner Kindheit durch ein feindliches Geschick nach den kahlen Felsen Norwegens geschleudert, zog mich eine unwiderstehliche Sehnsucht nach dem Lande meiner Väter — nach Deutschland. Das kalte un-

freundliche Klima in der Gegend von Drontheim, die wüsten, nackten Felsen mit ihren einzelnen Föhren, die mich so oft traurig stimmten, vermochten nicht, die Schwingen meiner Phantasie zu lähmen; immer das Auge sehnsuchtsvoll nach Süden gerichtet, schwebte nur ein Bild vor meiner Seele, das Bild der mir so theuren Heimath. Sachsen, die Wiege meiner Vorfahren, mir so oft, wenn wir allein unter heulendem Sturm und Schneegestöber am hohen glühenden Ofen sassen, von meinem alten Vater als das Paradies der Erde geschildert, schwebte überall vor mir; ich hatte mir vom Vaterlande ein Bild geschaffen und es mit schwärmerischer Liebe phantastisch und reizend ausgeschmückt, wie eine junge Braut, am Vorabend ihres Glückes, sich der Ehe blumenbekränztes Paradies mit seinen goldenen Thoren in jungfräulichem Zagen, in Hoffen und Verlangen ausmalt. Mit diesem Bilde hatte ich meine Jugend durchlebt oder vielmehr durchträumt, mit diesem Bilde bestieg ich den Kauffahrer, der mich nach dem Ziele meiner Sehnsucht bringen sollte, dies Bild vor mir betrat ich die Küste der Ostsee, schnürte mein Bündel, denn ein Wanderer mit Pilgerstab und Pilgertasche, musste ich ja in mein Eden einziehen, verliess an einem schönen Frühlingsmorgen die Stadt, wo ich gelandet, und begab mich voll Erwartung auf den Weg.

Wie ein Schlummernder, der im Traum einen Zaubergarten, mit goldenen Früchten und duftenden Blumen geschmückt, vor sich sieht, an dessen Pforten leichtgeschürzte, holde Jungfrauen mit freundlichem Blick ihn einzutreten laden, von unaussprechlicher Sehnsucht getrieben, nach ihnen hin eilt, aber nie bis zu dem lockenden Ziele gelangen kann, und er sich vergebens müht und ängstigt, den Zaubergarten mit seinen Jungfrauen, seinen Früchten und Blüthen zu betreten, so war es auch mir. Das Land meines Jugendtrau-

mes nur vor Augen, eilte ich durch die Ebenen Mecklenburgs, wo ich keinen Berg, kein Thal erblickte, keinen wilden Bergstrom rauschen hörte, überall ein ewiges Einerlei. Unmuthig betrat ich nun das Land der Brennen, hier hoffte ich doch Felsen, stark wie Preussens Mannen, Urwälder zu finden, unter deren hundertjährigen Eichen der edle Freiheitssinn, die Liebe zu König und Vaterland sich entwickelt hatte, aber ich fand von alle dem nichts, schüttelte traurig mein Haupt und erstaunte, wie ein Heldenvolk auf sandigen Marken, fern von Fels und Thal und grünen Wäldern, gedeihen könne. Da setzt' ich missgestimmt meine Wanderung fort, hoffte, wie der Todte in seinem engen Breterhause auf die Posaune der Auferstehung, die ihm Grab und Himmel öffnen soll, auf mein paradiesisches Vaterland und schlich noch manchen Tag durch dürftige Kornfelder und magere Wiesen, überschiffte die Havel, mehr ein langer, schmaler See, als ein majestätisch dahin rollender Strom, und gelangte endlich in meine Heimath.

Aber was man dem Sachsenlande nahm, was man ihm liess, war gleich eintönig, wie der ganze Weg von der See bis hierher. Sollte denn wirklich Vaterlandsliebe so gross sein, dass Jeder das Seine für ein Paradies hält? fragte ich mich. Wäre es meinem Vater ergangen wie jenem Isländer, der den Himmel mit Schnee und Eis bedeckt und die Engel mit Seehundsfellen, statt mit goldenen Flügeln geschmückt, malte? — Verstimmt, unmuthig, aber nicht ganz alle Hoffnung hingebend, endlich doch noch am Ziele meiner Wallfahrt meinen Traum verwirklicht zu finden, wanderte ich jetzt durch den Wald, der das Elbthal bekränzt; hier, so hatte man mir berichtet, würde ich, mein Ziel erreichend, das schöne Sachsen in all' seiner Pracht vor mir sehen. In dieser Hoffnung beeilt' ich meine Schritte, ging bergab, berg-

auf, glaubte auf jeder Höhe den Silberstrom mit seinen lachenden Ufern vor mir zu sehen und fand mich immer getäuscht. Unmuthig wanderte ich weiter, stieg immer höher, um von Neuem getäuscht zu werden, und nur der Anblick einer seitwärts liegenden, anspruchslosen Villa gab mir Muth, meinen Weg weiter fortzusetzen. Ich stieg den Berg hinab, stieg wieder hinauf, und ahnungsvoll pochte mein Herz, denn jetzt hatte ich bald die vor mir liegende Höhe erreicht, jetzt stand ich oben, und wie den vom Tod Erstandenen der Anblick des Himmels, überraschte mich der plötzliche Anblick Dresdens.

Festgebannt stand ich da, zitterte vor Freude und labte mich an der so lang' ersehnten Aussicht. Mein Auge schweifte über einen dichten Föhrenwald nach den hohen Thürmen der Königsstadt, und ich sah vor mir das weite, von bebauten Hügeln und waldbekränzten Höhen umgebene Thal, durch welches der von Abendgluth geröthete Fluss sich wie ein vergoldetes Band durch dunkelgrüne Auen zog. In der Ferne sah ich die hohen böhmischen Berge und die des Erzgebirges, und ihnen zur Linken traten zwei einsam stehende Felskegel wie Riesen, denen die Wacht des Flusses übertragen war, düster hervor. Dem Einen mochte die Abendsonne den schuppigen Panzer zum Nachtgruss goldig bestrahlen, denn er flammte leuchtend in Abendgluth. — Das ist gewiss der Königstein, dachte ich und irrte nicht; es ergriff mich bei diesem Gedanken ein wehmüthiges Gefühl, das mich stets erfasst, wenn ich an einem Kerker, wo der freie Mensch in Ketten schmachtet, vorüber gehe. Doch nicht lange quälte mich dieser Gedanke, denn ich dachte an Sachsens Fürsten, die, wie ich schon im fernen Skandinavien vernahm, mit mildem Scepter regieren und gewiss keinen Schuldlosen dort oben im Kerker sein Leben vertrauern lassen.

Mein Blick senkte sich nun wieder in das Thal, wo ich mich an dem Leben und Treiben da unten ergötzte. Alles zog mit der Sonne heimwärts zur Ruhe, der Trauernde wie der Fröhliche, der Reiche wie der Arme, der nicht weiss, ob er daheim sich wird mit Weib und Kind sättigen können. So sass ich, wider Willen in ernste Betrachtungen versunken, und ein sonderbar schauriges und doch so wehmüthiges Gefühl ergriff mich, als mein Auge Pirna suchte, wo meine Vorältern lange schon friedlich auf dem Kirchhofe ruhten, wo mein Vater so oft neben ihnen zu ruhen gewünscht, und der meiner Wallfahrt heiligstes Ziel war.

Mehrere neben mir vorüberrollende Wagen mit Reisenden störten mich aber bald in meinem ernstesten Sinnen. Ich sah neugierig in die Wagen, als ob ich in ihnen Bekannte zu finden hoffte, und ich stand doch so allein und verlassen, aber frohen Herzens, hier auf dieser heimathlichen Stelle. Es ist eine sonderbare Gewohnheit von mir, und ich habe deren so manche, dass, sehe ich Reisende an mir vorüberziehen, immer der Wunsch in mir rege wird, den Zweck ihrer Reise zu kennen; ich strenge dann meine Kenntniss der Physiognomik, auf die ich mir viel zu Gute thue, an, aus ihren flüchtig an mir vorübergehenden Zügen zu errathen, ob das Ziel ihrer Reise ein trauriges, ob es ein freudiges sei. Wie oft mocht' ich mich wohl schon getäuscht haben, denn, zum Beispiel, wer hätte in mir, dem verdriesslichen Fussgänger in den Sandwegen der Mark, den nach einem Erdenparadiese lebensfroh wandernden Jüngling erkennen können? So täuschte ich mich gewiss auch jetzt in den Reisenden, die in einem mit vier Postpferden bespannten, offenen Reisewagen langsamen Schrittes den Berg herauf fuhren und während sie oben neben mir still hielten, und der vielleicht zu besorgliche Postillon die Hemmkette befestigte, gleich

mir die Gegend betrachteten. Es war ein ältlicher Mann, eine junge Dame und eine recht leidliche, rückwärts sitzende Grisette. Die beiden Bedienten schienen mir nicht des Beachtens werth.

Der alte Mann, mit schneeweissem Haar und langem Schnurrbarte, mochte ein alter Soldat sein, der sein Leben tüchtig genossen hatte, und auf dessen Gesicht, wahrscheinlich seiner zerrütteten Gesundheit wegen, ein Anstrich von Melancholie nicht zu verkennen war. Die junge Dame, ohne eine ausserordentliche Schönheit zu sein, hatte ein Paar schmachtende, blaue Augen, die, obgleich sie wenig Geist verriethen, einem nicht verwöhnten Nordländer wohl als sehr anziehend erscheinen konnten. Die Zofe gefiel mir, ohne dass ich weiter über ihre Physiognomie nachdachte. Schnell errieth ich nun, dass der alte Herr nach Töplitz ins Bad reisen würde, wo er der Hygea, die Dame aber, seine Tochter, dem Amor die schönsten Blumenkränze opfern würde. Mich, der ich seitwärts unter einem Baume stand, schienen sie nicht bemerkt zu haben, und erst als die Peitsche des Postillons knallte, die Pferde anzogen und der Wagen dahinfuhr, schien ich von der Dame bemerkt zu werden, denn eine leichte Beugung ihres Kopfes nach mir und ein flüchtiger Blick, der mich traf, liessen es mich glauben.

Der Sonne letzte Strahlen senkten sich jetzt hinter die fernen Berge, nur ihr dunkel goldiger Widerschein kämpfte noch gegen die hereinbrechende Nacht, aber dennoch ergriff ich meinen Wanderstab nicht, blieb ruhig an einer krummgeästeten Kiefer stehen und blickte hinunter ins nebelbedeckte Thal. Für mich hat die Dämmerung einen eigenen Zauber; in ihrem Halbdunkel bildet eine rege Einbildungskraft sich tausenderlei Formen und Gestalten, und dem, der zwischen Felsen und Waldströmen seine Jugend verlebte, ist sie der

Zauberstab, welcher ihm alle Gebilde seiner Phantasie lebhaft darstellt. Dann, wenn die Nacht immer tiefer sich senkt, dem Auge die Gegenstände in Grau und Schwarz verschwimmen, Alles zu Neste geht, Mensch und Thier, und der stille Wanderer einsam, und nur von selbstgeschaffenen Phantomen umgeben, am Fels gelehnt ins Thal hinab blickt, wo die Dunkelheit alle Hütten des kleinen Dörfchens birgt, und die Natur von Nacht umgeben vor ihm liegt, da freut er sich, wenn jetzt hier ein Licht aufblitzt, dort der Schein eines Kienscheites durch die halb zerbrochenen Fenster leuchtet, und nun allmählig, wie Irrlichter aus nebligem Sumpfe, ein Licht nach dem andern, das Schattengemälde belebend, aus der Dunkelheit auftaucht; dann tritt er aus seiner Geisterwelt hervor, ergreift den Wanderstab und geht, sich nach Ruhe sehnend, den freundlichen Leuchten entgegen, die ihn zurück unter Menschen führen.

Von früher Kindheit an war mir dies Schauspiel anziehend gewesen; so oft ich späterhin die Umgegend Drontheims durchstrich, verweilte ich, sobald ich am Abend mein Ziel erblicken konnte, auf einer Höhe, erwartete dort die Nacht und kehrte nicht eher in das gastfreundliche Haus ein, bis ich den mir so anziehenden Anblick genossen hatte. Auch heute blieb ich auf der Höhe, bis die Dunkelheit einbrach, und die tausend Lichter in der Stadt aufflackerten und mich einluden, unter sie zu treten. Es war ein herrlicher Anblick, mitten in dem Dunkel über sich nach und nach die Millionen Sterne funkeln, unter sich die Tausende von Lichtern auftauchen zu sehen. Besonders fielen mir hierbei zwei Reihen hellglänzender Flammen auf, die, wie das Sternbild des kleinen Bärs in der kalten Winternacht die andern überstrahlend, ihr Silberlicht verbreiteten. Ich ergötzte mich an diesem Anblick, und begierig, aus meiner Einsamkeit unter

dies leuchtende Leben zu treten, nahm ich meinen Reisesack, ging die Höhe hinab und eilte raschen Schrittes der Stadt zu.

Als ich über die lange Bogenbrücke nach ihrem südlichen Theile schritt, sah ich, dass es die Gaserleuchtung der Brücke gewesen war, die mich so sehr bezaubert hatte. Mich an dem Anblicke des dahin rauschenden Flusses, in dem sich die vielen Lichter und unzählige Sterne spiegelten, weidend, verweilte ich lange unter dem hier stehenden Kruzifix. Hier sah ich nach den dunkeln Thürmen hinüber und nach der Kirche am Ufer, auf welcher mir die Menge Bildsäulen der Heiligen wie Geister erschienen, die, den Dom bewachend, in unthätiger Ruhe schon seit einem Jahrhundert unbeweglich da standen. Endlich, auch der Körper verlangt sein Recht, ging ich nach einem Gasthose, und mir, der ich mit guten Wechselln versehen, erschien der Stattlichste nicht zu glänzend. Ich trat ein, und nach langem Zögern wurde endlich dem nur mit Knotenstock und Reisebündel versehenen Wanderer ein Dachstübchen zur Wohnung angewiesen. Ich lächelte, stillte meinen Hunger und folgte nun dem mir Leuchtenden nach meiner kleinen Wohnung, die immer noch Raum genug hatte, einem müden Pilgersmanne genügen zu können.

Schlafen konnt' ich aber nicht; ich war zu aufgeregt, und so fand mich der Morgen. Ich eilte nach einer Buchhandlung, mir die nöthigen, die Merkwürdigkeiten der Stadt betreffenden Bücher zu kaufen.

Was ich nun in der Residenz meines Vaterlandes gesehen und erlebt, will ich in mein Tagebuch eintragen. Eine kurze Geschichte der Stadt, von ihrer Entstehung bis jetzt, die ich mir als Notiz aufzeichnete, gehe meinen Reiseabenteuern und dem was ich gehört und geschauet, voraus.

Dresden

und seine Umgebungen.

Noch im dreizehnten Jahrhunderte war diese Residenz ein Fischerdorf, das wahrscheinlich zu dem weitläufigen Gebiete der Grafen von Dohna, oder zu der Burgwart Priesnitz gehörte; späterhin kam es zu dem Stifte Meissen und von diesem an die Markgrafen. Erst im Jahre 1206 scheint Dresden zur Stadt erhoben worden zu sein, welche am Ende des Jahrhunderts Markgraf Heinrich der Erlauchte zu seinem Wohnsitze erkor. An Böhmen verkauft, von diesem dem Markgrafen von Brandenburg abgetreten, nahm Friedrich mit der gebissenen Wange sie mit gewaffneter Hand wieder in Besitz, und von dieser Zeit an blieb sie für immer den Markgrafen von Meissen.

Da die Fürsten ihr Schloss auf dem linken Elbufer in der Gegend des Taschenbergs erbaut hatten, siedelte sich auch der grösste Theil der neuen Bewohner dort an, so dass der ältere Theil Dresdens, die jetzige Neustadt, damals nur ein Flecken, bald verödet da stand und nie zu der Grösse der jetzigen Altstadt gelangte. Erst unter Markgraf Wilhelm dem Einäugigen, der ein Augustinerkloster dort stiftete, erhielt sie Stadtrecht, wurde aber bald darauf durch die Hussiten gänzlich zerstört.

Die Stadt am linken Ufer der Elbe hingegen, schon früher mit Mauern und Graben umgeben, nahm von dieser Zeit an fortwährend an Grösse und Bevölkerung zu, besonders da nach der Theilung des Landes unter die beiden Brüder, Ernst und Albrecht, sie an Letzteren fiel und seitdem die Residenz der Albertinischen Linie blieb. Albrechts Sohn, Herzog Georg der Bärtige, der Erbauer des nach ihm ge-

nannten, noch zum Theil bestehenden Schlosses, hielt hier prächtigen Hofhalt, wodurch die Stadt bedeutend an Glanz und Schönheit gewann. Sein Enkel, der Churfürst Moritz, begann späterhin die Befestigung der Stadt, die sein Bruder, Churfürst August, vollendete. Dieser liess den bis dicht an die Thore der Stadt sich ziehenden Wald niederhauen, schuf die Dörfer Poppitz und Fischersdorf zu Vorstädten um und brachte Alt- und Neustadt Dresden unter einen Stadtrath.

In den drangvollen Jahren des dreissigjährigen Krieges, wo Churfürst Johann Georg der Erste auch die Befestigung der jetzigen Neustadt beginnen musste, wütheten Pest und Theuerung auch in Dresden; doch kam es nie in Feindes Hand und war im Laufe des langjährigen Krieges so glücklich, nie eine Belagerung ausstehen zu müssen; der Gräuel dieser Zeit blieb der Stadt fern.

Von der Regierung Johann Georg des Zweiten an nahm der Wohlstand der Stadt bedeutend zu. Die ausserordentliche Pracht der Hofhaltung des Churfürsten zog Adel, Künstler, Kaufleute und Handwerker nach der Residenz, und der Reichthum des Landes strömte in so manchen Quellen seiner Hauptstadt zu. Das erste Opernhaus, der grosse Garten mit seinem Schlosse verdanken dem Luxus jener Zeit ihre Entstehung, und die damalige Ansiedelung mehrerer Einwohner in der Gegend des Ostra-Vorwerkes legte den Grund zu der jetzigen Friedrichsstadt.

Der Glanz des Hofes unter der verschwenderischen Regierung August's des Zweiten erhob Dresden zu dem Range einer der ersten, schönsten Städte Deutschlands. Der herrlichen Natur sollte die Kunst nicht nachstehen; die Menge der Kunstschatze, die jetzt noch die grösste Zierde Dresdens sind, wurden meistens unter dieser Regierung aufgehäuft, und eine Menge prächtiger Palläste, freilich nur in dem

verdorbenen, französischen Geschmack damaliger Zeit gebaut, trug zur Verschönerung der Stadt ungemein viel bei. Kunst und Wissenschaften blühten und wurden von dem prachtliebenden Fürsten gepflegt und beschützt.

Auch dessen Sohn, August der Dritte, vollendete Vieles, was sein Vater begonnen hatte. Die katholische Kirche ward während seiner Regierung gebaut, das Standbild seines Vaters in der Neustadt aufgerichtet, und noch manche andere Pläne zur Verschönerung der Stadt würden unter ihm ausgeführt worden sein, hätten nicht der zweite schlesische, der siebenjährige Krieg und die mehrmalige feindliche Besetzung der Stadt, wohl aber am meisten die Belagerung von 1760 den Wohlstand der Stadt untergraben. Sämmtliche Vorstädte, so wie ein bedeutender Theil der Stadt selbst, waren niedergebrannt, und so konnte nach beendetem Kriege die Regierung nur an Wiederaufbauung des Zerstörten, nicht an Verschönerung der eingeäscherten Stadt denken.

Doch nach und nach erholte sich das Land von den Drangsalen des Krieges, und hierdurch und durch die sparsame Regierung Friedrich Augusts kehrte der immer sich mehrende Wohlstand der Stadt zurück, und wenn auch durch die Regierung wenig für ihre Verschönerung geschah, so bauten doch Privatleute fleissig, ohne dass freilich für die Baukunst irgend ein Gewinn daraus entstanden wäre, denn unter allen Künsten scheint diese die in Dresden am allerwenigsten kultivirte zu sein.

Während der Regierung König Antons ist Manches geschehen, wodurch Dresden an Bedeutsamkeit und Schönheit gewonnen, und wenn auch die Stadt selbst nur wenige in edlem Styl erbaute Gebäude aufzuweisen hat, so sind doch die Kunstschatze, die sie enthalten, für Kenner und Kunstfreunde von unendlichem Werthe, so ist doch die Umgegend

Dresdens so reizend, dass man wohl nur selten Natur und Kunst in solch herrlichem Vereine beisammen findet, als hier.

Nachdem ich meine Bücher durchblättert und obige historische Notizen nachgelesen hatte, trieb es mich hinaus, um zu sehen und zu beobachten. Ich ging zuerst nach der mir nahgelegenen Frauenkirche, von deren Kuppel man mir den schönsten Blick auf die Stadt und ihre Umgebungen versprach. Die Kirche selbst, in allen ihren Theilen harmonisch, besonders aber die grossartige Kuppel gewährte einen herrlichen Anblick. Ich betrat mit hoher Erwartung das Innere, welches dieser auch meist entsprach; noch entzückter war ich, als ich die Wendeltreppe erstiegen hatte und oben auf der Kuppel stand. Eine herrliche Aussicht belohnte hier meine geringe Mühe, eine Aussicht, reizend und doch so erhaben, wie sie einem Skandinavier, der nur an pittoreske Gegenden, nicht an das Liebliche einer fruchtbaren, freundlichen Landschaft gewöhnt, noch nicht geworden war. Anfangs liess ich meinem Auge freien Lauf, es schweifte von Meissen bis zum Königstein hin und zurück über das fruchtbare, reizende Thal, dann blickte ich wieder hinunter auf die Stadt, die, ein lebendiges Panorama, vor mir lag. Der prachtvolle Strom, der, aus den östlichen Bergen hervorbrechend, langsam und majestätisch durch die grünen Fluren sich windet und an reinlich gebauten Dörfern vorüber zieht, bis er sich, der riesigen Brücke trotzend, unter ihren hohen Bogen tosend hindurch stürzt und besänftigt dann dem alten Bischofssitze entgegen wogt, die Menge der Dörfer, die auf der mittäglichen Seite mein Auge traf, die breite Landstrasse mit ihren vielen Frachtwagen und Karossen, das bunte Gewühl unter mir auf Markt und Strasse, Alles dies gab dem Bilde ein solch reges Leben, wie ich es noch nie gesehen.

Ich schloss meine Augen, öffnete sie wieder, um von Neuem überrascht zu werden, trieb lange dies Spiel mit mir selbst, und nachdem ich mich an dem Totaleindrucke dieses Anblickes erlabt, aber wahrlich nicht gesättigt hatte, nahm ich mein gutes Fernrohr zur Hand, um jeden Gegenstand deutlicher und genauer sehen zu können, wobei mein Begleiter, der Küster, mir als trefflicher Cicerone diente.

Ich fragte nun nach allem Merkwürdigen, besonders aber fielen mir die nordwärts gelegenen Berge mit ihrer Menge, oft ärmlicher, oft reizender Häuser auf, die, ausser einer Unterbrechung durch einen Kiefernwald, von Meissen bis an das Gebirge auf den Höhen zerstreut liegen. Ich erfuhr, dass es Weinbergshäuser armer Winzer, oder Villen reicher, vornehmer Leute wären. Dies erfreute mich, denn ein mit Reben bewachsener Hügel musste mir ein neuer, erfreulicher Anblick sein.

Ein Nordländer, der den Wein nur aus Flaschen oder Gläsern kennt, der höchstens einen dürftigen Weinstock mit seinen sauer-süssen Trauben am Geländer sich ranken sah, glaubt, wie Josua und Caleb, ins gelobte Land zu treten, wenn er einen Berg mit üppigen Reben bewachsen vor sich sieht. Seine Phantasie schafft sich dort Alles idyllisch, er sieht den Winzer mit grüner Schürze und den Strohhut auf dem Kopfe, das Winzermädchen mit langen Flechten und dem flatternden Bande im Haar, das knappe Mieder um den schlanken Leib, die zierliche Hacke in der Hand, sieht die Reben, wie in Spaniens und Italiens Gefilden, mit Hunderten von Trauben beladen, an den hohen Ulmbäumen sich hinauf ranken; und denkt er gar der Weinlese, dieser idyllischen Zeit, wo der Most in Bechern schäumt, und unter Freudenschüssen und tönender Musik die Fröhlichkeit herbeigezaubert wird, da seufzt er, dass er diese Himmelslust so lange entbehren

musste und nur aus Gläsern den Göttertrank nippen konnte, den hier, am Urquell, in schwellenden Trauben die Sonne kocht, die Kelter presst.

Ich war bei diesem Gedanken entzückt, doch die Erinnerung des prosaischen Küsters, dass schon längst Mittag vorüber sei, und man in Dresden um ein Uhr in den Gasthäusern zu speisen pflege, weckte mich aus meinen Träumen. Ich hörte auf seine Mahnung, riss mich mit Gewalt von dem schönen Anblick los und folgte ihm die Wendeltreppe hinab.

Als das Mittagmahl eingenommen war, trat ich, von einem Führer begleitet, den Weg nach den Weinbergen an; meine Ungeduld war zu gross, als dass ich länger hätte säumen können. Mit raschen Schritten folgte ich meinem Begleiter über die Brücke, die mir jetzt grossartiger, aber weniger romantisch erschien, als am vergangenen Abend, warf nur einen flüchtigen Blick auf das Standbild König Augusts des Starken und seine Stutzperrücke und beachtete die Rede meines Cicerone wenig, der mich auf die breite, schöne Allee, die wir durchschritten, aufmerksam machen wollte; ich dachte nur an den Weinberg mit seinen goldenen und purpurnen Trauben und folgte ihm, wie ein Träumender, durch die freundliche Antons-Stadt, hinaus über waldumkränzte Höhen, nach den über Loschwitz liegenden Bergen.

Dieser Weg hat mir späterhin Gelegenheit gegeben, eine traurige Erfahrung zu machen, die mir hoffentlich während meiner Erdenwallfahrt, selbst bei meiner einstigen Himmelfahrt, treu eingeprägt bleiben soll, nämlich: Der Wirklichkeit nahe unserer Phantasie stets die Flügel zu binden, denn Phantasie und Hoffnung sind wahrlich Zwillingskinder der Rabenmutter Täuschung. —

Als mein Führer mir schon in der Ferne den ersten

Weinberg zeigte, heftete sich mein Auge verwundert auf den vor mir liegenden Hügel. Ich hoffte Rebe und Ulmbaum vor mir zu sehen und erblickte nur kurz verschnittene Stöcke, deren Blätter kaum die Maiensonne hervogelockt hatte, und die sich noch nicht einmal an den einförmigen Kieferpfählen neben ihnen hinan gewunden hatten. Schon in etwas fühlte ich mich bei diesem Anblick enttäuscht, doch trat ich noch muthig durch die offene Thüre, schritt einem kleinen Hause vorbei, klimmte auf einem steilen Fusspfade die Höhe hinauf und stand bald darauf neben dem Winzer, der, den Boden aufzulockern, eben mit seiner Hacke beschäftigt war. Drei ziemlich reinlich gekleidete Kinder sassen seitwärts und spielten im Sande; eine erwachsene Tochter hackte neben ihm, und sein Weib ging, einen Korb mit Dünger auf ihren Schultern tragend, keuchend und langsam die Höhe hinauf.

War das mein idyllisches Leben? — War jenes von der Sonne braun gebrannte Gesicht mit seiner zerrissenen Jacke und den kurz abgestutzten Haaren meine schlanke Jungfrau mit ihren banddurchflochtenen Flechten und ihrem knappen Mieder? Gehörte die schwere Last, welche die arme Frau die Höh' hinauf trug, zu den Freuden, die uns der Wein bietet? — Wie viele Schweisstropfen, dachte ich in diesem Augenblick enttäuscht, mögen wohl fließen, ehe sich ein Becher mit Rebensaft füllt! —

„Ist dem Herrn gefällig,“ sagte der noch nicht sehr alte, aber doch schon gebeugte Mann, den wahrscheinlich mein Führer von meiner Wissbegierde unterrichtet hatte, „so folgen Sie mir auf die Höhe, da können Sie Alles besser beschauen, als hier,“ wobei er seiner Tochter einen Wink gab, den ich jedoch nicht verstand. Ich folgte ihm, sah mich neugierig rechts und links in dem Weinberge um und

bemerkte bald eine Menge Löcher, in denen kleine Weinstöcke standen. Auf meine Frage, was dies sei? erwiderte er: „Das sind Gruben, in welche man alte Stöcke senkt, um sie wieder zu verjüngen.“ Dies überraschte mich, und während ich die Gruben besah, ward meine Phantasie wieder rege. „Ach, könnten wir uns doch auch so verjüngen!“ rief ich, mich vergessend, aus. „Wenn sie den Menschen in die Grube senken, wölben sie einen Hügel über ihm, und kein Sonnenstrahl weckt den Erstarrten. Könnte er aber, wie der Weinstock aus seinen knospenden Augen, aus seinem Herzen neue Ranken treiben, würde jede Pulsader eine Rebe, fiel die alte, morsche Hülle ab, und rief ihn der Hauch des Frühlings hervor zu einem neuen jugendlichen Leben, trieb er dann, von neuer Jugendkraft beseelt, Blüthe und Frucht, und käme die schöne Winzerin und heftete ihn mit zarter Hand, nicht an den einfachen Pfahl, nein, an ihre schlanke Sylphiden-Gestalt, dann“ —

„Langen Sie zu, mein Herr!“ unterbrach mich das Winzermädchen, reichte mir auf einem grossen Weinblatt duftende Erdbeeren — und hin war mein Traum, hin meine Sylphe — ich nahm die Erdbeeren, griff mechanisch und halb verdriesslich in meine Tasche, reichte dem nussbraunen Mädchen ein Trinkgeld und lächelte über den Alten, der, wahrscheinlich über meine Reden erstaunt, mich immer noch starr ansah, lächelte aber noch mehr über mich, dass ich von Neuem mich durch meine geschäftige Einbildungskraft hatte irre führen lassen. Fast beschämt, doch die wohl-schmeckenden Erdbeeren mit Appetit verzehrend, folgte ich nun dem Winzer bis auf die Höhe, wo wir an einem aufgeworfenen Steinhügel still standen. „Sehen sie sich nun um, Herr!“ sagte er mit selbstzufriedenem Lächeln; ich wandte mich, und vor mir lag Dresden, die böhmischen

Berge und die der sächsischen Schweiz, und der Strom wogte dicht unter mir und schien sich zu beeilen, durch die Bogen der stolzen Brücke zu kommen. Ich sah seinem Laufe nach, setzte mich auf einen Felsblock, der neben mir lag, schwelgte lange in dem schönen Anblick und trat dann, da die Sonne unterzugehen begann, meinen Rückweg wieder an.

Ich habe in meinem kurzen Leben viel über Malerei gelesen, aber wenig gesehen. Einige alte Familienbilder, die unsern Speisesaal zierten, ein von den Dänen gewonnenes Schlachtstück, welches eine ganze Wand in meines Vaters Schreibstube einnahm, waren die einzigen Bilder, die ich noch hatte betrachten können. Alles, was ich weiss, verdanke ich den Büchern, aus denen meine Einbildungskraft wie aus einem heiligen Born schöpfte und das Geschöpfte sich auf ihre eigne Art formte und gestaltete. Raphael und Correggio, Titian und Rubens waren mir wohlbekannt; ich hatte viel über sie und die andern Meister gelesen, mir manche ihrer Gemälde selbst geschaffen und aus Norwegen das Bild der Madonna so schön, herrlich und göttlich gebildet mit mir nach Deutschland hinüber genommen, wie es nicht glühender vor den Augen einer feurigen Spanierin schweben könnte. In ländlicher Abgezogenheit ganz meiner Einbildungskraft überlassen, war sie durch das ewige Lesen noch mehr aufgeregt, daher war es sehr natürlich, dass ich heute nach der Gallerie eilte, die Wundergebilde mit eigenen Augen zu schauen.

Ich trat ein — Wer schildert meine Überraschung, wer mein Gefühl! — Ich konnte füglich mit Wieland sagen: Ich sah den Wald vor lauter Bäumen nicht, so schweifte mein Auge von einem Bilde zum andern. Ich wollte, wie die Biene aus jeder Blume sich Honig, mir aus jedem Gemälde

einen herrlichen Genuss saugen — aber wie konnt' ich das? — Hing mein Blick an dem einen, trieb mich die Ungeduld zu dem andern, so dass ich endlich den kräftigen Entschluss fasste, heute, die Gallerie nur durcheilend, mich ganz meiner Laune zu überlassen, morgen aber ein Kunstwerk nach dem andern förmlich zu studieren und seine Schönheiten zu erforschen und zu geniessen.

Ich hatte, ehe ich die Gallerie betrat, schon den Katalog durchflogen und war um desto begieriger geworden, das einzige Gemälde von Raphael, welches die Gallerie besitzt, die Madonna di San Sisto, zu sehen. Manche Madonna hatte ich nun schon betrachtet, aber keine hatte noch mein Ideal erreicht. Ich eilte jetzt hin, wo dieser Juwel aufgestellt ist, fand aber zu meinem Leidwesen Männer und Frauen vor dem Bilde, die mich in meinen Betrachtungen stören mussten. Es waren zwei elegant gekleidete Damen, die sehr angelegentlich französisch mit einander sprachen, ein langer, hagerer, alter Mann, der keinen Theil an ihrem Gespräch zu nehmen schien und vor sich hin mit seinem dünnen Stöckchen Figuren auf den Fussboden zeichnete, und ein junger Mann mit freundlichem, einnehmendem Gesicht, der in einiger Entfernung seitwärts stand und, wie es mich dünkte, nicht zu den Andern gehörte.

Ich hatte zwar schon mein Auge auf die erste Madonna mit dem Jesuskinde auf dem Arm gerichtet, aber es immer wieder, gegen meinen Willen, auf die eine der Frauen, deren schönster Wuchs mir auffiel, heften müssen, als diese jetzt zu der andern sagte: „Es macht mich oft wirklich verdriesslich, Tante, dass ich so schwer zu befriedigen bin, und mir gewiss dadurch so mancher herrliche Genuss entgeht. Sie sind über diese Madonna entzückt, ich bin es nicht, Sie sehen in ihr die Gottesmutter, welche aufschwebt

das Kind an dem Throne des göttlichen Vaters nieder zu legen, ich sehe nur in ihr die Zürnende, welche, die sündige Welt für immer verlassend, sich aufwärts schwingt. Was kann ich dafür, dass ich in allen Madonnen das Göttliche vermisste, was in dem Bilde, welches vor meiner Seele steht, sich so heilig ausspricht? Ich finde immer nur die liebende, zärtliche Mutter, nie aber die Mutter Gottes in ihnen; ihr Anblick erfüllt mich nicht mit Ehrfurcht, zieht mich nicht zur Anbetung auf meine Kniee nieder; mir scheint in Allen das Göttliche zu fehlen.“

„Auch mir!“ unterbrach sie mit Lebhaftigkeit der junge, seitwärts stehende Mann, „Ich bleibe bei ihrem Anblick kalt, eine rein menschliche Schönheit könnte mich eher ergreifen.“ Mir schien, als ruhte bei diesen Worten sein Auge etwas lange auf der junonischen Gestalt, die sich, so wie auch der Alte, nach ihm gewendet hatte, und in welchem ich jetzt die junge Dame und den alten Kriegsmann wieder erkannte, die mir auf der Höhe in ihrem Reisewagen begegnet waren; die zweite Dame war mir fremd. Sie schienen über das Einmischen des jungen Mannes nicht ungehalten zu sein, setzten mit ihm das Gespräch fort, und selbst der Alte nahm Theil daran.

Ich war dadurch ganz von meinen Betrachtungen abgezogen worden und horchte auf ihre Unterredung, die in mancher Art belehrend für mich war. Es betraf nur die Kunst, worüber Jeder seine besonderen Ansichten hatte. Ich, der nur lernen, nicht belehren wollte, mischte mich nicht in ihr Gespräch, schien immer nur die Madonna zu betrachten, doch ruhte auch mein Blick oft auf der jugendlichen, anmuthigen Gestalt der Nichte, aus deren Augen Schwärmerei und Sanftmuth strahlten, deren Mund aber, obgleich sehr schön geformt, sich stets bestimmt, wohl etwas scharf ausdrückte.

Endlich verliessen die Streitenden den Kampfplatz. Der junge Mann folgte, ich aber blieb, betrachtete nun recht aufmerksam das Gemälde und konnte der Dame nicht ganz Unrecht geben. Auch ich vermisste etwas, auch ich hatte mir eine Raphaelsche Madonna ganz anders gedacht. Vor meinem Geiste stand sie schön, wie die Schönste der Sterblichen, mit einem Auge, in welchem die höchste Mutterliebe, die zarteste Jungfräulichkeit und doch auch die Erhabenheit der Gottesmutter sich ausdrückte; die Gestalt dachte ich mir schlank, hoch, anmuthig und doch würdevoll, und um dies Alles einen Nimbus gewoben, der mich zur Anbetung hinreissen müsste. Aber meine Kniee wollten sich nicht beugen, und als sich Correggio's Madonna, van Eyck's liebliches Bild Marias und Carlo Maratti's Gottesmutter mit dem schlafenden Kinde gesehen, bewunderte ich zwar den Geist der Künstler und ihre schaffende Hand, meinte aber doch, vor meiner Phantasie schwebe ein göttlicheres Bild als die, welche mein Auge sah.

Ich kehrte nun zu der niederländischen Schule zurück, wo mich die Gestalten mit ihren lebendigeren Farben ansprachen, und ich nur in dem schönen Weibe das Weib und nichts mehr und minder vor mir sah. Dort nichts als Heilige, hier fröhliche, anmuthige Menschen und reges Leben; die Kunst bezeichnete auch hierbei genau das Land, auf dem sie gediehen war, Italien und die Niederlande. Wer weilt nicht gern vor Rubens' Löwenjagd und seinem Meleager seiner Atalante, wer lacht nicht, wenn er den Zahnarzt von Gerhard Dow oder einen Tennier beschaut, wer verweilt nicht gern vor van Dyk's Portraits König Carls des I. von England und seiner Familie, wer nicht gern vor seiner Danae? — Doch was sprech' ich 25jähriger Laie über die Kunst? Gut, dass jener junge Mann zu mir trat, einige verständige Worte

über Wouvermann, vor dessen Schlachtstücken ich eben stand, mit mir sprach und mich endlich mit Befangenheit fragte, ob ich nicht wüsste, wer die Damen und der alte Herr gewesen wären, mit denen er sich vorhin vor der Raphael'schen Madonna unterhalten habe. Ich konnte ihm nur sagen, was ich wusste, und das war wenig; doch brachte diese Frage und Antwort uns näher. Er begleitete mich noch einige Zeit durch den Saal, wo er mir mit seinem Urtheil sehr nützlich war, da ich in ihm einen sehr wissenschaftlich gebildeten Mann erkannte, der mit Nutzen die Welt selbst gesehen, und nicht, wie ich sie nur aus Büchern kannte; denn diese Reise nach der Heimath war die erste Ausflucht aus meinem väterlichen Hause.

Da er dasselbe Gasthaus oder Hôtel, wie sie es hier nennen, mit mir zugleich bewohnte, so bot er mir bei Besichtigung alles Sehenswerthen seine Begleitung an, die ich auch mit Freuden annahm, und diesem jungen Manne, der, wie ich am Abend erfuhr; der russische Fürst Demetrius P. — war, habe ich, während meines Aufenthaltes in meinem Vaterlande, manche lehrreiche Stunde, manchen interessanten Tag zu verdanken.

Der Nachmittag, so machte er mir den Vorschlag, sollte immer der Natur, der Vormittag der Kunst gewidmet sein, und nach diesem Plane wanderten wir heute nach dem sogenannten grossen Garten. Ich war auf dem Wege dahin schon wieder im Begriff, in meinen alten Fehler zu verfallen und mir das, was ich sehen sollte, schon im Voraus recht lebhaft zu malen und auszuschmücken, doch dachte ich noch zur rechten Zeit an meinen Vorsatz, mir nichts zu idealisiren, und mein Begleiter half mir in der Ausführung dieses Vorsatzes, indem er ein paar Hefte von Klemm's Chronik der Stadt Dresden aus seiner Tasche nahm und mir

zwei kleine, darin befindliche Kupferstiche zeigte, wovon das eine den grossen Garten, wie er im Jahre 1719 war, das andere aber das damalige Theater im Freien vorstellte, welches sich hier befunden hatte.

„Sie werden von dem Theater nur wenige Ueberreste, aber das Schloss mit der Menge es umgebender Pavillons noch ziemlich in dem nämlichen Zustande finden, wie es auf dem Kupfer ist, „sagte der Russe zu mir,“ übrigens ist von dem alten Glanze nur wenig geblieben. Der siebenjährige und der Befreiungskrieg haben den Garten grösstentheils zerstört und ihn meist seines herrlichsten Schmuckes, der schönen, grossen Bäume, beraubt.“

Ich fand dies leider wahr, denn gleich der Anfang des Gartens war ein Ackerfeld. Einzelne Statuen und die beiden am Eingange aufgestellten Vasen von Corradini sind, nebst dem sonderbar gebauten Schlosse mit seiner grossen, offenen Treppe, fast allein noch die einzigen Ueberreste aus den prachtvollen Zeiten der beiden Auguste, wo so manche Jagd hier gehalten, manches Fest gefeiert wurde, und Dresdens goldenes Zeitalter war. Doch ist auch jetzt der Garten immer noch ein angenehmer Aufenthalt, wo an Sonn- und Werkeltagen, von früh bis Abends, die geschäftslose Welt hinstromt, um sich beim Schalle recht guter Musik im Freien gütlich zu thun. Aber mehr noch als die tönende Musik, mehr als das Menschengewühl, welches hier wogte, ergötzte mich das Schlagen der vielen Nachtigallen, die hier im dunkeln Gebüsch sich angesiedelt haben und ihre Liebesseufzer in schmelzenden Tönen aushauchen. Auch meinem Begleiter schienen diese Töne bis zum Herzen zu dringen, und mir war es, als wenn ich bei dem süssen Flöten des Nachtigallmännchens manchen stillen Seufzer aus seiner Brust vernähme.

Wir sassen lange schweigend und uns ganz unsern Gefühlen überlassend auf einer Bank in einsamem Gebüsch. In meinem freundlichen Begleiter mochte der Gesang gleichtönende Saiten berühren, mir aber stimmte er die Saiten des Herzens zu mir noch unbekannten Gefühlen. Wir waren wohl deshalb Beide auf unserm Heimwege sehr still, und indem ich dies in der Mitternachtsstunde niederschreibe, ist es mir immer noch, als hörte ich das Flöten der Nachtigall.

Ich wollte am andern Tage die Gemädegallerie wieder besuchen, aber mein junger Freund hatte es aus guten Gründen anders beschlossen und schon nach der königlichen Bibliothek geschickt, sich dort anmelden zu lassen. Ich wusste wohl, wie viel man aus Büchern lernen, was man aber an einer Bibliothek sehen könnte, davon hatte ich keinen rechten Begriff, und so sollte mir, dem Unerfahrenen, auch heute noch manch' neuer Genuss verschafft werden.

Da einem Fremden nur von elf bis ein Uhr die königliche Bibliothek geöffnet ist, so blieb noch Zeit, uns in dem geschmackvoll angelegten Palais-Garten umzusehen, wo uns eine herrliche Aussicht lohnte. Der Blick über die Elbe nach den Weinbergen der Lösnitz ist schön, und wenn auch die Rebenhügel einigermaßen ihre Zauberkraft für mich verloren haben, so erschienen sie mir doch hier in der Ferne wieder so reizend, dass ich mich willig mit ihnen aussöhnte.

Das japanische Palais, früher holländisches Palais genannt, in welchem sich jetzt die Bibliothek, die Antikensammlung, das Münzkabinet und die Porzellansammlung befinden, wurde auf der Gartenseite von dem Feldmarschall Grafen von Flemming erbaut, späterhin von August dem Starken gekauft und vergrößert, durch seinen Nachfolger aber in jetziger Gestalt ausgeführt. Es ist wohl fast das

einzig schöne Werk der Baukunst, welches Dresden aufzuweisen hat, und dessen innere Einrichtung auch ganz seiner Bestimmung entspricht. Der Platz vor dem Palais könnte schön sein, wenn er nicht winkelig und mitunter mit sehr schlechten Häusern bebaut wäre. Doch muss auf jeden Reisenden, der von dieser Seite Dresden betritt, der Anblick des Platzes und des Palais einen günstigen, grossartigen Eindruck machen.

Wir traten nun in das Innere, um zuerst die Antikensammlung zu sehen. Ich war neugierig, welchen Eindruck diese Marmorgestalten auf mich machen würden, von denen die Archäologen mit vieler Bewunderung und Ekstase so viel geschrieben haben, doch bedauerte ich sehr, als ich erfuhr, dass ich den Veteranen der Archäologen, den alten, guten Hofrath Böttiger, hier auf seiner Arena nicht mehr finden würde, ihn, dessen Abhandlungen mir so manche genussreiche, belehrende Stunde verschafft hatten, und dessen Bild, welches ich früher irgendwo auf einer Medaille gesehen, so viel Iovialität und Gutmüthigkeit ausdrückte.

Wir traten nun, am Eingange von den zwei ägyptischen Löwen begrüsst, in den ersten Saal ein. Es war mir sonderbar, mich zwischen den leblosen, kalten, steinernen Gebilden zu sehen, die unbeweglich dastanden, mich nicht begrüsst, nicht beachtet und meine Phantasie nicht im Mindesten in Bewegung setzten. Ich fühlte schon im ersten Augenblicke, dass hier nur der Künstler, nicht der Laie beobachten müsse, höchstens der Anatom sein Feld offen finde.

Als mein junger Russe forschend weiter schritt, blieb ich allein in dem vierten Saale zurück, wo die so hoch gefeierte kolossale Minerva und noch andere ausgezeichnete Statuen stehen. Ich verweilte hier, um zu prüfen, ob es

möglich sei, mir Leben in diesen Marmor zu denken, aber so sehr ich auch meine geschäftige Phantasie aufrief, so bereitwillig sie auch sonst ist, selbst oft ungerufen mich überrascht, so war es ihr doch nicht möglich, dem kalten Steine Leben und Wärme zu geben, mir blieb die Göttin der Weisheit blind und todt, und den jungen Athleten, der im nämlichen Zimmer stand, konnt' ich mir trotz seiner schönen Formen nicht als rüstigen Kämpfer denken, der mit jedem Augenblick seine gelenken, kräftigen Glieder in einer andern Richtung bewegt. Hier fühlt' ich recht, wie wenig Kunstsinn in mir liegen müsse, oder wie viel Ideales die Archäologen, sich und Andere täuschend, in den verstümmelten Ueberresten des Alterthums zu finden glauben.

Mich in einer pittoresken Natur Erzogenen ergreift Alles, was Leben und Farbe hat, mehr als das farblose Todte. Die ruhende Venus von Titian könnte ich mir leicht sich im frischesten Leben erhebend denken, wie sie den liebenden, schmach tenden Blick in einen zürnenden verwandelt, weil ich sie überrascht. Säh' ich aber die Statue der Venus, die hier vor mir stand, auf einem Ruhebette liegen, so würde ich sie für ein Todtenbild halten, vor dem ich zurückschreckte, und meine Einbildungskraft wäre nicht vermögend, sie mir lebend und in jugendlicher Frische darzustellen.

Meinem Begleiter, dem ich meine Gedanken mittheilte, gelang es trotz der Wärme, mit der er mich auf die Schönheiten mehrerer Antiken aufmerksam machte, nicht, dem Unwissenden, Unempfänglichen das heilige Feuer der Kunst einzublasen. Ich verliess die Säle an Wissen, aber nicht an Kunstgefühl bereichert.

Die Zeit zur Beschauung der Bibliothek nahte, und deshalb durchwanderten wir schnell das Münzkabinet und die Porzellansammlung. Ersteres, für den Kenner und den

Geschichtsforscher von grossem Werthe, hat für den blossen Beschauer wenig Interesse. Letztere Sammlung, wohl einzig in ihrer Art, befriedigt wohl nur die Neugierde und bietet allein dem Kuriositätenfreunde Genuss dar.

Nun gingen wir nach dem Heiligthum, aus dem ich bisher mein Bischen Wissen geschöpft hatte, und das möchte wohl, wie meine Bemerkungen über die Kunstwerke Jedem zeigen können, leider wenig sein. Auch mein Begleiter schien besonders da hinauf gezogen zu werden, denn als er auf der breiten, schönen Treppe nach seiner Uhr sah und fand, dass die zur Besichtigung der Bibliothek bestimmte Stunde schon längst geschlagen habe, lief er so eilig hinauf, dass ich ihm kaum folgen konnte.

Wir traten in das Geschäftszimmer, wo wir freundlich empfangen wurden und die Nachricht erhielten, dass der Oberbibliothekar schon mit mehreren Fremden vorausgegangen sei. Ein Aufwärter wurde beauftragt, uns zu ihm zu führen.

In dem ersten Zimmer, das wir betraten, fanden wir wohl einige zwanzig Lesende, welche, die Feder in der Hand, aufgeschlagene Bücher neben sich, an langen Tafeln sassen, und Keiner das Auge von seinem Buche auf uns wendete. Es herrschte hier eine so feierliche Stille, dass wir unwillkürlich den Athem an uns haltend, nur durchzuschleichen wagten. Der Eindruck, den diese wie Automaten da sitzenden auf uns machten, war dem Eindrücke gleich, den ich fühlte, als ich auf meiner Herreise in Christiania in einen Schachklubb eingeführt wurde und ich die, wie es schien, von der Welt ganz abgezogenen Spielenden mit gestütztem Haupte in tiefes Sinnen versunken, die grotesken Figuren hin und her schiebend, am Schachtisch sitzen sah, so dass ich Anfangs glaubte, ich sei in eine Gesellschaft von Adepten

gerathen, die, den Stein der Weisen aufzusuchen, sich abmühten.

Mir wurde es erst leichter um's Herz, und ich athmete erst wieder frei, als wir in ein anderes Zimmer traten, wo ich an den Wänden, in hohen offenen Fächern, Bücher von allen Grössen in schönster Ordnung aufgestellt fand. Ich wollte hier verweilen, forschen, aber der junge Russe trieb mich vorwärts, und ich konnte nicht begreifen, was ihn so sehr nach dem Oberbibliothekar hinzog. Als wir aber das dritte Zimmer, der allgemeinen Geschichte gewidmet, betraten, wusste ich bald, was ihn so gewaltig angetrieben hatte, denn ich sah den Oberbibliothekar, einen freundlichen Mann von stattlichem Ansehen, sich angelegentlich mit zwei Damen unterhalten, in denen ich leicht die Tante und Nichte erkennen konnte. Sie hatten ein Buch in Folio vor sich, das Abbildungen der Schönheiten des englischen Hofes, von König Jacob dem Ersten bis zur Königin Anna, enthielt; er war eben in deren Erklärung begriffen, als wir ihm vorgestellt wurden. Der russische Fürst musste ein früherer Bekannter von ihm sein, denn er nannte ihn sogleich bei seinem Namen und freute sich, ihn wieder zu sehen; auch ich wurde von ihm freundlich und herzlich begrüsst, da mich ihm der Fürst als einen jungen Norweger, seinen Freund, vorstellte.

Auffallend war es mir, dass, als der Bibliothekar den Namen des jungen Fürsten aussprach, die beiden Damen rasch auffuhren, selbst der alte Herr von dem Karton, den er eben durchblättert, aufsah, nach dem Russen blickte, doch schnell wieder finster vor sich nieder sah, die Nichte, hoch erröthet, mit ernstem Blick die schöne Gestalt des jungen Mannes überflog, die Tante aber freundlich und neugierig nach ihm hinschaute. Dieses Mal konnt' ich nicht umhin, den

Damen meine Verbeugung und mich ihnen bemerklich zu machen, und in dem Augenblick, als Fürst Demetrius auf die Nichte zuing, um mit ihr zu sprechen, wendete sie sich nach mir und fragte, nicht ohne einige Verlegenheit: „Mich dünkt, mein Herr! Sie schon irgendwo gesehen zu haben?“

„Ja!“ antwortete ich unbefangen, „Auf der Höhe, von der man die herrliche Aussicht nach Dresden hat, da stand ich neben Ihrem Wagen, das Ränzchen über der Schulter, den Wanderstab in der Hand, und mein Auge sah in diesem Augenblicke nicht mehr nach der Stadt und der schönen Gegend, es sah nur auf Sie.“

Die Dame erröthete schon wieder, die Tante lächelte höhnisch, der alte Herr aber wandte sich zu mir und sagte, einen forschenden, staunenden Blick auf mich werfend, „Sie scheinen sehr offenherzig zu sein, junger Mann“ — Ich fühlte, dass ich bei diesen Worten verlegen wurde — „Wie lange sind Sie schon auf Reisen?“ fragte er dann nach einer kleinen Pause in sehr gutmüthigem Tone.

„Seit sechs Wochen, mein Herr!“ erwiederte ich, und der Ten, mit dem er zu mir gesprochen, hatte alle Verlegenheit verscheucht. „Noch nie aus meinem väterlichen Hause gekommen“ fuhr ich fort, „ist diese Reise meine erste Ausflucht; und ich fühle selbst, dass ich auch hier eines väterlichen Freundes bedarf, denn ich fürchte —“

„Fürchten Sie nur!“ unterbrach er mich mit einiger Heftigkeit, „Fürchten Sie nur, dass Sie das Vaterhaus nicht wieder so betreten möchten, wie Sie es verliessen. Rein zieht der Jüngling aus, verdorben kehrt er oft zurück.“ Dies sagend ergriff er meine Hand, drückte sie, und sein Auge ruhte dabei wehmüthig, fast schmerzvoll auf mir. „Hedwig!“ sagte er hierauf, sich zu der Nichte wendend, „Was Dir vorhin dieser junge Mann sagte, kann Dir nur

schmeichelhaft sein — Doch lieber Herr Oberbibliothekar,“ redete er jetzt diesen an, und man sah, dass er einen sich ihm aufdringenden Gedanken gern verscheuchen wollte, „Wir halten Sie so lange auf — Führen Sie uns nur, wir folgen.“

Wir gingen nun durch mehrere grosse Zimmer, meist Alle der Geschichte gewidmet. Geschichte ist mein Lieblingsstudium, und gewiss würde mein Blick von meiner Wissbegierde an die vielen dicken Folianten gefesselt worden sein, wenn er sich von dem ehrwürdigen, melancholischen Gesicht des alten Kriegsmannes hätte losreissen können. Eben so schien es meinem Freunde mit dem schönen, aber ernsten Antlitz der Dame Hedwig zu gehen, denn sein Auge hing unablässig an ihr, und er suchte sie stets durch ein Gespräch festzuhalten, dem sie aber, so wie es mir schien, auswich, oder das sie kurz abbrach.

Jetzt kamen wir in den schönen, elegant dekorirten, der deutschen und französischen Geschichte gewidmeten Saal. Ich glaube, dass nicht leicht eine Bibliothek etwas Impo-
santeres aufzuweisen hat, wozu auch die reizende Aussicht, die man von hieraus hat, das Ihrige beiträgt. Der Blick über die Stadt und den Strom und nach dem ihn bekränzenden Lösnitzer Weingebirge ist köstlich. In dem Saale selbst befindet sich ein reicher Schatz historischer Werke, und überhaupt ist auf hiesiger Bibliothek dieser Zweig der Wissenschaften am reichhaltigsten ausgestattet.

Während wir die übrigen Zimmer durchwanderten, wobei der zuvorkommende Bibliothekar mit ausgezeichnete Gefälligkeit bald seltene Handschriften, bald Kunstwerke uns zeigte, that der alte Herr manche sonderbare Frage an mich, bei denen ich wohl fühlte, dass er meinen Verstand und meine Urtheilskraft prüfen wollte, und die ich mit möglichster Unbefangenheit beantwortete. Ueberhaupt schien er

mich mehr zu beachten, als meinen Begleiter, auf den er nur zuweilen einen forschenden, beobachtenden Blick warf, und ich fühlte mich — jeder Mensch hat seine kleine Eitelkeit — schon deshalb zu ihm hingezogen.

Niemand war wohl bei dieser fast zwei volle Stunden dauernden Wanderung mehr zu beklagen, als der arme Oberbibliothekar, den die Tante mit einer Menge thörichter Fragen belästigte, die seine Artigkeit jedoch für Pflicht hielt zu beantworten; er dauerte mich, da es mich überdies dünkte, er schätze das Alter bei Frauen weniger hoch, als das Alter seiner Handschriften; und da hat wohl der freundliche, gefällige Mann auch recht.

Am Portale trennten wir uns, der alte Soldat drückte mir noch zum Abschiede die Hand, und als er eben in den Wagen steigen wollte, wandte er sich noch einmal nach mir und sagte: „Wenn es Ihnen Freude macht, so können Sie mich heute Abend auf der Brühlschen Terrasse finden.“ Ich dankte ihm durch eine stille Verbeugung, der Wagen rollte hin, mein Begleiter ging nach dem Hôtel, ich aber, der absichtlich vergessen hatte, mich ins Fremdenbuch einzuschreiben, auf die Bibliothek zurück, wohin mich eigentlich die Neugierde trieb, zu wissen, wer der alte Mann und seine Damen wären. Ich las in dem Buche: Graf Stephan G., Gräfin O. und Hedwig R. Diese Namen sagten mir, dass es Polen wären, und nun fühlte ich doppeltes Interesse für sie.

Nach Tische fuhren wir nach einem Weinberge, wo ein Lord Findlater sich vor einiger Zeit eine Villa gebaut hatte, welche jetzt den Dresdnern zum Vergnügungsorte dient. Der Weg dahin führt einem andern solchen Belustigungsorte vorbei, den sie, wegen der hier eingerichteten Badeanstalt, das Bad nennen; früher ist es der Hauptsammelplatz der Dresdner Vergnügungslustigen gewesen,

doch scheint es mir nicht so ganz mit dem Luxus der Zeit fortgeschritten zu sein. Wir stiegen hier aus, fanden ein bedeutendes Gewühl von Menschen aus allen Ständen und eine recht freundliche, aber nicht imposante Aussicht über den Strom, nach den Loschwitzer Weinbergen und der sächsischen Schweiz, hielten uns hier, trotz der guten Musik, die man in Dresden fast an jedem Versammlungsorte findet, nicht lange auf und fuhren weiter.

Bei der anspruchslosen Villa des preussischen Gesandten hielten wir von Neuem an, da man uns gesagt hatte, dass in der ganzen Umgegend Dresdens die Stadt sich nirgends so schön zeige, als von hier. Auf die Gefahr, zurückgewiesen zu werden, traten wir ein, erfuhren, dass der Gesandte abwesend sei und wurden von einem Bedienten höflichst eingeladen, uns hier umzusehen; er selbst bot sich uns als Führer an. Der Ruf hatte nicht übertrieben. Dresden lag hier vor uns, wie ein Juwel in der reizendsten Fassung. Der breite Fluss wogte zu unseren Füßen majestätisch dahin, die Stadt mit ihren Thürmen, der schöne Hintergrund, hauptsächlich aber die Brühl'sche Terrasse, die wir hier mit ihrem kleinen Pavillon sahen, bezauberten uns. Von keinem andern Punkte hab' ich die Stadt wieder so ganz in ihrer Schönheit gesehen.

Der Anblick der Terrasse erinnerte uns aber an das, was wir heute Abend noch zu erwarten hatten, und so begnügten wir uns mit flüchtigem Beschauen und mit dem schönen Eindruck, den diese Gegend auf uns zurückgelassen hatte, und setzten, ohne das Innere der Villa zu besehen, unsern Weg nach Findlaters Weinberge fort.

Alles, was man zum Lobe des Engländers, der sich hier ansiedelte, sagen kann, ist, dass er einen schönen Punkt wählte, worauf er sein schweres, gedrücktes Haus mit nie-

deren Zimmern baute. Ich fand hier das gar nicht, was ich mir von einem englischen Landhause gedacht hatte, welches, meiner Idee nach, in seinem Aeussern einfach, aber elegant, oder auffallend, in seinem Innern aber comfortable gebaut sein musste. Von Allem war hier nichts zu sehen, desto glücklicher aber war der Standpunkt gewählt, auf dem er das Gebäude aufgeführt hatte, denn hier hat man eine der herrlichsten Aussichten. Mehr aber als der rauschende Strom, als die Kette von Rebenhügeln mit ihren Landhäusern, mehr als die hohen Kuppen des böhmischen Gebirges, die im Hintergrunde hervorragten, mehr als der Königs- und Lilienstein galt mir das kleine Haus, am Fusse jenes Berges, in welchem Schiller wohnte, so manches herrliche Gedicht seiner Phantasie entsprungen war, und er den Don Carlos schrieb. Dieser echte deutsche Dichter, auch mir, dem weit vom Vaterlande Entfernten, so theuer, hatte mich so oft entzückt, mir die Brust mit Sehnsucht und Ahnungen geschwellt und die Thräne ins Auge gelockt. Sein Posa, von dem man mit Wahrheit sagen kann, er sei ein Ideal aus einer höhern, bessern Welt, hatte mich so oft hingerissen, dass mein Blick alles Andre unbeachtet liess und nur auf das Häuschen geheftet blieb. Lebhaft malte mir die Phantasie den Dichter, an seinem Schreibtische sitzend, das verklärte Auge gen Himmel gehoben, als die Scene des Königs mit Posa vor seine Seele trat, und ich sah das freundliche, zufriedene Lächeln, mit dem er sie niederschrieb. O! der Augenblick, wo der Dichter schafft, gibt ihm doch seinen schönsten Lohn, den ihm nicht Missgunst, nicht feile Kritik rauben kann.

Auch das gegenüber liegende Blasewitz, das der Gustel in Wallensteins Lager seine Celebrität zu verdanken hat, zog meine Blicke an, aber unglücklicher Weise ist dieser Ort mit seiner sandigen Umgebung der wenigst anziehende Punkt

der ganzen Gegend, und deshalb versetzte Schiller auch wohl dessen Helden ins Marketenderzelt.

Es gibt Stunden im Leben, welche dem Menschen unvergesslich bleiben und die auch mit aller Jugendfrische den Greis noch in der Erinnerung umschweben sollen. Solche Stunden glaub' ich heute genossen zu haben, und mein Geist ist noch so beschäftigt, meine Sinne sind noch so aufgereg't, mein Herz schlägt noch so laut, so rasch, dass, wenn ich nicht bei unsrer Rückkehr von der Spazierfahrt die Begebenheiten des Tages aufgezeichnet hätte, sicher eine Lücke in meinem Tagebuche entstanden wäre: denn jetzt etwas Anderes zu denken, zu fühlen und niederzuschreiben, als was ich an diesem Abend gedacht und empfunden habe, wäre mir unmöglich.

Doch ruhig mein Herz! — Was bewegt dich so sehr? — Liebe soll ja die stärkste der menschlichen Leidenschaften sein, und Liebe, Frauenliebe hat dich ja noch nicht durchschauert. Klopfe deshalb nur ruhig, bis auch dir die Stunde der Weihe schlägt.

Wir gingen nicht zu früh nach der Terrasse. Fürst Demetrius hielt mich davon ab und meinte, es sei für ihn nicht schicklich, so früh zu kommen und seine Ungeduld, die Damen zu sehen, dadurch zu deutlich auszusprechen. Er sagte noch Manches über Convenienz und Rücksichten, die man in der Welt nehmen müsse, und liess mich dabei nicht mehr in Zweifel, dass er für die junge Polin eine heftige Leidenschaft gefasst habe. Endlich schien es doch die Convenienz zu erlauben, die hohe, von zwei in Stein gehauenen antiken Löwen bewachte Treppe nach der Terrasse hinauf zu steigen.

Die Aussicht, welche man da oben geniesst, ist wahrhaft überraschend, und gern hätte ich mich schon auf die erste Steinbank gesetzt, wenn mich mein Begleiter nicht

vorwärts getrieben hätte. Ihm war die schöne Natur nichts, die Polin Alles, und so musst' ich mit ihm fort.

„Dort sitzen sie!“ raunte er mir jetzt zu, als wir an mehreren Gebäuden vorübergegangen waren, „Dort an jenem Tische bei dem Pavillon — Vater, Tante und Nichte! — Kommen Sie!“ — Ich folgte gern, denn auch mir waren diese Menschen werth geworden.

Nach kurzer Begrüssung liess der Graf Stühle und Tassen bringen, die Tante lud uns ein, Platz zu nehmen, und so kam ich neben ihr und dem Alten, der Fürst zwischen Hedwig und ihm zu sitzen. Mir schien es, als ob heute die Blicke der Frauen mich öfter und länger trafen, als sonst, der Graf aber den Fürsten noch mehr beobachtete, als er schon heute früh gethan. Doch das kümmerte mich wenig, war doch der alte Mann herzlich gegen mich, und wenn er nicht mit mir sprach, so schweifte mein Auge in der Gegend umher. Was verlangte ich mehr?

Der Thee war getrunken; der Graf stand auf. „Kommen Sie,“ sprach er zu mir, „Wir wollen ein wenig auf- und abgehen; die Sonne geht bald unter und wird uns ein herrliches Schauspiel gewähren; ich bin fast alle Abende hier, es zu sehen. „Wir standen auf, der Fürst ging zwischen den Damen, ich folgte mit dem Grafen, der Anfangs schweigend und in tiefen Gedanken neben mir ging, mich endlich aber fragte: „Fühlen Sie auch beim Untergange der Sonne Ihr Herz erhoben?“

„Es ist für mich ein grosses, erhabenes Schauspiel,“ erwiderte ich mit Feuer, „Es ist ein schöner, deutungsvoller Anblick!“

„Ja wohl!“ sprach er sehr ernst, „Es ist ein schauerliches Lebewohl, das sie uns sagt. Mich dünkt bei diesem Anblick immer, als hört' ich es noch wie Geistergruss hinter den Bergen hervor tönen, wenn sie auch schon längst un-

tergegangen ist. So geht alles Grosse im Leben unter! — edle Männer! — edle Nationen! — Wer doch nur, wie sie, wieder erstehen könnte!“

Während dieses Gespräches tauchte die Sonne ihre letzten Strahlen in die Fluth, die fernen Berge erglühten von ihrem Abendroth, und hinter mir flammten, wie an jenem Abend, die Fenster des Königsteins, und das ganze Thal schien in Gluth getaucht; es war ein herrlicher, Herz erhebender und doch so wehmüthiger Anblick. Mein Auge traf jetzt zufällig den alten Mann, der, wie es mir schien, den letzten scheidenden Strahlen ein Lebewohl zurief. Sein Anblick erschütterte mich. Die lange, hagre Gestalt stand unbeweglich, sein weisses Haar, seine bleichen Wangen von Abendgluth geröthet, sein Auge in Thränen schwimmend. So stand er, wahrscheinlich in Erinnerung versunken, die ihm nur wehmüthige Bilder vorführen konnte. Ich sah ihn unverwandt an, er musste es bemerken, denn er wandte sich schnell, ging nach seinem Platz am Pavillon zurück, setzte sich einen Augenblick, und wir thaten ein Gleiches. Aber bald, ohne weiter ein Wort gesprochen zu haben, stand er wieder auf. „Gute Nacht, Ihr Herren!“ sagte er, „Wir werden uns wohl noch wieder sehen und, Gute Nacht, mein Sohn!“ gleich darauf mit einem mich sonderbar erschütternden Tone mir zuraunend, entfernte er sich.

Noch lange hallten diese Worte in mir wieder, noch lange fühlt' ich den Druck seiner Hand, und als mein Begleiter schon längst zu Hause war, sass ich noch auf der nämlichen Stelle.

„Was zieht mich denn so sehr nach diesem alten Polen, was übt doch sein schwermüthiger Blick für eine Macht über mich, was konnte für ein Zauber für mich in den Worten

„Gute Nacht, mein Sohn“ liegen? — Ich kann mir darüber nicht Rechenschaft geben. —

Als der Sonne letzter Strahl hinter die Berge gesunken war, ihr Wiederschein immer bleicher und bleicher wurde, und all' meine Empfindungen aufgereggt waren, starrt' ich noch einmal in die scheidende Gluth, nahm meine Schreibtafel und schrieb:

O weile, gold'ne Himmelstochter, weile!
 Tief ist Dein Wellengrab, lang Deine Nacht.
 Warum sobald entflieh'n, warum die Eile?
 Gönn' uns noch länger Deiner Schönheit Pracht;
 Vergolde länger noch des Stromes Fluthen,
 Noch länger breite Deine Strahlen aus,
 Dass Wald und Flur erglüh'n in Deinen Gluthen;
 Dann senke Dich hinab in's feuchte Haus.

Schön bist Du, wahrlich schön, wenn Deine Strahlen,
 Die Nacht durchbrechend, sanft und mild erglüh'n;
 Und Berg und Thal sich rosenfarben malen,
 Und Myriaden Sterne vor Dir flieh'n.
 Schön bist Du, wenn Dein Glanz die Welt nun wieder
 Zum Licht, zum Leben ruft nach langer Nacht,
 Und Millionen sinken dankend nieder,
 Dass nun der junge Tag mit Dir erwacht.

Doch herrlicher bist Du bei Deinem Scheiden;
 Dein Lebewohl durchbebt des Menschen Herz.
 Er fühlt gelindert dann sein Erdenleiden,
 Er fühlt dann nur der Wehmuth Wonn' und Schmerz.
 Du gehst zur Ruh', erstehst am Morgen wieder
 Verjüngt, verschönt in wunderbarer Pracht.
 Da schwingt für ihn die Hoffnung ihr Gefieder,
 Zum neuen Leben führt sie ihn durch Nacht.

Schon ist es Mittag, und ich habe, trotz meiner unbeschreiblichen Sehnsucht, meinen väterlichen Freund noch nicht gesehen; es hätte ja auch nur der Zufall uns zusammenführen können. Was ich heute beschaute, war schön, aber konnte mich doch nicht dafür entschädigen, denn, so

wie irgend ein Gedanke die Seele vorherrschend beschäftigt, ist sie für andere Gegenstände selten recht empfänglich.

Wir begaben uns heute zuerst nach der Gewehrgallerie, und da ich kein Jäger bin, interessirte sie mich nur wenig, nur meine Neugierde fand Befriedigung. Interessanter war mir die Sammlung der Gipsabgüsse von Raphael Mengs, und obgleich sie sich noch todter, als die Marmorstatuen, dem Auge zeigen, sah ich doch hier so Manches, was schon früher beim Lesen den Wunsch, es zu sehen, in mir rege gemacht hatte. Hier fand ich den Laokoon, den sterbenden Fechter, Amor und Psyche, den vatikanischen Apoll und den Hermaphrodit, lauter Meisterwerke der Kunst, und ich konnte mir nun wenigstens eine bildliche Vorstellung von ihnen machen.

Auch hier verweilten wir nicht lange und beschlossen, da uns noch Zeit übrig blieb, das grüne Gewölbe zu besuchen. Als ich mich flüchtig in den Sälen umsah, war es mir, als blickte ich in einen mit lauter Raritäten angefüllten Guckkasten. Was die Hand, was die Geduld des Menschen hervorzubringen vermag, findet man, unter hundert Gegenständen kaum ein Nützliches, hier beisammen. Welche Zeit, wie viel Geld ist nicht an diesen Raritäten verschwendet worden? Was hätte der Mann, der die holländische Fregatte von Elfenbein verfertigte, mit seiner Beharrlichkeit und seinem Fleisse der Welt nützen können? — Was hätte der geschickte Juwelier Dinglinger leisten können, wenn er, statt mit seiner Familie und 14 Gehilfen 8 Jahre lang an des Grossmoguls Hofstaat zu arbeiten, seine Zeit an Nützlicheres verwendet hätte? — Auf einer, ohngefähr 3 Fuss ins Gevierte grossen silbernen Platte hat er Aurengzeb, von seinem Hofstaate, Trabanten, Vasallen und Beamten umgeben, durch unzählige sauber gearbeitete Figuren dargestellt.

Das Material zu diesen kostete 19,000 Thaler, für seine Arbeit erhielt er 39485 Thaler, so dass für dieses Kunstwerk, wenn man es so nennen will, 58,485 Thaler ausgegeben worden sind. Der kleine, aus einer Perle geschnittene Zwerg König Carls des Zweiten von Spanien ist auch eine Kuriosität des oben genannten Dinglingers, von dem man hier noch Vieles sehen kann.

Bei dem goldenen Ei, in welchem man zuletzt eine kleine, niedlich gearbeitete Krone von Perlchen und Diamanten findet, wunderte ich mich, dass es Napoleon bei Besichtigung des grünen Gewölbes nicht requirirt hat. Es wäre für ihn ein ganz passendes Geschenk für einen seiner Nepoten, oder Marschälle gewesen.

Der Juwelenschmuck des Regentenhauses ist bedeutend. Für mich hatten der Saphirring, den Kurfürst Johann Friedrich in der Schlacht von Mühlberg trug, und die beiden Ringe Doktor Luthers den meisten Werth. Haben dergleichen Sachen geschichtliches Interesse, so gewinnen sie dadurch bei mir unendlich an Bedeutsamkeit. Die anderen kostbaren Juwelen aber, die ich hier sah, hätten höchstens den Wunsch nach ihrem Besitz in mir erwecken können; ich habe sie nur flüchtig überschaut.

Desto länger stand ich sinnend vor den Bildnissen aus dem Regentenhause, die hier, von Moritz bis zu August dem Dritten, zwischen den Fenstern hängen. Bei ihrem Anblick trat die Geschichte ihrer Zeit lebendig vor meine Seele, jedes Bild hatte daher einen grossen Werth für mich. Ich suchte — mein altes Steckenpferd — in ihren Zügen ihre Thaten, ihr Handeln zu lesen, und oft habe ich gefunden, was ich suchte, besonders bei Moritz, Johann Georg dem Ersten und August dem Starken. Magdeburg und Passau; Leipzig und der Prager Friede; die Polnische Krone und der Altranstädter

Friede, Alles dies sah ich vor mir, Alles drückte sich in den Physiognomien der Herrscher aus. Schade, dass die häuslichen Tugenden August's des Ersten, dass sein väterliches Walten so anspruchslose Tugenden sind, dass sie sich eben deshalb nur wenig in Blick und Zügen aussprechen. —

Fürst Demetrius, der, wie ich fast glaube, in dem Hôtel, wo die Polnische Familie wohnt, einen Spion haben muss, hatte erfahren, dass der Alte unwohl sei und heute sein Zimmer nicht verlassen würde. Wir erwarteten daher mit Ungeduld die Rückkehr des Bedienten, den er, sich nach des Alten Befinden zu erkundigen, dahin geschickt hatte. Er brachte uns endlich den tröstlichen Bescheid, dass das Unwohlsein des Grafen nicht von Bedeutung sei.

Da der Fürst heute zu einem seiner Landsleute eingeladen war, musste ich allein umherschwärmen und schlug den Weg nach dem Plauischen Grunde ein, klimmte, die Landstrasse verlassend, Berg auf, Berg ab und hatte nicht Ruhe, noch Rast, meine Gedanken waren bei dem alten Manne, der mich Sohn genannt hatte. Es schien, als ob ich heute, selbst an dieser wahrhaft romantischen Gegend, so wenig Geschmack finden könne, als an den Raritäten des grünen Gewölbes. —

Nun hab' ich doch endlich ein Schauspiel gesehen. Der Fürst, der von seinem Gastmahl bald nach Hause kam, schlug vor, das Theater zu besuchen. Wie erstaunte ich, als unser Wagen vor einem Hause auf dem Bade still hielt, welches der grossen Breterbude in Drontheim glich, wo zuweilen wilde Thiere zu sehen waren. „Haben sich Thalia und Melpomene hieher verirrt?“ dachte ich und trat missgestimmt in diesen Tempel Thaliens. Das Stück hatte schon begonnen. Man gab eine Wiener Posse, deren halb lateinischen, halb deutschen Namen ich vergessen habe. Zwi-

schen Aerger und Lachen sah ich zwei Stunden zu, lachte über den Unsinn, der komisch genug vorgetragen wurde, ärgerte mich aber über mich selbst, dass ich solchen Unsinn belachen konnte.

Bei unserer Nachhausefahrt erfuhr ich zu meinem Troste, dass nur des Sommers, und meist Possen oder kleinere Stücke auf dem Bade, grössere aber in einem andern Hause in der Stadt gegeben würden, von dem ich mir indess auch keine besonders günstige Vorstellung machen sollte. Nun so will ich denn einen andern Abend erwarten, um zu sehen, welchen Eindruck die dramatische Kunst auf mich machen wird, denn wie sie sich heute mir gezeigt hat, möchte ich sie nicht gern in meiner Erinnerung aufzeichnen.

Heute wollten wir den ganzen Tag der Wissbegierde widmen, damit ich Dresden bald verlassen kann, denn mich zieht es nach meiner Vaterstadt Pirna und ihrem Friedhofe hin; aber des Menschen Wille wird ja so selten zur That!

Wir begannen unsre Wallfahrt schon früh. Das königliche Schloss war unser erstes Ziel, doch war uns nur vergönnt, es von Aussen zu beschauen, da die Anwesenheit des Hofes uns nicht gestattete, sein Inneres zu durchwandern.

Ausser dem Hofe, wo früher Turniere und Ringelrennen gehalten wurden, und wo das Schloss ein alterthümliches, aber fürstliches Ansehen hat, gewährt es in Hinsicht seiner Bauart wenig Bemerkenswerthes. Von Herzog Georg dem Bärtigen in deutschem Styl erbaut, nach einem grossen Brande, der fast die Hälfte davon in Asche legte, von August dem Starken vergrössert wieder hergestellt, findet man keine Einheit im Baue und Geschmack. Seine Lage würde reizend schön sein, wenn nicht früher die Festungs-

werke, jetzt aber eine Menge Gebäude und hauptsächlich die katholische Kirche dem Schlosse die Aussicht nach dem Strome benähmen.

Die katholische Kirche, in der ich morgen die Messe zu hören hoffe, hat dem protestantischen Sachsen zwei Millionen Thaler gekostet. Sie ist gross, im Style damaliger Zeit, 1751 erbaut und erinnert in ihrem Aeussren an das Eigenthümliche fast aller Kirchen der Jesuiten. Vier und sechzig Statuen Heiliger, die Nämlichen, welche mir an jenem Abend, wo ich die Elbbrücke zum ersten Male betrat, so auffallend waren, zieren das Gotteshaus. Das Innere ist schön, ein Altarblatt von Raphael Mengs soll von Werth sein. Uebrigens schmücken mehrere gute Gemälde die verschiedenen Altäre und Kapellen dieser gewiss sehenswerthen Kirche, deren vorzügliche Orgel das letzte Kunstwerk des berühmten Orgelbauers Silbermann ist.

Dieser Kirche gegenüber steht das Schauspielhaus. Ich habe es von allen Seiten betrachtet und ziemlich das Haus auf dem Bade, nur in grösserem Maasstabe, wieder gefunden, doch will ich mein Urtheil erst aussprechen, wenn ich sein Inneres gesehen und die Künstler, wie sich die Herren Schauspieler hier zu nennen pflegen, in diesem Tempel werde bewundert haben. Es könnte ja leicht sein, das Haus wäre einem jungen Mädchen zu vergleichen, das ärmlich, selbst unreinlich gekleidet, durch Schönheit und Geist erst bei näherer Beschauung und Bekanntschaft gewinnt.

Das Brühl'sche Palais, wohin wir uns von hieraus begaben, wurde von dem Minister Grafen von Brühl erbaut. Es bietet nichts Sehenswerthes, erinnert aber, so wie das Cosel'sche Palais, an die für Sachsen so denkwürdigen Zeiten der Auguste und wird deshalb für die Geschichte des Landes ewig merkwürdig bleiben. Was ein Mann, von eben

nicht besonders ausgezeichneten Geistesgaben, über seinen Fürsten vermag, hat der Erbauer dieses Palais unter der Regierung August's des Dritten gezeigt, wo er unumschränkt über Leben, Freiheit und Eigenthum des Volkes schaltete. Da ich in Klemm's schon früher erwähnter Chronik dessen Nachlass aufgezeichnet finde, so will ich der Sonderbarkeit wegen Einiges davon, so wie er im Jahre 1765 gerichtlich berechnet wurde, hier niederschreiben.

An Gütern und Grundstücken 1,050,700 Thlr.; an baarem Gelde, ausstehenden Schulden, Forderungen für 7 Rückstände 856,630 Thlr.; an Pretiosen und Medaillen, worunter 78 Ringe, 835 Tabatieren, 55 Etais, 102 Taschenuhren, 67 Riechfläschen, 395,805 Thlr.; an Silberwerk und Porzellan 89,221 Thlr.; die Garderobe und Wäsche, worunter 198 gestickte Kleider, 61 reiche, 84 sammtene, 43 Schlafröcke, 47 Pelze, 17 Zobelmüffe, 75,350 Thlr.; Bildergalerie und Bibliothek 105,329 Thlr.; die Kellerei 55,644 Thlr.; Gewehr- und Sattelkammer 27,367 Thlr. — so dass sich nebst noch andern Gegenständen der Nachlass auf 2,830,644 Thlr., das Passivum aber auf 1,291,297 Thlr. belief, und noch ein Ueberschuss von 1,539,347 Thlrn. blieb.

Das Cosel'sche Palais ist ein hinter der Frauenkirche versteckt liegendes ansehnliches Gebäude. Wie König August in dem schönen Dresden seiner Geliebten ein Palais in diesem Winkel bauen lassen konnte, wo Wall, Kirche und eine enge Gasse es verdecken, ist unbegreiflich.

Das prinzliche Palais ist in französischem Styl gebaut und scheint viel Raum zu enthalten, sieht aber von Aussen etwas düster aus; sein Innres konnten wir nicht sehen. Eben so erging es uns mit dem Opernhause, das jetzt nur noch zuweilen zur Aufführung von Oratorien gebraucht wird.

Warum benutzt man es nicht statt des Schauspielhauses? — Es scheint mir gross und geräumig genug dazu.

Der Anblick des Zwingers hat mich sonderbar überrascht. Betracht' ich ihn mit seiner schönen Orangerie, seinen, wenn auch jetzt nur noch unbedeutenden Springbrunnen, als Vorhof eines an der Elbe liegenden prachtvollen Schlosses, was anfänglich seine Bestimmung war, denk' ich mir ihn in seinem vollen Glanze, wo er zu Hoffesten gebraucht wurde, und alle Statuen, Springbrunnen und das jetzt verfallene Nymphenbad noch nicht durch frevelnde Hände zerstört waren, so macht er einen grossartigen Eindruck auf mich, und doch sind alle einzelnen Theile desselben so kleinlich, so manierirt, selbst die Einfahrt so eng, dass sich bei näherer Beschauung der grossartige Eindruck gänzlich verliert.

Bei meiner Nachhausekunft fand ich eine Einladung, zu meinem Polnischen Veteranen zu kommen, ich folgte ihr gern, nur that mir der Fürst leid, dessen höchstes Glück es gewesen wäre, mich zu begleiten. Ich traf den Alten in seinem Zimmer allein. „Wollen Sie morgen mit mir auf einige Tage nach der sächsischen Schweiz reisen?“ redete er mich an, „so schicken Sie heute Abend Ihr Reisebündel zu mir und stellen sich morgen früh um 5 Uhr hier ein.“

So wenig Talent ich sonst zu einem Diplomaten habe, glaube ich doch, mich in diesem Augenblicke ziemlich listig benommen zu haben: „Herr Graf!“ erwiederte ich, „Ich würde mich glücklich schätzen, in Ihrem Wagen diese längst besprochene Reise zu machen, aber ich habe schon dem Fürsten Demetrius das Versprechen gegeben, ihn nach dieser interessanten Gegend zu begleiten. Er nimmt sich des mit der Welt ganz Unbekannten so treulich an, dass es undankbar wäre, ihn allein reisen zu lassen.“

„Sie haben Recht,“ erwiderte der Alte, „aber es thut mir leid, Sie bei dieser kurzen Ausflucht nicht um mich zu haben. Mein Herz bedarf der Theilnahme, vielleicht hätte es sich Ihnen öffnen können; es thut mir wahrhaft leid.“

Mir that es auch leid, und obgleich ich noch keinen Reiseplan mit dem Fürsten entworfen hatte, so glaubte ich doch, ihn in diesem Augenblick nicht verlassen zu dürfen. „Herr Graf!“ hub ich wohl etwas schüchterner als vorhin an, „Ich glaube, dass Ihr Wunsch und meine Pflicht sich vereinigen liessen, wenn Sie nur erlauben wollten, dass der Fürst von der Parthie sein dürfte. Ich fahre in seinem Wagen und so —“

„Schon gut, schon gut!“ fiel er mir hastig in die Rede und sein Blick traf mich so durchdringend, dass ich beinahe die Fassung verloren hätte. „Gedulden Sie sich nur einige Augenblicke“ fuhr er fort, entfernte sich in ein Nebenzimmer und liess mich allein. Bald kehrte er jedoch zurück. „Die Tante, der hierbei eine Stimme gebührt,“ sagte er nun „hat Ihr Arrangement genehmigt. Machen Sie den Fürsten damit bekannt, will er unser Gefährte sein, so mag er mit uns Berg und Thal durchstreifen; den Tag der Abreise zu bestimmen, überlass ich ihm, nur wünschte ich, heute noch davon in Kenntniss gesetzt zu werden; Sie schreiben mir wohl ein paar Zeilen. Nun gehen Sie nach Hause, fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „Sie werden noch Manches zu ordnen haben. Mir wäre der morgende Tag zur Abreise der liebste. Es zieht mich hinaus ins Freie; beim Säuseln des Windes in den schattigen Linden, beim Brausen des Sturmes durch den alten Eichbaum, da fühl’ ich mich wohl, da umweht mich die Erinnerung heiter und trübe, da möcht’ ich Ihnen so gern mein Herz ausschütten.“ Er stand

auf, seine Rührung zu verbergen, drückte mir heftig die Hand und „Auf Wiedersehen!“ sagend, verliess er das Zimmer.

Die Liebe muss doch eine allmächtige Gewalt über den Menschen üben, denn mein junger Freund umarmte mich bei dieser Nachricht, die ich ihm von unserer Reise brachte, wie ein Wahnsinniger, drückte, presste mich an sich, nannte mich seinen Engel, seinen besten Freund und rief mitten in seiner Ekstase den Kellner, ihn zu fragen, ob sein Herr ihm vielleicht seine Braunen verkaufen würde. Der Handel wurde natürlich bald abgeschlossen, und der Graf sogleich benachrichtiget, dass wir morgen früh zur bestimmten Stunde in Pillnitz eintreffen würden.

Da es der letzte Abend war, den ich für jetzt in Dresden zubringen sollte, so wünschte ich, da eben heute in dem Schauspielhause in der Stadt ein mir unbekanntes Lustspiel gegeben wurde, es zu sehen. Demetrius hätte mich heute aus Dankbarkeit selbst nach der Hölle begleitet, und so gingen wir denn früh genug ins Theater, wo der Fürst zwei Billets zu Sperrsitzen sich geben liess, weil ich von da, wie er meinte, das Haus am besten übersehen könnte. Schon dies Wort machte mich ängstlich, der Gedanke an Einsperren war mir zuwider, doch folgte ich meinem Freunde, der mir lachend voran ging.

Der Weg führte durch einen ziemlich engen Gang eine Treppe hinunter in ein mit Mäntel und Hüten garniertes enges Vorplätzchen, wo ein freundlicher Mann uns Hut und Stock abnahm, Thüre und Vorhang öffnete und uns einzutreten bat. Mein Freund wusste hier Bescheid, ging voran, ich folgte, mich zwischen den leeren Bänken und den schon Sitzenden hindurch schmiegend, und bald fasst' ich vor meiner Nummer Posto und hatte Musse, mich im Hause umzuse-

hen. Ja! so hab' ich mir ein Schauspielhaus gedacht, nur grossartiger, eleganter, fast möcht' ich sagen reinlicher. Als es sich aber nach und nach füllte, und eine sehr starke Dame neben mir Platz nahm, segnete ich die jetzige Zeit, wo die Reifröcke nicht mehr in dem unendlichen Umfange, wie sonst, Mode sind, denn auch ohne Reifrock nahm die korpulente Dame die Hälfte meines Sitzes ein, und um ihn nicht ganz zu verlieren, sah ich mich genöthigt, mich zu setzen. Der Fürst that ein Gleiches; aber mein Gott! Jetzt fühlt' ich zum ersten Male recht deutlich, wie es den unglücklichen, wie Häringe zusammen gepackten Negern in einem Sklavenschiff zu Muthe sein muss, die sich doch noch wenigstens ausstrecken können, was mir hier ohnmöglich war. Ich wäre nun bald vor Ungeduld vergangen, wenn nicht die Musik begonnen und die Aufmerksamkeit von meinem Unbehagen abgezogen hätte. Bald ging auch der Vorhang auf, und meine Seele war allein noch beschäftigt.

Es würde mir schwer werden, meinen Gemüthszustand während der Aufführung des Stückes zu schildern. Ich lachte nicht, es war ein ernstes Lustspiel, wohl mehr ein Drama, aber ich hätte jeden Augenblick weinen können, wenn ich mich dessen nicht geschämt hätte, denn jedes herzlich gesprochene Wort rührte mich und erregte meine innigste Theilnahme. Mehrere Schauspieler schienen mir wirklich Künstler zu sein, denn sie täuschten mich durch ihr natürliches Spiel so sehr, dass ich alle Mühe hatte daran zu denken, dass das, was ich vor mir sah, nicht die handelnden Menschen selbst, dass es Schauspieler wären, und der Schauplatz die Bühne und nicht die wirkliche Welt sei. Nur zuweilen wurde die Illusion durch das Spiel Einiger gestört, die mich zu sehr daran erinnerten, dass ich mich unter ihnen befand, und das mochten wohl keine Künstler sein, wenn sie sich

auch dafür halten. Doch war ich entzückt, und als der Vorhang beim Schluss des Stückes fiel, wurde ich traurig, dass es schon zu Ende sei. Noch jetzt, da ich dieses schreibe, stehen die Gestalten handelnd und sprechend vor mir, und mir ist, wie es mir auch während der ganzen Vorstellung war, als ob ich selbst eine handelnde Person dabei sein müsste, solchen Theil nahm ich an Allem.

Ich bat den Fürsten bei unserer Nachhausekunft, mir noch etwas Näheres über die Bühne und ihre Einrichtung und Verwaltung zu sagen, er entschuldigte sich aber, dass er heute zu zerstreut sei, und meinte, es würde sich wohl während unserer Wanderung durch die sächsische Schweiz ein ruhiger Augenblick finden, wo wir mit einander darüber sprechen könnten. Ich glaube es kaum, fürchte vielmehr, die ruhigen Momente werden dort noch seltner sein, als hier.

So soll ich denn das schöne Dresden schon verlassen und habe doch so Manches noch nicht gesehen. Alle Schätze, welche die Säle des Zwingers enthalten, manche schöne Gegend in der Umgebung der Stadt und, was ich am meisten beklage, Moreau's Denkmal sah ich nicht.

Nun, ich werde ja wieder in die Stadt, welche von Natur und Kunst so reichlich begabt ist, zurückkehren und das Versäumte nachholen. Jetzt weg mit Stadt und Kunst, über die Berge mit Ungestüm will ich, ruf ich mit Göthe aus. Ach! gegen Mutter Natur ist die Kunst doch nur eine dürftige Amme.

Nun endlich bin ich in Gottes heiliger Natur und athme wieder so frei wie auf den Bergen meines zweiten Vaterlandes. Aber wie wird es mir hier mit meinem Tagebuche ergehen? Mein Reisegefährte schläft, trotz dem Klopfen seines Herzens, schon ruhig auf seinem Bett, und ich kämpfe

gegen die Müdigkeit, sitze an einem kleinen Tischchen und schreibe nieder, was die Erinnerung mir zurückführt. Nur getrost an's Werk, thu' ich es doch für meinen alten Vater, und da wird ja wohl das müde Auge wach bleiben. Zuerst aber will ich mir die aus meinen Büchern geschöpften Notizen über das Ländchen, das ich durchstreifen will, aufzeichnen, damit mein Vater sieht, dass ich nach Allem, was seine Heimath betrifft, gründlich geforscht habe.

Der Theil des Meissner Hochlandes, den man die sächsische Schweiz nennt, umfasst nicht mehr als 13 bis 14 Quadratmeilen. Nördlich von dem Wesnitzbache, westlich von der Bahre umflossen, umschliesst ihn südlich und östlich die böhmische Grenze; mitten hindurch fliesst majestätisch die Elbe. Fast keine bedeutende Ebene enthaltend, erheben sich überall wunderbar gestaltete, durch grosse Wasserfluthen gebildete Quadersandsteinfelsen, die mit ihren, zuweilen lachenden, öfter noch finster grausigen Thälern den ganzen Flächenraum bedecken. Früher von Raubrittern bewohnt, die sich besonders längs der Elbe angesiedelt hatten und deren Burgen meist in Trümmern liegen, von grossen Dynasten, wie die von Dohna und die Berka's von der Duba zu Hohnstein beherrscht, ist wohl die Kultur erst spät in diese Gebirgsgegend gedrungen, die mit der Stadt Pirna bald an Meissen kam, bald wieder von Böhmen in Besitz genommen wurde, bis sie endlich im 13. Jahrhunderte für immer dem Markgrafen von Meissen unterworfen wurde.

Die Bewohner dieses Landstriches sind sorbischen Stammes, doch hat sich hier die Nationalität nicht so in Form und Sprache erhalten, wie in der Lausitz. Es ist ein thätiges, betriebsames Volk, von ihrem wenigen Ackerbau und der Viehzucht lebend, an der Elbe aber und in einigen Thälern ist der Obstbau nicht unbedeutend, ein Beweis, dass

das Klima hier zwar rauh, aber im Vergleich andrer Berggegenden Norddeutschlands mild zu nennen ist. Auch ernähren sich viele hundert Menschen in den Steinbrüchen, da rohgehauene Steine von hier aus auf der Elbe weit ausgeführt werden.

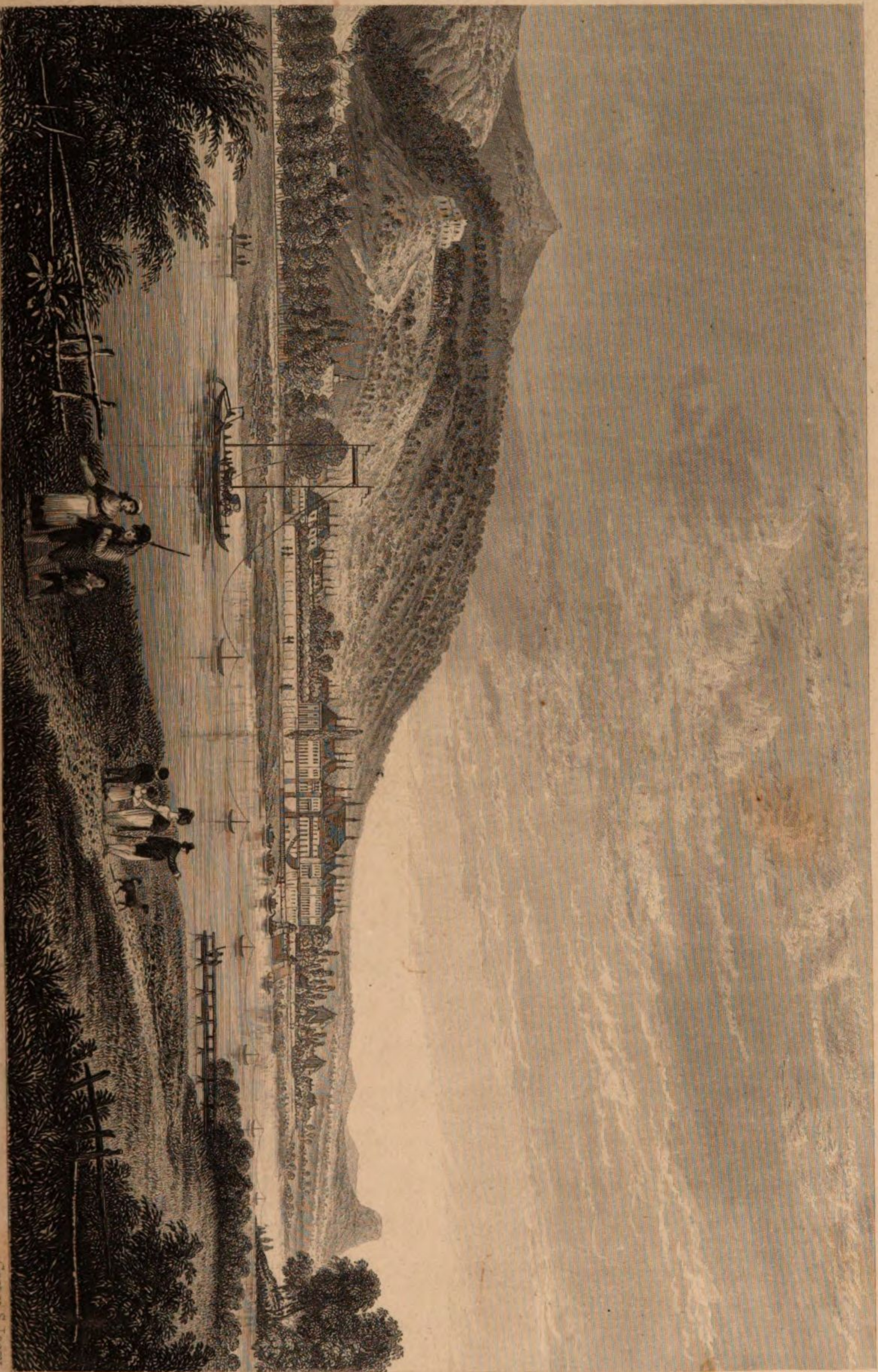
Ehedem waren die hiesigen Wälder ein sicherer Aufenthalt wilder Thiere; Bären, Wölfe, Luchse, wilde Katzen traf man in Menge; Hirsche weideten in Heerden, unter dem Geflügel sah man den Steinadler, den Auerhahn und das Birk- und Haselhuhn über die Gipfel der Berge oder durch die engen Schluchten der Thäler ziehen. Jetzt trifft man nicht Bär nicht Wolf mehr, der letzte Luchs wurde am Ende des vorigen Jahrhunderts geschossen, und nur selten sieht man hier noch den majestätischen Edelhirsch, der zur Zeit der vorigen Herrscher sorgsam gehegt wurde, jetzt aber nur noch von Böhmen herüberstreift. Selten nur wird dem spähenden Jäger ein Auerhahn oder Birkhuhn zu Theil, auch diese Bewohner ehrwürdiger Forsten sind hier nicht mehr; der egoistische Mensch verdrängt Alles von der Erde, was ihm nicht nützt, als ob Gott sie nur für ihn allein zum Eigenthum geschaffen hätte.

Eins nur fehlt dieser Gegend, sie ihres Namens (der sächsischen Schweiz) ganz würdig zu machen. Wilde Bergströme durchrauschen in Menge ihre Schluchten und stürzen sich von den Höhen der Berge herab; aber sie eilen rasch und unaufhaltsam dem Bette der Elbe zu und verweilen nicht zwischen den Felsschluchten, sich dort als ruhiger See von ihrem raschen Lauf zu erholen. Diese heitern Ruhepunkte für das Auge fehlen dieser Landschaft, und die majestätisch dahin wogende Elbe vermag nicht, ganz dafür zu entschädigen. —

Pillnitz.

Mein Freund und ich setzten uns heute wohl mit ganz verschiedenen Erwartungen in den Wagen, er hoffte in Hedwigs Augen einen Himmel, ich in der schönen Gegend, die wir durchziehen sollten, eine Welt voll Wunder zu sehen; Beide suchten wir Genuss für unser Herz, er in der Liebe, ich in der Natur. So verliessen wir die Stadt der Künste, die sich so gern das deutsche Florenz oder Elb-Athen nennt. Wir fuhren den weniger romantischen Weg auf dem hohen Elbdeyer über Tetschen nach Leubogast, zwei wohlhabende Städte, die mit ihrem vornehmen Landbesitze dem Könige der Provinz liegen, von der Pillnitz die Hauptstadt ist. Die herrliche Elbe, nach dem königlichen Lustschlosse Pillnitz zu fließen, durch Schloss und Gärten der Stadt, und durch einen prächtigen Park, der seit dem Könige August IV. schon vorhanden, das Schloss von Pillnitz, und noch seinen Park wurde es wieder im Jahre 1744 zerstört, nachher August der Dritte hat es als Geschenk dem Grafen Cosel, und von Cosel kam es an den Feldmarschall Grafen Rutowsky. Kaiser August II., der es wieder in Besitz genommen hatte, liess statt des alten grossen Schlosses mit seinen hohen Thürmen und Giebeln zwei Palais, das Berg- und Wasserpalais erbauen; seinen jetzigen Zustand aber verleiht es dem Könige Friedrich August, welcher Pillnitz ununterbrochen zu seiner Sommerresidenz wähle.

Bei unserer Ankunft war die Polische Familie noch nicht eingetroffen. Demetrius trieb die Lagedahl wohl zehnmal aus dem Hause, um zu sehen, ob noch kein Wagen käme, es kamen deren viele, aber immer nicht der ersuchte. Ich, weniger unruhig, sorgte indessen für ein gutes Frühstück.



Gez. v. I. Richter.

P I L L N I T Z.

Gez. v. S. Jacey.

liess einen Boten kommen, der uns auf den Borsberg führen sollte, schweifte in der Umgegend umher und besah einstweilen so Manches.

Endlich kam der lang ersehnte Wagen. Die Tante hatte nicht fertig werden können, und daher die Verspätung; ich fürchte, so wird es uns auf unsrer Reise noch öfters ergehen. Der Graf war sehr herzlich gegen mich, schien dennoch verstimmt und mit der Tante, die manches scharfe Witzwort traf, nicht im besten Vernehmen zu sein. Hedwig war sehr ernst und in ihrem Benehmen gegen den Fürsten auffallend abgemessen, doch schien es mir, dass sobald, wenn sie sich unbemerkt glaubte, ihr dunkelblaues tief liegendes Auge, wenn es auf dem Russen ruhte, lebendiger, glühender wurde. Die Tante, sich um Alles diess wenig kümmernd, frühstückte mit gesundem Appetit, und ich folgte ihrem Beispiele, bis wir, als es elf schlug, unsere Wanderung begannen.

Wir sahen zuerst das aus drei Theilen, dem Berg-, dem Wasser- und dem neuen Palais, bestehende Schloss; Letzteres wurde an der Stelle des 1818 abgebrannten alten Schlosses aufgeführt. Hier befindet sich die Kapelle und der Speisesaal mit Frescogemälden des Professor Vogel geziert, die beiden anderen Palais, welche die königliche Familie bewohnt, liegen jedes zwischen zwei einzeln stehenden Pavillons, von toskanischen Säulen getragen und sonderbarer Weise mit sinesischen Dächern gedeckt. Das Ganze hat ein freundliches, heiteres Ansehen.

Uns nach Berg und Thal sehnend, durchstrichen wir nur die Gartenanlagen, ergötzen uns an der aus carrarischem Marmor von Trippel verfertigten Statue der Vestalin, welche in dem mit seltenen Pflanzen reich ausgestatteten botanischen Garten aufgestellt ist, und sahen die mitten

in Weinbergen freundlich gelegene Dorfkirche, von wo aus wir unsere Wanderung nach der Ruine fortsetzten.

Schon hier hat Natur die Gegend reichlich ausgeschmückt, und auch die Kunst das Ihrige gethan. Vor dem vom König Friedrich August erbauten Raubschlosse, wie man die Ruine zu nennen pflegt, hat man eine sehr anmuthige Aussicht über das Elbthal, und sie ist ein genussvoller Vorschmack von dem, was man im Laufe dieses Tages zu erwarten hat. Von hier aus schweift das Auge schon in bedeutende Fernen; man übersieht das ganze Elbthal von Pirna bis Dresden, sieht Dohna, Weesenstein, Lockwitz und selbst die Thürme von Meissen. Den Horizont begrenzen die hohen sächsischen und böhmischen Berge, und unten im Thale, wo der Strom den Heger, diese schöne Insel, malerisch umfließt, liegt Pillnitz mit seinen Schlössern und Gärten still und ruhig, geräusch- und prunklos wie das es bewohnende Fürstenhaus. Ohne die Zimmer der Ruine zu besehen, würden wir unsere Wanderung fortgesetzt haben, wenn nicht die Tante darauf bestanden hätte, sie aufschliessen zu lassen. Ueberhaupt dünkt mich die kleine Karavane, die wir bilden, aus ganz heterogenen Theilen zusammengesetzt zu sein. Der Tante ist das Ameublement eines Schlosses interessanter als Schloss und Gegend, Fräulein Hedwigs dunkelglühendes Auge scheint zwar seelenvoll die Gegenstände und die Umgegend zu betrachten, mir kommt es aber vor, als verschmelze sie alle äusseren Gegenstände mit ihrem Innern und sähe in jeder Trümmer der Vorzeit nur die Trümmer ihres unglücklichen Volkes, das sie mit Leidenschaft zu lieben scheint. Mein russischer Freund mag hinblicken, wohin er will, er sieht nur sie, immer nur sie. Der alte Graf schweift mit ernstem Blicke in der Gegend umher, auch ihn begleitet die Vergangenheit überall, und jeder Fels, jede

Schlucht mahnt ihn an eine Weltbegebenheit. Ich allein, der ich nicht der Vergangenheit, nicht der Zukunft angehöre, ich fröhliches, sorgloses Kind der Natur, ich allein hänge an ihr, wie das Kind an der Mutterbrust, und wie die Biene aus der duftenden Blume, saug' ich aus ihren erhabenen Schönheiten mir Nahrung für Geist und Gemüth. — Doch wohin schweife ich! Schnell zum weiteren Niederschreiben unserer Wanderung.

Ohne grosse Anstrengung stiegen wir auf angenehmem Waldpfade hinunter nach dem Friedrichsgrunde, wo eine düster beschattete Brücke zu dem künstlichen Wasserfalle, der hier 138 Fuss herabstürzt, führt. Heute braus'te er glücklicherweise, sich in Staub auflösend, über die Kaskaden herab, denn da er sein Wasser meist aus dem Teiche der Meixmühle und einigen kleineren Quellen erhält, rieselt er oft nur bescheiden hernieder, statt sich hinunter zu stürzen. Von hier aus mussten wir nun jedoch auf gebahntem Wege eine Stunde steigen, ehe wir den mit Birken und Tannen bewachsenen Gipfel des Borsberges erreichten. Auf diesem Wege war die Tante mit ihrem Bedienten zurückgeblieben, welcher mit Lebensmitteln beladen, die er jedoch dem Führer zu tragen übergeben hatte, der Dame als Stütze und Magazin dienen sollte. Kaum bemerkten wir, dass sie zurückgeblieben sei, als Fürst Demetrius Fräulein Hedwig schnell verliess und zu der Tante eilte. Erst nachdem wir uns schon lange an der herrlichen Aussicht gelabt hatten, sahen wir sie an des Fürsten Arme keuchend heraufkommen. Bei ihrem Anblicke gab der Graf Hedwig einen Wink, die ihn auch sogleich verstand und nun geschäftig war, in der Eremitage, einer künstlich ausgehauenen Grotte, in welcher ein niedliches Zimmerchen ist, ein zweites Frühstück zu bereiten, da Mittag schon lange vorüber war.

Während die Tante hier ausruhte und schon jetzt die Reise verwünschte, sahen der Graf und ich, uns wenig um sie kümmernd, noch immer die Gegend. Mein Auge ruhte lange auf Pirna und seinem Schlosse, das von Aussen so lachend erscheint, dessen Inneres aber so viele Thränen weinen sieht. Die Aussicht ist viel umfassender, als sie von der Ruine war, denn hier sieht man die ganzen Berge der sächsischen Schweiz, und der Königstein, Lilienstein, die Kulmer Berge und das Elbthal liegen ausgebreitet vor uns. „Hier betrachten Sie nur Alles genau,“ sagte unser gesprächiger Führer, als wir auf einer durch Trümmer verborgenen Treppe auf den Altan über der Grotte stiegen, „in der ganzen sächsischen Schweiz findet sich kein Punkt, wo Sie auf einmal so viel Schönes sehen können als hier.“ Der gute Mann kann recht haben, wer eine weite anmuthige Aussicht liebt, wo eine Menge Kirchsipitzen Dörfer und Städte bezeichnen, wo die Berge in der Ferne mit den Wolken verschwimmen und der Vordergrund eine lachende, belebte, schöne Landschaft ist, durch welche der breite Strom mit seinen Rähnen und Schiffen sich windet, der wird auf dem Borsberge sein Auge laben, denn was man hier sieht, ist höchst anmuthig, wenn auch nicht erhaben.

Nach kurzer Ruhe schickten wir uns zur Rückreise an, wobei die Tante aber sogleich versicherte, dass sie zwar den Berg noch hinuntersteigen wolle, sich aber unten in den Wagen, der doch hoffentlich gefolgt sei, setzen und nach dem nächsten Orte, wohin wir zu gehen gedächten, fahren würde. Der Graf aber, obgleich ein Sechziger, versicherte, er sei als rüstiger Jäger noch ein recht guter Fussgänger, und hoffte mit uns gleichen Schritt halten zu können, auch das Fräulein wollte die Fusswanderung fortsetzen.

Wir stiegen nun auf Stufen in eine Schlucht hinab, an

deren Ausgange ein neu angelegter Jagdweg uns nach Klein- und Gross-Graupe brachte, wo wir den Wagen und die Zofe fanden, und die Tante mit ihrem Diener einstieg, um auf der Chaussee nach Lohmen zu fahren. Das Herrenhaus von Graupe, von Innen und Aussen als Jagdschlösschen eingerichtet, schien uns schon von fern freundlich entgegen, die Menge von Obstanlagen ergötzten uns, und als wir hinter dem Dorfe in eine bedeutende Allee traten, sahen wir auf verschiedenen Punkten die Gebirge von Dohna und Maxen wieder, wodurch der Weg für mich sehr unterhaltend wurde. Dann stiegen wir abwärts durch einen Kieferwald nach Hinter-Jessen, einem kleinen Dorfe, das auf einem sanften Abhange an der Wesenitz liegt. Auf dem jenseitigen Ufer sahen wir schon steile, wenn auch nicht hohe Felswände, links zeigte sich uns auf der Höhe Liebethal mit seiner idyllischen Kirche, und wir stiegen nun immer, zuletzt statt des Pflasters auf Mühlsteinen, nach der Grundmühle hinab. Auf diesem Wege zeigte uns unser Führer eine dem Felsen entspringende Quelle, welche nie zufrieren soll. Der Graf sagte bei dieser Gelegenheit dem Fräulein auf Polnisch: „Glücklich das Herz, das wie dieser Quell nie erstarret!“ Sein Gesicht drückte, indem er dies sagte, so Manches aus, was ich aber trotz meiner physiognomischen Kenntnisse so wenig verstand, als das Polnische, das mir Fürst Demetrius erst am Abende verdeutscht hat.

An der Grundmühle beginnt nun das reizende Felsthal, das sich von hier aus die Höhe hinauf windet. Mir pochte das Herz vor Freude, denn nun hoffte ich, dass die Gegend, wenn auch weniger lieblich, doch romantischer, pittoresker werden würde, da wir in diesem Thale die sächsische Schweiz betraten. Nur wenige Stufen aufwärts und schon standen wir zwischen dem gelblich grauen Gestein der Felswände,

wovon mehrere, durch die Fluthen herabgerissen, in dem Grunde aufgeschichtet lagen und den Weg versperrten. Hier und da unterbrach ein Hüttchen der Steinbrecher die felsige Oede, auch dem Auge bot sich zuweilen manch freundlicher Anblick nach dem Dorfe und dessen Mühle dar. Wir kletterten nun hinter dem letzten Steinbruche einen rauhen Pfad hinauf und hatten bald Liebethal erreicht.

Sonst durch eine stattliche Burg geziert, die jetzt ganz verschwunden ist, bietet der fast nur von Steinbrechern bewohnte Ort nichts Interessantes dar, als seinen freundlichen Anblick; wir ergötzten uns daran und gingen von hier, längs dem steilen Felsgange, zu dem unfern gelegenen Mühlsdorf, wo man bei den ersten Häusern in das dunkle tiefe Thal, durch welches die Wesenitz über herabgestürzte Steinmassen sich brausend wälzt, hinunterblickt. Da sahen wir die zwischen engen hohen Felsen an der Wesenitz liegende einsame Lochmühle in ihrer Einöde stehen; dieser Anblick war schauerlich und erinnerte mich an manche Gegend Norwegens.

„Die Mühle da unten,“ sagte der Pole plötzlich zu mir, „steht ruhig und einsam von Felsen umgeben, wie ein vom Schicksal Verstossener da. Die Zeit rauscht an ihm vorüber, das Schicksal thürmt seines Kerkers düstern Wände neben ihm auf, öde und menschenleer ist es um ihn, und doch bleibt er unerschüttert heiter, seinem Gesdicke trotzend. Junger Mann „fuhr er meine Hand schüttelnd fort,“ Sie haben noch einen langen Weg zu durchwandeln, ehe Sie die Welt und ihre Tücke, ihre Freuden und ihr Leid durch trübe Erfahrung kennen lernen. Schirme Sie ein guter Engel, wenn die Prüfung zu stark wird. Doch kommen Sie hinunter in das finstre Thal, das stimmt heute zu meiner Laune; seit Pillnitz ist sie mir umdüstert. Er winkte dem Führer voran zu gehen, dieser gehorchte und führte uns

auf einem steilen Wege in die sogenannte Rabenteufe hinunter, zwischen deren sich dicht zusammengdrängenden Felsen unterhalb der Mühle selbst der Fussessteig aufhört.

Die Mühle erreichend, baten wir eine junge Frau um ein Glas Milch. Hierzu bereit führte sie uns durch das Haus, öffnete eine Thür, und beim Heraustreten standen wir auf einer kleinen Brücke, wo das Wasser sich über das Mühlwehr mehrere Ellen tief rauschend stürzt. Während der Fürst und das Fräulein über die Brücke gingen und sich jenseits auf einer Bank niederliessen, blieb der Graf, unverwandt in die tobende Fluth hinab sehend, mit mir auf der Brücke stehen. In mir erweckte sein starrer finsterer Blick ein ängstliches Gefühl, und ihn zu zerstreuen, wohl auch aus Neugierde, fragte ich jetzt, was ihn seit Pillnitz so missgestimmt habe. Er fuhr bei dieser Frage auf, „Kennen Sie die Geschichte unserer Zeit so wenig, dass Sie sich der unglücklichen Pillnitzer Convention nicht erinnern?“ sagte er finster. „Wie viel Unheil hat sie herbeigeführt, wie blutig hat ihre Sichel auf dem Todtenfelde gemäht. Eine Hydra wollten die Fürsten bekämpfen, und aus jedem Tropfen ihres Blutes erstand ein neues Ungeheuer. Ueberblicken Sie, was die Menschheit seit 1792 für die wenigen ihr gebliebenen Lichtpunkte hat opfern müssen. Das alte Gebäude liegt in Trümmern, und an dem neuen pfuschen jetzt immer noch so viele bärtige und bartlose Meister, dass es ewig unvollendet bleiben wird. Auch mein Vaterland versuchte es und ging darüber gänzlich zu Grunde.“

„Es ging zu Grunde, aber ehrenvoll!“ rief von der Felswand herüber Fräulein Hedwig, mit erglühtem Antlitz sich von ihrem Sitze erhebend. Der Graf warf einen Blick auf sie, in dem Mitleid und Hohn zugleich sich aussprachen, erwiederte nicht ein Wort, nahm mich bei der Hand, verliess,

der Müllerin, die mit ihrem Krüge Milch kam, Platz zu machen, die Brücke und setzte sich dann dem Fräulein gegenüber. „Wie lange gehen wir noch bis Lohmen?“ fragte er hier den Führer, und als er von diesem erfuhr, dass wir kaum eine halbe Stunde zu gehen hätten, so meinte er, dass wir noch zeitig genug dahin kämen, und beschloss, hier etwas auszuruhen.

Seit heute früh musste zwischen dem Fräulein und dem Fürsten etwas vorgefallen sein, denn er war unbefangener, sie noch abgemessener gegen ihn als am Morgen. Immer nur mit dem Grafen beschäftigt, der das Fräulein sich selbst überlassen zu können glauben musste, denn er kümmerte sich wenig um sie, hatte ich die Unbewachten nicht viel beobachten können. Aber während der Zeit, dass wir hier sassen, glaube ich meine Zweifel gelöst zu sehen.

„Herr Graf!“ brach jetzt der Fürst das Schweigen, „in den eintönigen Flächen ihres Vaterlandes entbehren Sie doch viel, wir Russen leider auch; Sie haben keinen Berg, keinen Waldbach, der sich wie dieser vom hohen Felsen herabstürzt, keine bemooste Felswand, die stolz den Wolken entgegen strebt.“

„Jedes Land hat seine Eigenthümlichkeit, seine Reize und seine Mängel erwiederte“ der Graf.

„Und haben wir keine Berge,“ nahm Fräulein Hedwig mit Lebhaftigkeit das Wort, und das Mädchen erschien mir in diesem Augenblick wahrlich schauerlich schön, — „haben wir keine Waldbäche, die sich tobend vom hohen Felsen herabstürzen, keine Felswand, die stolz den Wolken entgegen strebt, so hatten wir doch Männer, die reissend wie der Waldstrom hervorbrachen und stolzer wie die nackten kalten Felswände mit glühendem Herzen sich für ihr Vaterland opferten.“



L O I H M I E N .

„Ich rede nicht von den Männern Ihres Landes, nur von seinen Gegenden“ erwiderte der Fürst, vielleicht das Unpassende seiner früheren Rede mildern wollend.

„Wer mein Vaterland verachtet, mein unglückliches, verstossenes Vaterland, der thut seinem Bergen wehe,“ sagte das Fräulein und diese Worte und der Ausdruck mit dem sie dies sprach, verriethen ihr Herz.

„Das wollte ich wirklich nicht“ sagte der Fürst „dann achte ich mich selbst zu sehr, um den Unglücklichen zu höhnen.“

„Ich bitte das Gespräch abzubrechen“ nahm jetzt der Alte sehr ernst und bestimmt das Wort, stand auf, winkte dem Führer und stieg trotz der kurzen Rast die einhundertvier undfunfzig in Fels gehauenen Stufen, welche zu der Höhe führen, mit jugendlicher Kraft hinauf. Wir folgten und kamen bald auf dem kürzesten Wege nach Lohmen. —

Lohmen.

Die Tante hatte uns hier schon lange erwartet, und mehrere Zimmer für uns in Beschlag genommen; da jedoch der Abend so schön, und es auch nicht spät war, so beschlossen wir, den Ort und seine Umgebungen heute noch zu besuchen, wozu sich auch die Tante wohl entschließen wollte. Wir entließen den bisherigen angelegentlichen Führer, nahmen einen Andern und begaben uns in der Abendkühle unsere Wanderung.

Wir besuchten zuerst, bei dem Vorübergehenden, den Theil des hiesigen Thaies, den man die Frausnitz nennen. Hier stürzt sich die Wesenitz wild, schäumend und tobend zwischen enge, sonderbar gezeichnete Felswände hindurch, und es geschieht, dass ich mit Vergnügen aber auch mit Schau-



L. O. S. M. E. N.

„Ich rede nicht von den Männern Ihres Landes, nur von seinen Gegenden“ erwiderte der Fürst, vielleicht das Unpassende seiner früheren Rede mildern wollend.

„Wer mein Vaterland verachtet, mein unglückliches, verstossenes Vaterland, der that meinem Herzen wehe,“ sagte das Fräulein und diese Worte und der Ausdruck mit dem sie dies sprach, verriethen ihr Herz.

„Das wollte ich wahrlich nicht“ sagte der Fürst „dazu achte ich mich selbst zu sehr, um den Unglücklichen zu verhöhnen.“

„Ich bitte das Gespräch abubrechen“ nahm jetzt der Alte sehr ernst und bestimmt das Wort, stand auf, winkte dem Führer und stieg trotz der kurzen Rast die einhundertvier undfunfzig in Fels gehauenen Stufen, welche zu der Höhe führen, mit jugendlicher Kraft hinauf. Wir folgten und kamen bald auf dem kürzesten Wege nach Lohmen. —

Lohmen.

Die Tante hatte uns hier schon lange erwartet, und mehrere Zimmer für uns in Beschlag genommen; da jedoch der Abend so schön, und es noch nicht spät war, so beschlossen wir, den Ort und seine Merkwürdigkeiten heute noch zu besehen, wozu sich aber die Tante nicht entschliessen wollte. Wir entliessen hier unseren gesprächigen Führer, nahmen einen Andern und begannen in der Abendkühle unsere Wanderung.

Wir besuchten zuerst, der Kirche vorübergehend, den Theil des hiesigen Thales, den sie die Brausenitz nennen. Hier stürzt sich die Wesenitz wild, schäumend und tobend zwischen enge, sonderbar gestaltete Felswände hindurch, und ich gestehe, dass ich mit Vergnügen aber auch mit Schau-

der das in Abendbeleuchtung noch grausiger erscheinende Schauspiel betrachtete. Da unser Führer versicherte, dass er uns morgen zu noch weit schöneren Ansichten geleiten wollte, hielten wir uns hier nicht lange auf, kehrten nach dem Orte zurück und besahen die Kirche.

Ein freundliches, mit keiner tändelnden Ausschmückung überladenes Gotteshaus ist für mich ein wohlthuender, herzerhebender Anblick. Sehe ich eine düstere, melancholische Kirche, die keine sorgsame Hand reinigt, keine fromme Liebe schmückt, so kann ich mich des Gedankens nicht erwehren: hier weilen Spinnen lieber, als Menschen. In dieser Kirche aber, einer der Freundlichsten die ich noch sah, erhebt sich das Herz zu heiliger Liebe, es ist ein würdiges Haus des Herrn. Wir verliessen es in stiller Andacht und wanderten nach dem nah gelegenen Schlosse, welches kein Denkmal des grauen Alterthums ist; erst im sechszehnten Jahrhundert wurde es von einem Herrn von Schönberg auf einem vierzig Ellen hohen, senkrechten Felsen erbaut und nur noch zwei Flügel die ein auf einer Felsspitze erbauter Altan verbindet, sind davon übrig. Von hier aus stürzte vor mehreren Jahren ein junger Knecht, der von seiner Arbeit ermüdet, eingeschlafen war, herab, brach beide Beine, wurde jedoch wieder hergestellt; eine hier eingemauerte Tafel erwähnt dieser traurigen Begebenheit. Beim Nachhausegehen erfreute uns die uralte Linde, welche den Hof beschattet, und ohne die grossen Keller und die Brauerei zu besuchen, gingen wir nach dem Gasthofe zurück, um uns mit Speise und Trank zu erquicken.

Wir blieben nicht lange bei Tische, doch so lange, bis der Mond hinter den Bergen hervorgetreten war. „Sind Sie sehr ermüdet?“ fragte mich jetzt der Graf, da wir an der Thüre allein standen, und als ich ihm versicherte, dass

ich mich gar nicht angegriffen fühle, so folgten wir dem herbei gerufenen Führer, der uns nach den Gartenanlagen brachte.

Schweigend durchstrichen wir die sich schlängelnden Wege, bis uns eine Steinbank zu rasten einlud. Der Graf schickte den Führer zurück, setzte sich, winkte mir ein Gleiches zu thun, und nachdem er eine Weile in sich versunken da gesessen hatte, brach er endlich das Schweigen.

„Mein Herz, das sich jetzt so verlassen fühlt, sehnt sich nach Theilnahme. Der Zufall brachte Sie in meine Nähe, und ich glaube in Ihnen Mitgefühl finden zu können, darum will ich Ihnen heute, wo wir allein sind, mein Schicksal mittheilen; Sie werden so manche gute Lehre daraus ziehen können.“

„Ich war ein lebensfroher, kräftiger Jüngling, als ich mich auf mein Ross schwang und mit dreissig wohl Bewaffneten zu dem Heere Kosciusko's eilte,“ begann er, und ich war von seinem Zutrauen überrascht und geschmeichelt. „Vaterlandsliebe trieb mich hin, Vaterlandsliebe liess mich unter der Fahne dieses wahrlich edlen Mannes, der nur Polens Wohl vor Augen hatte, den Schwur thun, für das Heissgeliebte zu siegen oder zu sterben. Beides ist mir nicht geworden! — Auf dem Schlachtfelde von Maciejowice, wo Polens Schicksal entschieden wurde, sein letzter Schimmer unterging, fiel ich verwundet. Erst am Abend lud man mich auf einen Karren und brachte mich nach einem abgelegenen Dorfe, wo ich auf dem halbverfallenen Schlosse einer unbegüterten adeligen Wittwe Obdach, aber auch eine barmherzige Seele fand, die sich meiner hülfreich annahm, mich pflegte und wartete. Es war die funfzehnjährige Tochter des Hauses, — war Hedwigs Mutter.“ — Sein ernstes Gesicht erheiterte sich, sein gesenktes Auge sah erglänzend hinauf nach den bleichflimmern den Sternen, und ihr Bild mochte in diesem Augenblicke vor

ihm schweben. „Sanft wie das Mondlicht, das die dunklen Felsen dort drüben bestrahlt,“ rief er begeistert, „rein wie der Thau, der erquickend jene Blumen tränkt, schön wie der Abendstern dort am dunkelgewölbten Himmel, war der fromme Engel, der mich verband, mich pflegte, mich liebte.“

„Junger Mann“ fuhr er fort, und ein ganz anderer Mensch schien er mir in diesem Augenblicke: „es bedarf nur einer einzigen Schuld im Leben, um das ganze Leben zu verbittern, es bedarf nur eines gebrochenen Herzens, um unserm Herzen für immer den Frieden zu rauben. Die furchtbare Wahrheit habe ich tief, habe ich schmerzlich empfunden. — Die Schönheit, die Anmuth des Mädchens, selbst Dankbarkeit liessen mich die erwachte Neigung der jungen unerfahrenen Maria erwidern, wir schlossen den Bund der Liebe; er sollte für ewig sein.

Als ich von meinen Wunden genesen zu meinem Vater zurückkehrte, fand ich den alten Mann von dem Schicksale des Vaterlandes so sehr ergriffen, dass selbst die Rückkehr des einzigen Sohnes die Falten seiner Stirn nicht glätten konnte. „Nicht das Schwert der Feinde, sprach er entrüstet,“ die Zwietracht, die Selbstsucht, haben es zerrissen, Polen allein ist Schuld an seinem Unglück. So lange Einigkeit es nicht stark macht, ist keine Rettung. — Er hatte Recht; ich sah es damals nicht ein, aber die Zeit hat es gelehrt.

In dieser Stimmung wagte ich nicht mit dem Vater von meiner Liebe zu reden, er hätte den an Gütern, Stand und Namen so reichen Erben, der seine Hand einem Mädchen gegeben hätte, deren Familie verarmt und unbedeutend war, thöricht gescholten. In solcher Zeit, wo der Glanz Polens untergegangen war, sollte wenigstens der Glanz des Hauses

hell strahlen. Ich entdeckte mich jedoch meiner Mutter; aber auch die sonst so Gütige zürnte mir, sie kannte des Vaters festen Willen und seine Grundsätze und beschwor mich, meine thörichte Liebe zu unterdrücken. Ich konnte es nicht, mein Herz hing noch an Marien, meine Gedanken waren nur bei ihr, ihre Briefe unterhielten die Flamme, die mich erfasst hatte, und ich schwur ihr von Neuem Liebe bis zum Tode.

„Und dennoch wurde ich ein Meineidiger!“ — sprach er dumpf vor sich hin und bedeckte das Gesicht mit seinen Händen, als ob er sich auch jetzt noch vor sich selbst verbergen wollte, und erst nach langer Pause fuhr er fort:

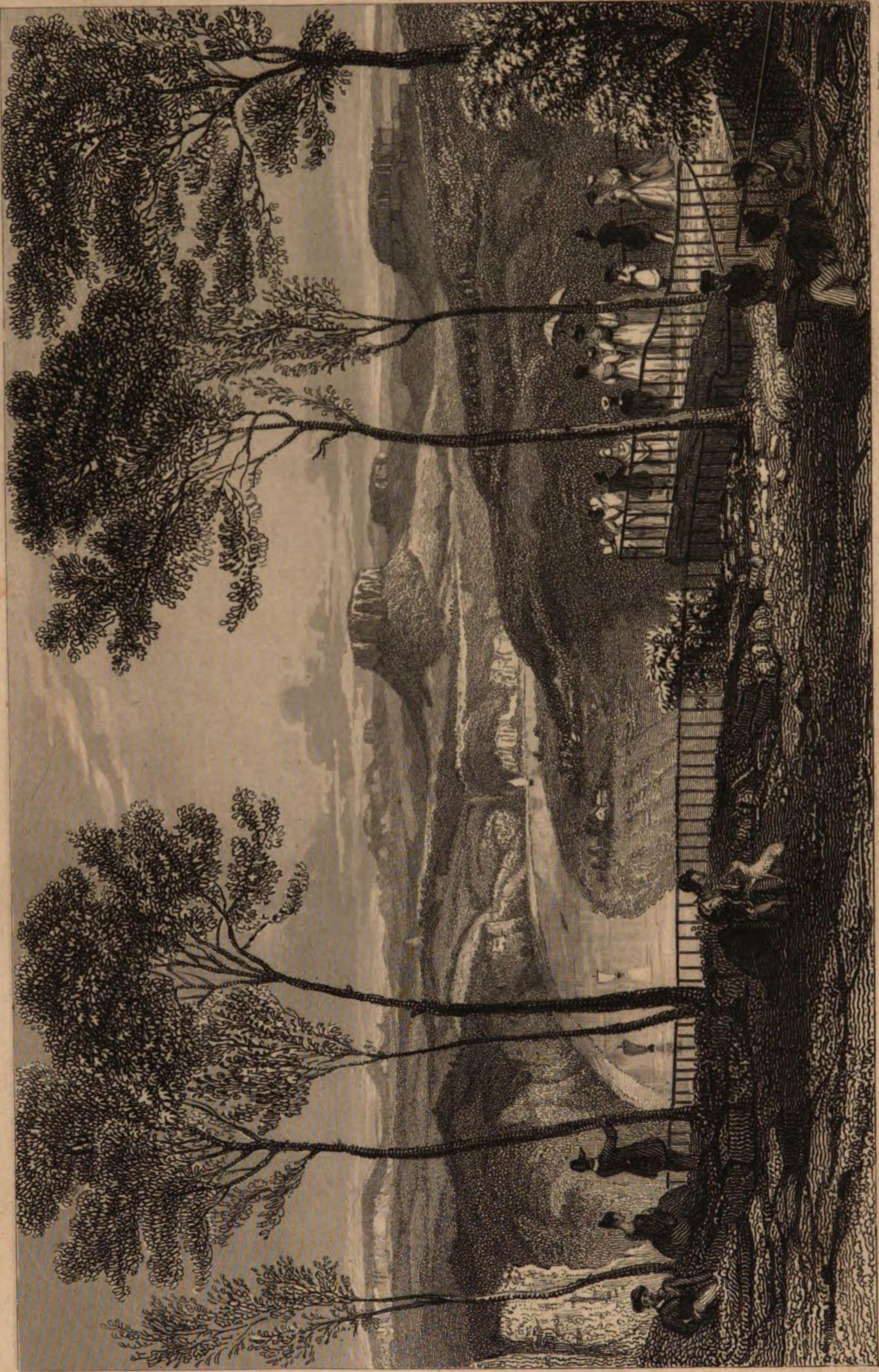
„In der Gegend von Grodno führte mich mein Vater auf das Schloss eines seiner Jugendfreunde. Hier sah ich dessen Tochter, und ihre auffallende Schönheit überraschte mich. Ein Heer von Anbetern schwärmte um die reiche Erbin des reichsten Dynasten von Lithauen; Eitelkeit trieb mich in ihren Kreis, und da meine Eltern mir klüglich ihre Absicht verschwiegen, so sah ich mich zuletzt, gleich den Uebrigen in den Zauberkreis dieser Circe festgebannt, die mich allen Andern vorzuziehen schien. Da erhielt ich einen Brief Mariens, der die mich heftig erschütternde Nachricht enthielt, dass ihre Mutter gestorben und sie nun mit ihrer kleinen Schwester hilflos und verlassen sei. Ich war ausser mir; Adelaide hielt meine Sinne fest gebannt, zu Marien zog mich Mitleid, Dankbarkeit, zog mich in den guten Stunden mein Herz. Ungewiss was ich thun sollte, unzufrieden mit mir selbst, ging ich nach dem Flügel, wo meine Eltern wohnten. Ich wollte zur Mutter, mir Trost und Beruhigung holen, wollte zum Vater, ihm Alles entdecken, meinen festen Entschluss ihm mittheilen, Marien nicht zu verlassen. Die Thüren ihrer Zimmer waren gegenüber, ob ich rechts, ob ich links eintrat, entschied vielleicht mein Schicksal. Ich öffnete die Thüre, die mich in

der Mutter Arme führte, hauchte meinen Schmerz, meine Zweifel an ihrer Brust aus, zeigte ihr offen mein bewegtes Herz, mein zerrissenes Gemüth, und lauschte ängstlich und gespannt auf ihre Antwort, ihren Trost.

„Du bist in einem Alter, Joseph, wo deine Vernunft dir allein rathen kann, rathen muss“ erwiderte sie ruhig lächelnd, „prüfe dich, dann handle! — In jedem Falle aber wird Marie eine Mutter an mir finden.“

Ja ich prüfte mich und konnte immer nicht einen klaren Blick in mein Herz werfen. Meine Mutter verreisste am andern Tage, und ich war bei ihrer Rückkehr noch ohne Entschluss; da führte der Zufall mich eines Tages mit Adelaide zusammen, sie schien mir heute reizender, sie war verführerischer als je. Ich vergass Wort und Schwur und gab mich ihr ganz zu eigen; als ich meiner Mutter diese Nachricht brachte, freute sie sich zu meinem Erstaunen weniger darüber als ich geglaubt hatte. „Du hast viel geopfert, mein Sohn,“ sagte sie bewegt, „gebe Gott, dass dein endlich gefasster Entschluss Dich nie gereuen möge. Für Mariens Schicksal ist gesorgt.“

Der Himmel hat meiner Mutter Flehen nicht erhört. Ich habe nicht glücklich mit meinem Weibe gelebt, die Erinnerung an Marien und meine Schuld haben mir das Leben so sehr, wie die Eitelkeit meiner Gattin verbittert. Drei Kinder gebar sie mir, sie starben; endlich blieben mir noch zwei Söhne, auf die ich mein zerstörtes Glück wieder aufzubauen hoffte. Der Aelteste — O Vaterschmerz ist doch der Nagendste, den die Natur dem Uebermüthigen zur Dämpfung seiner Hoffarth giebt! — es war ein kräftiges, gesundes Kind voll Geist und Leben, wuchs herrlich zum Jüngling auf und war mein Stolz. Zwei und zwanzig Jahr alt, sagte er mir Lebewohl, um mit seinem Lehrer auf Reisen zu gehen.“ —



Gest. v. R. Roberts.

DIE BASTY.

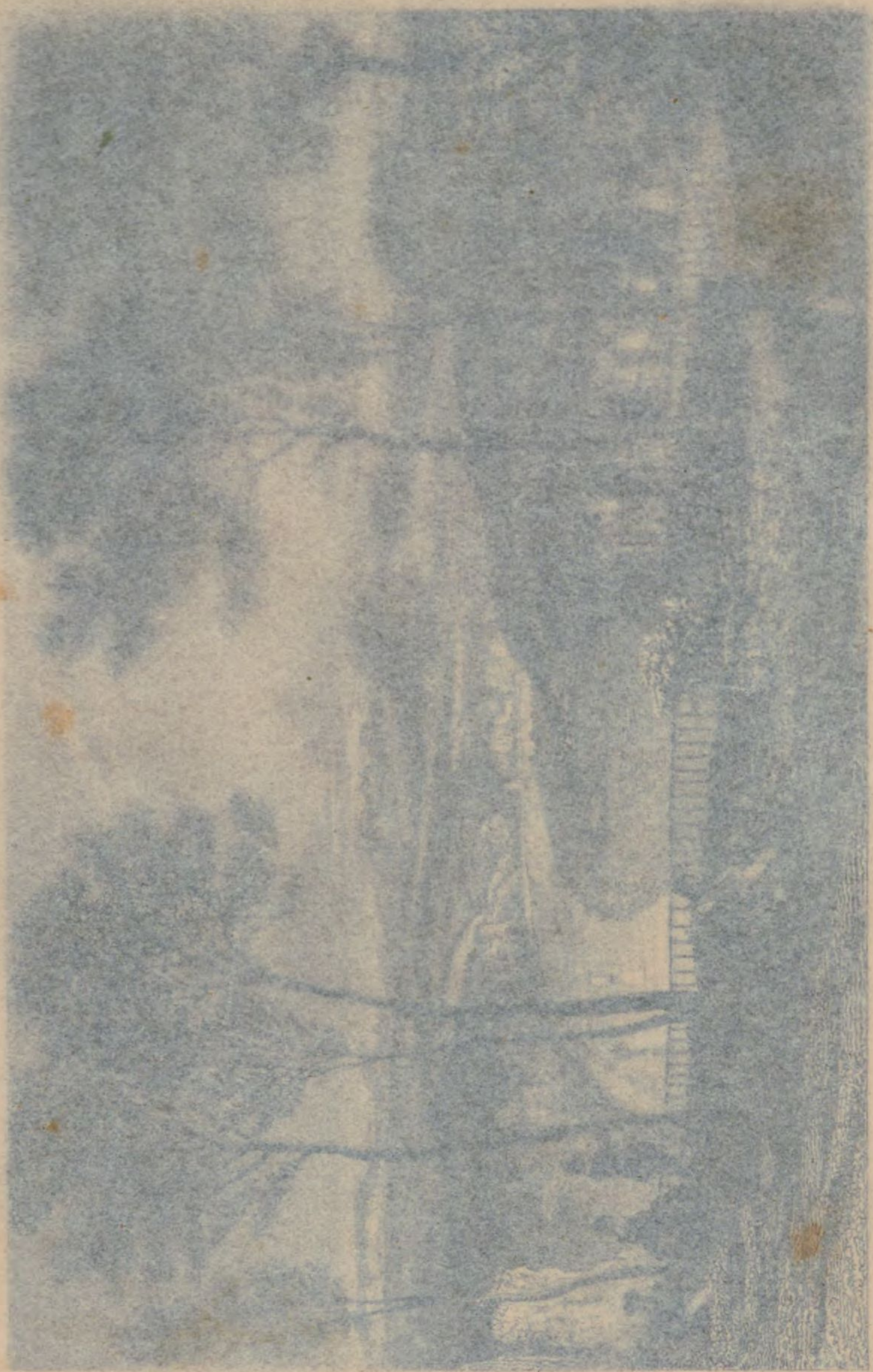
Der Alte schwieg, eine Thräne sah ich im Mondlicht in seinem Auge erglänzen. „Lebhafter als je,“ rief er, mit Heftigkeit meine Hand fassend und mich starr anblickend, „steht sein Bild jetzt vor mir, denn er glich damals Dir so ganz, war dir in Blick und Ton, in jeder Bewegung so gleich, so ähnlich — darum auch meine Liebe zu dir, darum auch jetzt mein Vertrauen.“

Ergriffen von den Worten des alten Mannes, beugte ich mich, fasste seine Hand und küsste sie mit Inbrunst. Da legte er seine Linke auf mein Haupt — „Der Herr behüte dich auf deiner Wallfahrt und bewahre dir deines Herzens Reinheit und seinen Frieden,“ sprach er. — „Komm mein Sohn!“ rief er aufspringend — „fort nach Hause! — Ich will mir die Täuschung nicht selbst rauben, denn ich fühle jetzt nur Wehmuth, nicht mehr den nagenden Schmerz. — Den Schmerz auf eine andere Zeit! —“

Schon graut der Morgen, da ich dies niederschreibe, werde ich wohl mit diesem klopfenden Herzen schlummern können?

Die Bastei.

Heute liessen wir die Tante in süsser Ruhe schlummernd in Lobmen zurück, da sie zu Wagen den geraden Weg nach der Bastei machen wollte; wir hingegen fuhren nur bis Ottowalde und begannen von da unsere Wanderung zu Fuss. Der Graf, wie das Fräulein schienen heute noch besser gestimmt als gewöhnlich, und ich bemerkte, dass wenn sein Blick sie und den Fürsten traf, er sich dann noch mehr umdüsterte; auch mich beschäftigte die gestern gehörte Erzählung des alten Mannes noch zu sehr, als dass ich ganz heiter hätte sein können. — In dieser eben nicht besten Stimmung betraten wir das Thal, welches nach der



Geo. V. F. Roberts

THE EASTERN

Der Alte schwieg, eine Thräne sah ich im Mondlicht in seinem Auge erglänzen. „Lebhafter als je,“ rief er, mit Heftigkeit meine Hand fassend und mich starr anblickend, „steht sein Bild jetzt vor mir, denn er glich damals Dir so ganz, war dir in Blick und Ton, in jeder Bewegung so gleich, so ähnlich — darum auch meine Liebe zu dir, darum auch jetzt mein Vertrauen.“

Ergriffen von den Worten des alten Mannes, beugte ich mich, fasste seine Hand und küsste sie mit Innbrust. Da legte er seine Linke auf mein Haupt — „Der Herr behüte dich auf deiner Wallfahrt und bewahre dir deines Herzens Reinheit und seinen Frieden,“ sprach er. — „Komm mein Sohn!“ rief er aufspringend — „fort nach Hause! — Ich will mir die Täuschung nicht selbst rauben, denn ich fühle jetzt nur Wehmuth, nicht mehr den nagenden Schmerz. — Den Schmerz auf eine andere Zeit! —“

Schon graut der Morgen, da ich dies niederschreibe, werde ich wohl mit diesem klopfenden Herzen schlummern können?

Die Bastei.

Heute liessen wir die Tante in süsser Ruhe schlummernd in Lohmen zurück, da sie zu Wagen den geraden Weg nach der Bastei machen wollte; wir hingegen fuhren nur bis Ottowalde und begannen von da unsere Wanderung zu Fuss. Der Graf, wie das Fräulein schienen heute noch ernster gestimmt als gewöhnlich, und ich bemerkte, dass wenn sein Blick sie und den Fürsten traf, er sich dann noch mehr umdüsterte; auch mich beschäftigte die gestern abgebrochene Erzählung des alten Mannes noch zu sehr, als dass ich ganz heiter hätte sein können. — In dieser eben nicht freudigen Stimmung betraten wir das Thal, welches nach der

Bastei führt und mit Recht die Kluft genannt wird, denn hier ragen die Felswände so dicht an einander empor, dass ihre Spitzen sich zu berühren scheinen und ein Sonnenstrahl kaum am höchsten Mittag durchzudringen vermag. Des Grafen Antlitz erheiterte sich bei diesem Anblicke, das Dunkel, die steilen mit Moos und Flechten bewachsenen Felswände mochten zu seiner Stimmung passen, und ohne jetzt weiter auf den Fürsten und das Fräulein zu achten, schritt er dicht hinter dem Führer und betrachtete aufmerksam die bemoosten, mit Flechten bewachsenen Felsen. Es herrschte bei unserer kleinen Karavane eine drückende Stille, denn mein Freund und die junge Dame schienen nur des Auges zu bedürfen, um sich zu verstehen, ich aber schritt beobachtend hinterdrein, und da mir das Entfalten der knospenden Liebe dieser Beiden neuer, mithin auch interessanter war, als jene Felsgruppen, die ich in Norwegen schon riesenhafter gesehen habe, so ist es mir zu verzeihen, dass ich mehr Auge für die Liebenden, denn dafür hielt ich sie, als für die toten Gegenstände um mich hatte.

Endlich unterbrachen widrige Töne die Stille, und unser Führer benachrichtigte uns, dass es Rappern wären, (Schlitten, worin man Holz und Steine an schräg über die Schlucht laufenden Seilen von einer Seite zur andern zieht,) welche diese eben nicht angenehmen Töne verursachten. Wir sahen dieser luftigen Fahrt über uns einige Zeit neugierig zu und setzten dann, noch immer schweigend, unsern Weg bis zu einem einsam an den hier wieder dicht sich zusammendrängenden Felsen stehenden Kreuze fort, welches von Neuem unseres Begleiters Redseligkeit erweckte.

„Betrachten Sie dieses Kreuz da oben, „hob er an“ es bezeichnet eine recht traurige Begebenheit. Vor einigen Jahren, wo diese Gegend noch nicht so besucht war, als

jetzt, durchstreifte eine Familie diese Berge; es war ein wohlhabender Mann aus einer kleinen Gebirgsstadt mit Frau und Kindern. — Doch lesen Sie lieber, was mir ein gutmüthiger Fremder hier aufgeschrieben hat, da ich es Ihnen vielleicht nicht ordentlich erzählen könnte.“ Er zog bei diesen Worten ein gewiss schon recht oft durchlesenes Blatt aus der Tasche und überreichte es mir; ich las:

„Eine angesehene, im Wohlstande lebende Familie durchreiste vor längern Jahren diese Gegend. Von zwölf Kindern war ihnen nur eine von der Natur missgestaltete, dem Herzen nach aber reichlich ausgestattete Tochter und ein hoffnungsvoller funfzehnjähriger Sohn geblieben. Sie besuchen frohen Muthes die umliegende Gegend, der Vater folgt seiner Lieblingsneigung und botanisirt, die Tochter reisst sich nur ungern von dem Anblick der schönen Natur los und breitet das mitgebrachte Frühstück aus, die Mutter, an allem Diesem wenig Theil nehmend, hat nur Augen für ihren Liebling, der in jugendlichem Uebermuthe wie eine Gemse von Felsen zu Felsen klettert. So verbringen sie mit Beschauung, Forschung und kindlicher Ausgelassenheit heiter und vergnügt den Tag, lagern bald hier, bald da, verweilen jedoch Nachmittags am längsten bei dem Felsen der Bastei, wo damals Kunst, Luxus oder die Verweichlichung des Menschen noch nicht gewagt hatten, mit ihren matten Pinselstrichen in das herrliche, erhabene Bild der Natur zu pfuschen. Hier überfällt der Schlaf die Ermüdeten, sie schlummern im kühlen Schatten sanft ein, und mancher liebe Traum mag die Harmlosen hier umgaukelt haben. Die Mutter erwacht zuerst, ihr Liebling liegt noch im tiefen Schlafe, den braunen Lockenkopf auf ihrem Schoosse, nichts stört seine Ruhe, nur zuweilen zeigt ein freundliches kaum bemerkbares Lächeln, dass ihn nur der Schlaf, nicht

der Tod in seine Arme geschlossen habe. Auch die Tochter schlummert auf weichem Moose, aber das Mutterauge übersieht die Missgestaltete. — O, wie streng rächt nicht oft das Schicksal diese Unnatur eines Mutterherzens! — Kaum dass sie, in dem Anblicke des Sohnes versunken, den abwesenden Gatten vermisst. „Ihn treibt gewiss wieder die Sucht, eine seltene Pflanze zu finden,“ denkt sie, blickt gleichgiltig hinüber nach den hohen Felswänden, nach dem herrlichen, von der Elbe durchströmten Thale, denn nur für den Knaben hat sie Herz und Sinn, nur er ist ihre Sonne — ist ihre untergehende Sonne.

Doch schon zieht der Waldvogel heim zu Neste, Schaa-
ren von Krähen sausen im raschen Fluge über sie hin, die Sonne sinkt, die Dämmerung senkt sich hernieder, und ihr wird bange in dieser Einsamkeit; sie weckt die Kinder, theilt ihnen ihre Angst mit, und bald trägt das Echo laut den Namen des Vaters von Felsen zu Felsen; aber keine Antwort wird ihnen. — Da rauscht es im Gebüsche. „Dort kommt er!“ ruft der Knabe aufspringend, und ein Edelhirsch bricht durch das Dickicht und jagt an ihnen vorüber. Die Mutter bebt, der Knabe, das Mädchen beten, aber Gott hört ihr Gebet, der Vater des Knaben Angstruf nicht. Da treibt diesen Verzweiflung fort, den Vater aufzusuchen, die Mutter hält ihn zurück, er reisst sich los. „Ich muss meinen Vater finden!“ spricht der Knabe mit männlicher Entschlossenheit, und schon ist er fern von ihr, klettert die Felsen hinauf, ruft nach allen Seiten: „Vater, lieber Vater!“ und so immer weiter dem Mutterauge entrückt, sieht sie ihn bald nicht mehr, hört sie nur noch den immer leiser herübertönenden Angstruf des Kindes. — Horche ja Mutter, horche ja auf den verhallenden Ruf deines Sohnes — es ist der letzte für diese Welt. —

Nach kurzer Zeit kehrt der Vater mit einem Landmanne, der den Verirrten hierher brachte, zurück. Er findet die Mutter in Thränen, die Tochter knieend, aber bei seinem Anblicke schnell aufspringend und ihn umhalsend; die Mutter aber, ohne ihn zu begrüßen, zeigt nach der steilen Höhe. „Dorthin ist unser Adolph, Dich aufzusuchen!“ ringt sich aus ihrer gepressten Brust, und die Tochter berichtet ihm nun, was geschehen ist. Da kommt ein Holzhauer des Weges, vielleicht ein Engel, die Unglücklichen zu trösten, doch er kann ihnen keine Kunde von dem Knaben geben, wohl aber den Rath, dass die Frauen sich von dem Landmanne nach Ottowalde geleiten lassen möchten, er aber, jedes Fussessteiges kundig, wolle mit dem Herrn sich aufmachen, das Kind zu suchen.

Der Mond beleuchtete ihre Pfade; ach, sein Licht gleicht eher einem Todtenschleier als der Fackel der Freude. Immer ihren Adolph rufend, wankte die Mutter, von dem Führer geleitet, über felsige Wege, zürnt der Tochter, deren drückendes Schicksal sie schon eher gelehrt hatte, Kummer zu ertragen, dass sie nicht gleich ihr verzweifle und im Jammer vergehe, aber nicht Zürnen, nicht Rufen führte ihnen den Verlorenen zurück.

Unter Allem, was der Himmel dem hilflosen Menschen Herrliches, Tröstendes gab, unter allen den Millionen Sternen, die ihm vom dunkeln Himmelsblau herabstrahlend entgegenflammen, ist doch der Stern der Hoffnung, jener Stern, der in der zerrissendsten Brust nie ganz verlöscht, der herrlichste, mildeste, der dem Menschen in seiner Unglücksnacht leuchtet; er erweckt in ihm einen Himmel von Trost, selbst dem zerrissenen Mutterherzen, das auf den letzten Odem des sterbenden Kindes ängstlich lauscht, auch ihm leuchtet er noch, bis mit dem Leben die Hoffnung erlischt. Auch

jener Unglücklichen gab Hoffnung die Kraft, Ottowalde zu erreichen, wo sie betend, doch nicht auf Gott vertrauend, die Rückkehr des Vaters, die Rückkehr des Lieblings erwartete.

Des Nachtwächters gellendes Horn stört die ängstliche Stille, Mitternacht geht vorüber, aber kein Geist bringt ihr Kunde vom Sohne; der tiefe Seufzer, den sie zu vernehmen glaubt, war keine Kunde von ihm. Auch der Mond sinkt hinter die Berge und mit ihm das letzte Licht, das den Verirrten auf ihrer unwegsamen Bahn leuchten könnte, Finsterniss umgibt ihr Auge. Da taucht in der Ferne ein Licht auf — sie sieht bei der Flamme eines Kienscheites zwei dunkle Gestalten sich nahen. „Er ist es!“ ruft sie aus. — „Er ist es nicht,“ seufzt die Tochter — „Unke!“ murrte die Mutter, obgleich auch ihr die Hoffnung dahin ist. Es war der Gatte mit dem Führer, der Knabe ist nicht der Dritte unter ihnen.

Stumm ward nun ihr Schmerz, sie konnte nicht mehr beten, nicht mehr zu Gott ihr Auge, ihr Herz erheben, Verzweiflung stumpfte ihr Gefühl. Sie hörte ruhig dem Bericht des Vaters, hörte gleichgiltig des Führers Trost, der Knabe werde irgend wo schlafen und am Morgen sich wiederfinden. „Die Mutter wird ihn schon finden, hier oder dort!“ spricht sie, starr vor sich hinblickend. Und als der Tag mit seinem ersten Nebelblick durch die dunkle Nacht hervordämert, steht sie von ihrem Platze, wo sie unbeweglich und lauschend bis jetzt gesessen hatte, auf. „Ich gehe durch die Kluft mit meinem Begleiter,“ spricht sie zu ihrem Gatten, „geh’ Du den andern Weg, und nun — leb’ wohl!“ Doch bei diesen Worten ergreift sie ein wehmüthiges Gefühl. „Leb’ wohl!“ ruft sie noch einmal, „ich habe keine Sünde

auf meinem Gewissen, dass mich Gott so strafen könnte. Leb' wohl!“

Von dem Landmanne begleitet, von ihrer Tochter geführt, beginnt sie die Wanderung. „Weine nicht, Anna! meine Thränen hat er alle mit sich genommen“ war das einzige Wort, das sie sprach. — Die Tochter sucht ihre Thränen zu unterdrücken, versucht, trotz des eigenen zer-rissenen Herzens, die Mutter zu trösten, spricht von Hoff-nung und Vertrauen, aber das Mutterherz ist für Hoffnung und Vertrauen verschlossen.

Und als sie jetzt schon weiter fortgeschritten sind, und der junge Tag sein Rosenlicht über die dunkeln Felsen her-über sendet, glaubt die fromme Anna in diesem Lichte einen Hoffnungsstrahl zu erblicken. „Sieh nur Mutter,“ spricht sie, dem Landmanne winkend, die kaum noch Wankende zu unterstützen. „Sieh nur, wie herrlich der Tag anbricht, wie schön er jenes wilde Rosengebüsch dort am Felsen be-leuchtet; komm, setze Dich zu den Rosen unter jenen stei-len Felshang, der Pfad ist beschwerlich, und Dir ist Ruhe so nöthig.“ Die Mutter folgt willig, setzt sich auf einen Felsblock beim Rosenstrauche, der warme Sonnenstrahl er-wärmt und röthet ihr bleiches Antlitz, aber auch das Rosen-gebüsch neben ihr, er bricht durch sein dunkles Laub, er-weckt Tag, wo es Nacht war, aber den braungelockten Kna-ben, der zerschmettert hinter den Rosen liegt, ihn weckt er nicht.

Ein Schrei — und mit diesem Schrei aus Mutterbrust war der Schmerz verstummt.

Das Auge unverwandt nach dieser Gegend gerichtet, verliess die Hoffnung, der Liebling kehre zurück, die Irre nicht mehr, welche auf dem Sonnenstein täglich ihr Zimmer zu seinem Empfange mit Blumen schmückt, und die endlich,

drei Jahre lang von dieser Hoffnung freundlich begleitet, den Liebling ihres Herzens dort oben wieder fand.“

Schweigend gab ich dem Führer das Blatt zurück, meine Thränen, die ich während des Lesens nur mit Mühe zurückgehalten hatte, brachen jetzt hervor, auch des alten Polen finsternes Auge wurde nass, und er drückte mir schweigend die Hand. — „Nur weiter vorwärts!“ befahl er mit barschem Tone dem Führer, und war doch so weich gestimmt. Wir verliessen den finstern Ort und das bemooste Kreuz und setzten unsere Wanderung fort. „Auch das Vaterherz bricht,“ raunte der Alte mir zu, „wenn der geliebte Sohn von ihm gerissen wird.“ — Ich wollte antworten, trösten, doch er schüttelte sein greises Haupt, ich verstand ihn und schwieg.

Ich muss aufstehen und mich sammeln, ehe ich weiter schreibe.

Ich habe lange am Fenster gestanden, die herrliche Mondlandschaft überschaut und bin seinem stillen Laufe gefolgt. Warum stimmt uns doch das bleiche Licht dieser magischen Scheibe so wehmüthig, selbst das stumpfste Gemüth bleibt in der schönen, zauberischen Mondnacht nicht ganz fühllos! — Doch weiter in meiner Erzählung.

Wir kamen jetzt an das sogenannte Thor, wo herabgestürzte Felsblöcke in der hier sehr engen Schlucht sich so sonderbar gelagert haben, dass sie drei niedere Durchgänge bilden, unter denen der die beiden engen Felsmassen dieses Thales durchlaufende Waldbach sich windet. Man muss hier sich bückend über Breter durch das Thor und über das Wasser, wo sich dann bald darauf das Thal erweitert, sich aber bald wieder verengt. Die abwechselnden, oft sonderbaren Zerklüftungen der Felsen haben hier häufig ein wundersames, abenteuerliches Ansehen.

Unser Führer brachte uns nun zur Teufelsküche, in die ich, ich mochte wollen oder nicht, steigen musste, aber eben nichts Bemerkenswerthes darin fand, selbst nicht den Schornstein, eine zufällig gebliebene Oeffnung in den herabgerollten Felsstücken, durch welche, wenn man in der Höhle Feuer macht, der Rauch aufsteigt. Noch mancherlei Merkwürdigkeiten zeigte uns der Führer auf unserer Wanderung nach der Bastei, dem heutigen Ziele unserer Wallfahrt, z. B. das steinerne Haus, zwei herabgestürzte, ziemlich gleichförmige Blöcke, die eine Art Dach bilden, und wo in dem verwüstenden dreissigjährigen Kriege die geflüchteten Einwohner der Umgegend ihre Kostbarkeiten vor der Habsucht des Kriegsvolkes bargen, auch einen auf einer Wiese stehenden, bei Gelegenheit einer Jagdpartie aufgerichteten steinernen Tisch, an dem sich tapfere Waidmänner mit ihrem Fürsten gütlich thaten. Mein Herz war zu trübe gestimmt, als dass mich diese Erinnerungen vergangener Zeit hätten aufheitern können, mich trieb die Sehnsucht nach der Bastei, diesem Punkte der sächsischen Schweiz, der einen so bedeutenden Ruf hat, dort hoffte ich meine düstere Stimmung im Genusse der Natur zu verscheuchen.

Doch ich durfte noch nicht meiner Sehnsucht folgen. Der alte Pole, wahrscheinlich aus angeerbtem Aristokratismus, wollte an dem Tische frühstücken, an welchem vor länger als hundert Jahren ein König von Polen seinen Tokaier trank. Der Führer musste den Reisack öffnen, aber mir wollte es heute nicht munden, und statt zu essen beobachtete ich desto aufmerksamer meine Reisegefährten. Der Fürst, auf den die Geschichte des Kreuzes gewiss den wenigsten Eindruck gemacht hatte, sah nur in den Spiegel von Hedwigs Augen, dort suchte er Wonne oder Schmerz. Sie sagten ihm heute, wie es schien,

wenig Erfreuliches, denn sie waren durch die Erzählung noch ernster geworden und hingen oft, wenn sie sich unmerkelt glaubte, wehmüthig an dem alten Manne, der sein aufgeregtes Gefühl durch Wein und Scherz, jedoch vergeblich zu beschwichtigen suchte.

Ich glaube, Allen war es recht, als wir aufbrachen und uns unserm Ziele näherten: doch ehe wir es erreichten, bot sich da, wo der Wald auf kurze Strecke sich öffnet, eine seltsame Entschädigung dar. Wir genossen hier zum ersten Male eine grossartige Aussicht, da sich unserm Auge in der Ferne so manche der bedeutend hervorragenden Felskegel zeigten. Der Pfaffen-, Lilien- und Königstein, der Quirl, der Schneeberg und mehrere andere nährten die Hoffnung in uns, dass wir bald unser Auge an den erhabenen Naturschönheiten weiden könnten, und mit froherem Muthe setzten wir unsere Wanderung fort, da unser Führer uns, jedoch mit schalkhaftem Lächeln, versicherte, wir hätten nur noch ein kleines Stündchen bis zur Bastei, worüber Fräulein Hedwig, die sich sehr angegriffen fühlte, eben nicht besonders erfreut zu sein schien.

Bald betraten wir nun eine Allee junger Eichen, stiegen dann allmählig einen Fusssteig aufwärts und sahen uns zu unserer grössten Verwunderung bald auf der Chaussee, wo der Führer uns fragte, ob wir nicht noch vor der Bastei einen kleinen Abstecher zu machen Lust hätten; doch das Fräulein sehnte sich zu sehr nach Ruhe und verweigerte es. Kaum noch 400 Schritte gegangen, standen wir an einem Stallgebäude, dem uns der schelmische Wegweiser lächelnd vorüber führte, wo wir dann, bei mehreren Hütten und einem ganz ansehnlichen Wirthshause vorbeigehend, plötzlich auf der Bastei standen. — Ich selbst, der ich doch an felsige

Gegenden, wenn auch mehr an grausige Naturschönheiten gewöhnt bin, fühlte mich hier wundersam ergriffen. Der schlaue Führer verstand sein Gewerbe, denn ohne die plötzliche Ueberraschung wäre der Anblick dieser Felsmassen nicht halb so imposant gewesen, als er es nun ward. — Doch ehe ich zur Aufzeichnung dieses wahrhaft europäisch-merkwürdigen Ortes komme, will ich meine Feder einen Augenblick ruhen lassen, will mich an dem besternten Himmel und der schönen, vom hellen Mondlichte beschienenen Landschaft ergötzen, mich sammeln und dann weiter schreiben.

Es kommt doch im Leben gar viel auf die Stimmung an, in welcher wir sind, wenn die Gegenstände vor uns treten. Dem Heitergestimmten erscheint das im schönsten Rosenlichte, was dem Düstern, Melancholischen bleich und trübe vor das Auge tritt. Hätte ich die Bastei mit fröhlichem, heiterm Gemüthe bestiegen, wäre mein ganzes Innere nicht so sonderbar aufgereggt gewesen, so hätte mich, den an manche erhabene Naturschönheit gewöhnten Skandinavier, der Blick, den man von hier aus über das Stromthal und die es umgebenden Felsen hat, vielleicht nicht halb so ergriffen. Aber mein Herz war allen Eindrücken geöffnet, ich fühlte mich zu bewegt, als dass die Natur, diese herrliche, erhabene Natur, nicht ihr Recht über mich geübt haben sollte. Ich war entzückt, mein Auge bemerkte nicht die Gegenstände um mich, ich stürzte durch eine gaffende Menschenmasse bis an das Geländer, das den steilen Abhang des vorspringenden Felsenhornes umschliesst, und schlürfte hier gierig den Anblick des grossartigen Bildes ein, das sich vor mir ausbreitete.

Auch jetzt noch, wo ich das, was ich gesehen, ruhig an mir vorüber gehen lasse, muss ich gestehen, dass der Eindruck noch nicht geschwächt ist, die ganze liebliche und

doch imposante Gegend steht mit ihren Felsklüften, dem breiten, ruhig dahin fliessenden Strome, in ihrer Mitte die hohen Felskegel, in der Ferne noch immer vor mir, und es thut mir weh, den Totaleindruck des herrlichen Ganzen durch Zergliederung zu verringern. Doch ich will es versuchen, will niederschreiben, um noch für ferne Jahre meinem Gedächtnisse zu Hülfe kommen zu können.

Als ich am Geländer stand und mit gierigem Blicke die herrliche Gegend überflogen hatte, ruhte mein Auge zuerst auf dem breiten Spiegel des Elbstromes. Ruhig und majestätisch rauscht er zwischen den hohen zerrissenen Felswänden, um Ober-Rathen sich windend, und wogt, die Last von Schiffen und Flössen leicht tragend, ruhig zwischen grünen Auen und Obstgärten dahin, bis er sich, gleich einer züchtigen Jungfrau, hinter einem vorspringenden Felsen dem Auge der gaffenden Menge entzieht. Von oben herab hätte man glauben sollen, die beladenen Schiffe mit ihren schwelenden Segeln wären bewimpelte Fischernachen, so klein erschienen sie dem Auge, denn die Bastei erhebt drei hundert und vierzig Ellen hoch ihre steilen Felswände über den Strom. Noch hielt mich das Nahe fest, noch liess ich meinen Blick nicht in die Ferne schweifen, denn ihn fesselten die riesenhaften, märchenartig gebildeten Rathener Felsen, die beiden, welche man sonderbarer Weise die grosse und kleine Gans nennt, der Gammrichstein, und näher der Bastei die Steinschleuder und der Neurathen, dieser alte merkwürdige Ueberrest einer sorbischen Veste. Weiter entfernt sehen wir unten im Thale das reizend gelegene Erbgericht zu Rathen und die Rudera der Burg Altrathen, wo ein halb verwittertes Thurmgemäuer die Stelle bezeichnet, auf der ehemals die Burg stand. Zur Rechten sieht man den Nonnen- und Bärenstein, Benennungen von sonderbar gestalteten

THE HISTORY OF THE



den Felsen mit ihren Felsklüften, dem Strom, der sich zwischen Steine, in ihrer Mitte die Sonne, die sich noch immer vor mir, und es war, als ob ich den herrlichen Ganzen nicht mehr zu entsagen. Doch ich will es vermeiden, mich zu entsagen, um noch für ferne Jahre mein Leben in Ruhe zu können.

Als ich die Bastei mit gierigem Blicke die ersten Felsen überlagert hatte, ruhte mein Auge zuerst auf dem breiten Spiegel des Elbstromes. Ruhig und majestätisch ruhte er zwischen den hohen zerrissenen Felswänden, die über Rathen sich windend, und wagt, die Last von Felsen und Fluten leicht tragend, ruhig zwischen grünen Auen und Obstgärten dahin, bis er sich, gleich einer mächtigen Jungfrau, hinter einem vorspringenden Felsen dem Auge der gaffenden Menge entzieht. Von oben herab hätte man glauben sollen, die beladenen Schiffe mit ihren schwelgenden Segeln wären bewimpelte Fischernachen, so klein erschienen sie dem Auge, denn die Bastei erhebt drei hundert und vierzig Ellen hoch ihre steilen Felswände über den Strom. Als ich mich der Nahe fest, noch liess ich mein Blick nicht in die Ferne schweifen, denn ihn fesselten die wunderlichen, märchenartig gebildeten Rathener Felsen, die hohen, welche von sonderbarer Weise die grosse und kleine Bastei trennt, der Gammrichstein, und näher der Bastei die Rathenklippe und der Neurathen, dieser alte merkwürdige Felsen eine sonderliche Veste. Weiter entfernt sehen wir schon im Thale das reizend gelegene Erbgericht zu Rathen und die hohen der Berg Altrathen, wo ein halb verwürsteter Felsen die Stelle bezeichnet, auf der ehemals die Berg stand. Zur Rechten sieht man den Nonnen- und Bärenstein, Auszeichnungen von sonderbar gestalteten



Gez. v. O. Wagner.

DIE KLEINE GANS.

Gez. v. Philibrown.

Felskegeln. Nun schweifte mein Auge auch in die Ferne hinüber, wo es Berg an Berg, die sich fast alle kegelförmig emporheben, erblickte. Der Lilienstein und Königstein zeichnen sich unter ihnen besonders aus, und bieten, nebst einem schönen Anblicke, auch noch geschichtliches Interesse. Zwischen ihnen tritt der Quirl, von dem man die Festung des Königsteins am besten sehen soll, keck hervor. Die Zschirnsteine, der Papst- und der sonderbar geformte Zirkelstein, auch der Rosenberg mit seiner dicht mit Holz bewachsenen Krone, der sich eben dieser Bebuschung wegen vor allen andern auszeichnet, begrenzen den fernen Horizont, und weiter links trifft das Auge den Winterberg, den ich auf meiner weiteren Wanderung nicht vorübergehen werde. Hohnstein und sein altes Schloss, das man von hier aus sieht, überschaute ich nur flüchtig, sollte ich doch in einigen Tagen diese alte Burg in der Nähe sehen, überdies weilte, wenn ich dort hinüberblickte, mein Auge immer wieder auf den romantischen Felsen von Rathen.

„Wollen Sie denn heute gar nicht essen? Sie haben doch sonst sehr guten Appetit!“ Mit dieser Anrede störte mich in meinem Beschauen die unsonore Stimme der hinter mir stehenden Tante, die mir, sie in den langen schmalen Esssaal zu führen, den Arm reichte, wo wir fast alle Plätze schon besetzt fanden, und der alte Graf und die Uebrigen unserer harrten.

Es war heute Sonntag, deshalb auch ein grosses Gewühl von Menschen auf der Bastei, denn dieser schöne Punkt ist, trotz seiner Entfernung ein Vergnügungsort der Bewohner Dresdens und der Umgegend, deshalb war es auch für mich, der ich mich gern ungestört meinen Empfindungen überlasse, viel zu lebendig; ich sah hier viel zu viel geputzte Frauen, die mehr um sich zu zeigen, als um zu beschauen sich ver-

sammelt hatten, und in sonderbarem Contraste mit der einfachen, grossartigen Natur standen. Ich glaube dieser Ort war damals tauschender, seltsamer und poetischer, als jene unglückliche Fassung der Kinode unter einer der hohen Kiefern schickte. Als noch der Reisesack das Wirthshaus, der kleine Saal die Decke des Speisesaals war, noch kein Gatter den Abhang umgab, noch keine Brücke nach der alten Sachsenburg führte. Die erhabene riesige Natur verdrängt selten das Pygmäenwerk der Kunst.

Mir schien es, als suche heute mein alter Freund die Einsamkeit, deshalb wollte ich ihm auch nicht durch meine Gegenwart störend fallen, überliess die Liebenden der Tante und begann die Wanderung in die Umgegend allein. Ich ging zuerst nach dem Thore an dem Neurathen, eine von zwei gegenüber gesenkten Felswänden gebildete Oeffnung, die einen Durchgang von drei Ellen Breite offen lässt. Ich begab mich auf den Punkt, wo ein Arm der Mardertelle die Stränkleuder, die höchste Kuppe nach der Bastei, von dieser trennt; durch diese Schlucht, über welche seit einigen Jahren von Fels zu Felsen eine Balkenbrücke gelegt worden ist, wovon die sogenannte Schanze gewissermassen deren mittelsten Pfeiler bildet, hat man einen grandig schönen Blick nach dem Elbthale hin; eine zweite Brücke führt alsdenn zu dem eigentlichen Thore. Das Ganze trägt deutliche Spuren ehemaliger Befestigung, alte Pfeiler, auf denen einst die Mauer geruht haben muss. Merkmale von im Felse gehauenen Stufen, Falze und Löcher, die der Contarminen, welche einst gehört haben, lassen keinen Zweifel, dass in alter Zeit hier schon eine Burg gestanden. Ob sonst ein befestigter Platz gewesen sei.

Ich blieb hier eine Weile stehen, die Ruinen vergangener Zeit zirkeln durch meine Gedanken und beschäftigen meine Phan-



Gen. v. O. Wagner.

N E U R A T I E N .

Gen. v. Philharm.



FELSENTHOR AUF DEM NEURATHEN.

te, besonders war mir der Blick von einem Vorsprunge auf der Schanze in die schauderhafte Tiefe der Mardertelle krausen erregend; dann setzte ich mich auf einen herabgestellten Stein, schaute in die weite Gegend hinaus und dachte wie doch die Zeit Alles zerstöre. — Da setzte sich ein junger Mann neben mich, begrüßte mich freundlich und versuchte ein Gespräch mit mir anzuknüpfen. Ich hielt ihn anfangs, durch sein kurzes schwarzes Bärtchen verführt, für einen jungen Kriegsmann, doch machte mich sein blosser Hals und das nachlässig umgeschlungene Tuch, überhaupt sein etwas phantastischer Anzug in meiner Vermuthung irre. Obgleich ich in diesem Augenblicke die Einsamkeit jeder Unterhaltung vorgezogen hätte, waren mir doch einige treffende Bemerkungen und mit Extase gesprochene Worte über die schöne Gegend interessant genug, das Gespräch mit ihm nicht kurz abubrechen. Ich erfuhr nun bald, dass er ein junger reisender Maler sei, der mit dem Griffel in der Hand Deutschland durchzöge. — Späterhin habe ich oft Gelegenheit gehabt, die Bemerkung zu machen, dass hauptsächlich die Maler sich durch sonderbare, phantastische Anzüge bemerkbar machen wollen, eine verzeihliche Schwäche, da Manchem das Stutzbärtchen ganz gut steht. Meinem jungen Nachbar verdankte ich heute manche Notiz über die frühere Geschichte dieser Gegend, die er fleissig studirt zu haben schien, und bei dieser Gelegenheit erzählte er mir auch die Sage von der Zerstörung der Burg, die, so fabelhaft sie mir auch scheint, doch eine Stelle in meinem Tagebuche finden soll; mag mein junger Maler ihre Wahrheit verbürgen.

„In jener Zeit,“ so begann er, „als das Licht des Christenthums noch nicht bis in diese Gebirge, den Sitz der alten Sorben, gedrungen war, sich aber schon längst in dem



tasie, besonders war mir der Blick von einem Vorsprunge auf der Schanze in die schauerhafte Tiefe der Mardertelle Grausen erregend; dann setzte ich mich auf einen herabgerollten Stein, schaute in die weite Gegend hinaus und dachte wie doch die Zeit Alles zerstöre. — Da setzte sich ein junger Mann neben mich, begrüßte mich freundlich und versuchte ein Gespräch mit mir anzuknüpfen. Ich hielt ihn anfangs, durch sein kurzes schwarzes Bärtchen verführt, für einen jungen Kriegermann, doch machte mich sein blosser Hals und das nachlässig umgeschlungene Tuch, überhaupt sein etwas phantastischer Anzug in meiner Vermuthung irre. Obgleich ich in diesem Augenblicke die Einsamkeit jeder Unterhaltung vorgezogen hätte, waren mir doch einige treffende Bemerkungen und mit Extase gesprochene Worte über die schöne Gegend interressant genug, das Gespräch mit ihm nicht kurz abubrechen. Ich erfuhr nun bald, dass er ein junger reisender Maler sei, der mit dem Griffel in der Hand Deutschland durchzöge. — Späterhin habe ich oft Gelegenheit gehabt, die Bemerkung zu machen, dass hauptsächlich die Maler sich durch sonderbare, phantastische Anzüge bemerkbar machen wollen, eine verzeihliche Schwäche, da Manchem das Stutzbärtchen ganz gut steht. Meinem jungen Nachbar verdankte ich heute manche Notiz über die frühere Geschichte dieser Gegend, die er fleissig studirt zu haben schien, und bei dieser Gelegenheit erzählte er mir auch die Sage von der Zerstörung der Burg, die, so fabelhaft sie mir auch scheint, doch eine Stelle in meinem Tagebuche finden soll; mag mein junger Maler ihre Wahrheit verbürgen.

„In jener Zeit,“ so begann er, „als das Licht des Christenthums noch nicht bis in diese Gebirge, den Sitz der alten Sorben, gedrungen war, sich aber schon längst in dem

Meissner Lande verbreitet hatte, hauste auf dem Weesensteine ein alter Rittersmann, dessen Namen die Chronik nicht nennt. Er hielt, ein ächter Streiter Christi, auf seiner Burg treulich Wacht, dass das Heidenvolk nicht aus den Bergen hervor in das Land der Christen brechen möge, konnte jedoch nicht verhindern, dass Christ und Heide sich oft in Fried' und Freundschaft begrüßten und begegneten. Selbst sein eigener Sohn, der sich eines Tages auf der Bärenjagd verirrt und bei dem Herrn der Rathener Burg gastfreie Aufnahme gefunden hatte, führte diesen, aber nicht zu des Vaters Freude, nach Weesenstein. Gezwungen, den Gast freundlich aufzunehmen, musste der Alte den Becher mit Meth mit ihm leeren, und bei dem Anblicke des schönen jungen Mannes, dessen Besitzungen über das ganze Gebirge beider Elbufer sich erstreckten, kam ihm der Gedanke in den Sinn, den noch in den Banden der Finsterniss Gefesselten dem ew'gen Heile zuzuführen. Er lud ihn deshalb beim Weggehen ein, bald wieder nach Weesenstein zu kommen, und erlaubte seinem Sohne die durch Zufall angeknüpfte Bekanntschaft weiter fortzusetzen. So trafen sich die beiden jungen Männer bald in Weesenstein, bald auf des Sorben Burg zu Altrathen. Oft versuchte der alte fromme Ritter das Herz des Heiden dem allein seligmachenden Glauben zu öffnen, aber trotz dem, dass ihn sein Hauspfaff treulich unterstützte, blieb des Sorben Herz dem heiligen Lichte verschlossen, nicht aber den Blicken Amalgundens, des Burgfräuleins von Weesenstein, ihre Strahlen drangen tiefer in des Ungläubigen Herz, als die frommen Worte des alten Ritters und seines Priesters, und auch Amalgundens Herz öffnete sich bald den Schmeichelworten des Sorben.

Des Pfaffen scharfes Auge bemerkte dies und theilte es dem alten Ritter mit, der schnell den Entschluss fasste,

noch einmal zu versuchen das verstockte Herz des Heiden zu bekehren. Er bot ihm sein Kind unter der Bedingung an, dass er Christ werden sollte, aber auch die Liebe vermochte nicht des Ungläubigen Herz zu läutern; er wollte die Tochter haben, aber auch zugleich seine Götzen behalten. Fortan blieben für ihn die Thore Weesensteins verschlossen, und für Amalgunden stand bald das Saumross gesattelt, das sie von hier weg in ferne Gegenden tragen sollte.

„Kennen Sie die Macht der Liebe?“ wendete sich jetzt der Erzähler zu mir, der ich über diese sonderbare Frage roth werden mochte. „Ja, gewiss! Sie kennen sie, haben sie schon tausendmal empfunden, dies sagt mir Ihr jungfräulich Erröthen,“ fuhr er mit zweideutigem Lächeln fort — „deshalb wird Ihnen auch das Weitere sehr natürlich dünken.

Denken Sie sich ein weibliches Wesen, voll und schlank wie jene glatte Tanne uns gegenüber, ihr Auge rein und blau wie Azur, das durch die Wolken, diese schattigen Brauen des Himmels, glanzvoll zu uns hernieder blickt, denken Sie sich die Rosengluth eines Frühlingsmorgens auf ihren Wangen, die scheidende, immer mehr und mehr dahin schmelzende Gluth der Abendröthe als wehmuthsvollen Ausdruck ihres Himmelsantlitzes, geben Sie jeder Bewegung der Ueberirdischen den unwiderstehlichen Zauber einer vollendeten Grazie, dem Ton ihrer Stimme das Flöten der Nachtigall in mondbeschiedenem Rosengebüsch, legen Sie dem Ganzen das Bild Ihrer letzten Geliebten unter, und das Edelfräulein von Weesenstein steht so lebendig, so schön vor Ihnen, als sie vor der Seele des sorbischen Dynasten stand.“

Er hielt inne, wahrscheinlich mir Zeit zu geben, sein Bild schnell aufzufassen — aber vor meine Seele trat kein geliebtes Wesen, in meinem Herzen hatte die Liebe noch

nicht die Worte der Weihe gesprochen, aber dennoch stand die Jungfrau vor mir, lieblich und unschuldvoll, ich hörte mit beklommenem Herzen das Wiehern ihres Rosses, sah sie das Muthige besteigen, sah die Thränen in ihrem Auge, als sie es noch einmal hinüber nach den Bergen wandte, und mir war selbst als hörte ich das leise Lebewohl, das sich aus ihrer Brust hervorrang. — „Doch fahren Sie nur in Ihrer Erzählung fort,“ bat ich.

Der junge Maler hatte, während ich sprach, mich wohlgefällig angesehen und fuhr nun fort. „Das Fräulein verliess, von ihrem Vater und einem Theile seiner Knechte begleitet, den Weesenstein, doch kaum waren sie zwei Stunden geritten, als ein Haufen Sorben aus dem Walde hervorbrach, sie umzingelte, nach kurzer Gegenwehr den Ritter und seine Knechte niederwarf, entwaffnete und mit ihren Rossen und dem Fräulein davon jagte.

Besiegt, entehrt, seines Kindes beraubt, kehrte schäumend vor Wuth und Rache der alte Rittersmann auf seine Burg zurück, sammelte seine Mannen und Freunde um sich, die christlichen Priester predigten nah und fern den Kreuzzug gegen die heidnischen Sorben, und aus dem Meissner und Osterlande strömten die Streiter herbei, die Unbill zu rächen, die Ungläubigen zu vertilgen. Ein bedeutendes Heer setzte über die Elbe und rückte vor Rathen, wo Freya das Mädchen so fest mit dem Geliebten verbunden hatte, als es nur der Segen des geweihten Priesters gekonnt. Sie zeigt sich ihrem Vater auf der Zinne des hohen Thurmes, dessen Ueberreste noch unten an dem Abhange der Felsen stehen, beschwört ihn, ihrem Bunde den Segen zu geben, und es trifft sie des Vaters Fluch. Der eigene Vater weiht die Abtrünnige dem Tode, selbst der Uebertritt ihres Gatten zum Christenthume soll ihn nicht mehr retten können.

Die hartnäckigste Verzweiflung hält die Christen Monate lang vor der Burg, indessen rückt ein Heer aus Böhmen zum Entsatz der bedrängten Veste an, es wird geschlagen und die letzte Hoffnung entflieht mit ihm, denn zwei Thürme liegen schon in Trümmern und haben den Graben ausgefüllt, und die Christen rüsten sich zum Sturm. Da verlässt in der Nacht der Sorbe mit den Seinen durch einen verborgenen unterirdischen Gang die nicht mehr haltbare Burg und klimmt, sein geliebtes Weib stützend, die Felsen hinauf nach dem Neurathen. Als am Morgen die Christen stürmen, finden sie die Burg leer und opfern sie den Flammen.

Vielleicht hier an dem steilen Abhange, wo wir jetzt sitzen, sassen damals Amalgunde und ihr Gatte, blickten hinunter in die Kluft und sahen dort ihr tiefes Grab, denn für die kleine Besatzung waren Lebensmittel vorhanden, für die Menge aber, die ihnen von Altrathen gefolgt war, kaum um Wochen lang das Leben fristen zu können. So wuchs mit jedem Tage die Noth; schützten sie auch die Felsklüfte, über welche die Brücken abgebrochen waren, vor dem Feinde, vor dem Hunger konnte sie nichts schützen. Vergebens versuchten indessen die Christen Balken über die Abgründe zu werfen und sich so einen Weg nach der Veste zu bahnen; die von der Steinschleuder herabgerollten Felsstücke zerschmetterten Menschen und Balken, aber der Hunger wüthete fort und streckte mehr Krieger zu Boden als das feindliche Geschoss. Da versuchte der Sorbe noch einmal einen Friedensboten zu senden, der auf einem schwankenden Bret hinüberklimmte, aber taub für alle Vorschläge, alle Bitten war der alte Ritter von Weesenstein, er wollte sein Kind haben, um Gericht über die Unglückliche zu halten, wollte das Blut des Heidenvolkes und liess den Boten der Veste gegenüber an ein Kreuz nageln. Da sank dem

Sorben die Hoffnung, jedoch nicht der Muth, er versammelte seine Krieger um sich und zeigte ihnen den an das Kreuz genagelten Bruder. „Die Götter empfangen den Muthigen freudiger als den Verzagten!“ rief er. „Der Tod findet uns hier, wie dort bei den Christen, darum folget meinem Beispiele!“ Die brennende Fackel in der Hand durchzog er die Gemächer der Burg, seine Krieger begleiteten ihn, und bald lockte der emporsteigende Rauch die Christen aus ihrem Lager zum Anblicke eines furchtbaren Schauspieles. Das Thor des Neurathens öffnete sich, der Sorbe, sein Weib im noch kräftigen Arme tragend, trat heraus, ihm folgten die Seinen wie zur Schlacht gewaffnet, sendeten die letzten Pfeile hinüber nach dem Christenheere, das eines Ueberfalles gewärtig sich in dichte Reihen geschaart hatte, und nachdem Amalgunde im Angesicht ihres Vaters niedergekniet, gebetet und das Zeichen des heiligen Kreuzes gemacht, riss sie ihr Gatte empor, und ihn umschlingend stürzte sie mit ihm in die steile grausige Kluft der Mardertelle, und die halbverhungerten Sorben folgten ihrem Führer freudigen Muthes in den Tod. — Da unten ist ihr Grab,“ fuhr nach kurzer Pause der Maler fort, „Adler und Geier haben sich da hinunter gesenkt und friedlich ihre Beute getheilt, Menschen haben mit den morschen Knochen gespielt und gefrevelt, und ist es Ihnen gefällig, so wollen wir hinunter klettern und Amalgundens Schädel aufsuchen, den sein reizendes Oval uns gewiss kenntlich machen wird.“

Ich dankte für diesen Spaziergang nach dem Beinhaus der Sorben, denn die Sonne stand schon niedrig, und lud dagegen den Maler ein, mich zurück nach der Bastei zu begleiten. Doch ehe er mir folgte, holte er noch rasch einen Kupferstich aus seiner Mappe. „Sehen Sie, so verpfuschen die Menschen die erhabene Natur!“ rief er, das Blatt mir

reichend. „So wie Sie sie hier auf dem Kupferstich sehen, war sonst die Brücke; schwankende Baumstämme lagen über dem Abgrunde, eine morsche Lehne gab dem Verzagten einen unsichern Halt, und selbst ihre Wandelbarkeit, ihr Gefährvolles stimmte zu den Felsen und Abgründen, über welche sie führte; man konnte sich denken, dass die Sorben über sie in ihre Veste einzogen. Aber sehen Sie die Brücke dort! Wie modern, wie zierlich das Geländer, das nervenschwächste Mädchen kann gefahrlos darüber gehen. Können Sie sich die Sorben darauf denken? — Bemerken Sie nur den Kontrast der erhabenen, wahrhaft romantischen Felsen, mit diesem gedrechselten Geländer; man mögte vor Aerger vergehen.“

Ich konnte in poetischer Hinsicht ihm nicht widersprechen, bemerkte jedoch, dass die alte Brücke wohl zu gefahrvoll gewesen wäre.

„Gefahrvoll?“ unterbrach er mich heftig. „Eben die Gefahr steht mit dem Ganzen in Harmonie, und wär’ auch ein Unglück geschehen — was ist ein Menschenleben gegen —.“ Er mochte mein Lächeln bemerkt haben, denn er hielt plötzlich inne, schien sich zu sammeln, lachte dann laut auf und folgte mir ins Wirthshaus, wo ich mir eine Flasche Champagner geben liess, um sie mit meiner neuen Bekanntschaft auf der kleinen Bastei zu leeren. Das Blatt des Thores von Neurathen hatte ich meinem Tagebuche beigelegt, damit wer es etwa lesen sollte, meinen jungen Maler belachen, oder mit ihm sich über die neue Brücke ärgern kann.

Wir wanderten nun mit unsrer Flasche, die, obgleich kein Meth, die Phantasie des poetischen Malers doch nicht stören mochte, hinunter nach der kleinen Bastei.

Das Kanapee.

Auf den ziemlich bequemen Stufen, die wir hinunter zu steigen hatten, begegnete uns der alte Pole, den ich heute, als er mich mit der Flasche unter dem Arme erblickte, zum erstenmale lächeln sah. Ohne mich anzureden nickte er mir zu, drohte mit dem Finger und ging dann an uns vorüber.

„Ein ausdrucksvoller Kopf,“ bemerkte der Maler, dem Grafen nachblickend. „Bei Gott, ein wahres Studium; will ich einmal den Marius auf den Trümmern Karthago's malen, so suche ich den Alten auf, dass er mir zu dem Römersitze.“

„Thun Sie das!“ sagte ich lachend, da ich mir in diesem Augenblicke die ganze Scene und das Gesicht des Grafen denken konnte, wenn der kecke Künstler ihm den Vorschlag machen würde, als Marius verewigt zu werden.

„Ein wahres Heroengesicht!“ fuhr mein Begleiter immer noch in seiner Extase fort. „Ja! Wie viel anziehender sind doch die Züge eines Menschen gegen die todten Bilder der Natur, in die man sich erst Leben und Geist hineindenken muss. Sehen Sie diese malerische Gegend!“ rief er mit jugendlicher Lebendigkeit aus, indem er auf die Landschaft vor uns zeigte, „sie entlockt zwar dem Pinsel Farben, glühende Farben, aber die Phantasie hat nichts dabei zu schaffen, man giebt wieder was das Auge sieht, nicht das, was in unserm Innern mit unnachahmlichen Umrissen und Farben geschaffen wurde, das sich aus uns auf die Leinwand drängt und doch alsdann nur dort in Pygmäengestalt vor unser Auge tritt.“

„Sie sind wahrscheinlich Historienmaler?“ fragte ich den aus sich selbst Erglühten, denn eben erst flog der Kork meiner Champagnerflasche knallend in die Höhe.

Geht von Otto Wagner

Das Kämpfer im Joch. Sächsischen Schützen.





Gez. von Otto Wagner.

DAS KANAPPEE IN DER SÄCHSISCHEN-SCHWEIZ.

Gest. von E. Patten.



Gez. v. A. H. Payne.

Gez. v. Tho. H. Shepherd.

STADT WELLEN MIT DER RUINE.

„Ich bin so eigentlich zu sagen, noch nichts,“ sprach er halb launig, halb verdriesslich. „Es treibt und drängt sich in mir, Alles ist noch chaotisch, ich möchte gern schaffen, meine Phantasie ist lebendig, ihre Flügel sind goldig und rosenfarb, oftmals auch düster, aber wenn ich wiedergeben will, was sie mir trachte, wenn ich das Technische beginnen soll, so ist die Phantasie verschwunden. Deshalb,“ fuhr er fort und leerte das eingeweichte Glas, „habe ich bis jetzt nur Landschaften gemalt, da bleibt das Bild vor mir, ich belausche den Augenblick einer schönen Beleuchtung und measure mitunter hier und da eine Baumgruppe, oder helfe einem mageren Vordergrund mit einer zerschmetterten Fels- oder sonst dergleichen auf. Aus mir habe ich noch nichts geschaffen, doch hoffe ich, wenn nur erst mein Skizzenbuch voll ist, wird auch schon einmal ein Lieblingsgedanke zur Ausführung kommen.“

Ich versuchte nun lange vergebens das Gespräch auf allgemeine Gegenstände zu lenken, schenkte dem jungen Künstler fleissig ein und brachte es endlich doch so weit, dass er mit mir über die vor uns liegende Landschaft sprach, die, nur etwas weniger ausgedehnt, ganz der auf der Bastei gleicht; der Platz selbst trägt den Namen von einem durch Menschenhände in den Felsen gehauenen Feste, der einem Kanapee ähnlich ist. — Der Nachmittag war schon kühl, deshalb zur Ruhe.

Wieder

Es steht unserm kleinen Zettel eine Katastrophe bevor, die sich bald entwickeln muss, und welche Freude oder Schmerz unter uns bringen wird. Zwar ein Laie in der Liebe dünkt es mich doch, als sei es zwischen dem Für-



„Ich bin so eigentlich zu sagen, noch nichts,“ sprach er halb launig, halb verdriesslich. „Es treibt und drängt sich in mir, Alles ist noch chaotisch, ich möchte gern schaffen, meine Phantasie ist lebendig, ihre Flügel sind goldig und rosenfarb, oftmals auch düster, aber wenn ich wiedergeben will, was sie mir brachte, wenn ich das Technische beginnen soll, so ist die Göttliche verschwunden. Deshalb,“ fuhr er fort und leerte das dargereichte Glas, „habe ich bis jetzt nur Landschaften gemalt, da bleibt das Bild vor mir, ich belausche den Augenblick einer schönen Beleuchtung und idealisire mitunter hier und da eine Baumgruppe, oder helfe einem magern Vordergrunde mit einer zerschmetterten Eiche oder sonst dergleichen auf. Aus mir habe ich noch nichts geschaffen, doch hoffe ich, wenn nur erst mein Skizzenbuch voll ist, wird auch schon einmal ein Lieblingsgedanke zur Ausführung kommen.“

Ich versuchte nun lange vergebens das Gespräch auf allgemeine Gegenstände zu lenken, schenkte dem jungen Künstler fleissig ein und brachte es endlich doch so weit, dass er mit mir über die vor uns liegende Landschaft sprach, die, nur etwas weniger ausgedehnt, ganz der auf der Bastei gleicht; der Platz selbst führt den Namen von einem durch Menschenhände in den Felsen gehauenen Sitze, der einem Kanapee ähnlich ist. — Doch Mitternacht ist längst vorüber, deshalb zur Ruhe.

Wehlen.

Es steht unserm kleinen Zirkel eine Katastrophe bevor, die sich bald entwickeln muss, und welche Freude oder Schmerz unter uns bringen wird. Zwar ein Laie in der Liebe dünkt es mich doch, als sei es zwischen dem Für-

sten und dem Fräulein zu einer bestimmten Erklärung gekommen. — Doch ich will weder voreilig in meinem Urtheile, noch durch Fragen zudringlich sein; Fürst Demetrius scheint überdies gestimmt, eher sein Geheimniss verbergen als mittheilen zu wollen.

Heute lud mich der Graf ein, ihn auf seinen Wanderungen zu begleiten. Um den Fürsten, um Hedwig und die Tante schien er sich nicht zu bekümmern, wenigstens lagen sie nicht mit in dem Plane, den er für heute entworfen hatte; wir wollten nämlich die beiden Gänse, den Rathener Grund und Wehlen besuchen, und hofften zum Mittage wieder zurück zu sein.

Wir gingen heute am frühesten Morgen, von einem Führer begleitet, den Weg, der von der Bastei in den wilden Wehler Grund führt. Hier gelangten wir bei einem steilen Abhange an den seltsam gestalteten Felsen, den man die grosse Gans nennt, und eine kurze Strecke weiter nahten wir uns der hohen zerrissenen Felswand, welche den Namen der kleinen Gans führt, und die der krummen Felshörner wegen, welche Aehnlichkeit mit den Hälsen dieser Thiere haben, diesen Namen erhalten hat. Hier sahen wir uns von einer Menge hoher abgerissener Felskegel umgeben, die einen sonderbaren Anblick gewähren. Bei der Mardertelle wendeten wir uns in das Thal, durch welches der Grünbach rauscht, wo uns, wie ich anfangs glaubte, Burgtrümmer aus den Baumwipfeln entgegen blickten; es war aber der sogenannte Feldstein, eine einzeln stehende Felswand, die wir bald erklimmten und aus seiner Höhle eine anziehende Landschaft vor uns ausgebreitet sahen, wo vor uns die kleine Gans in noch weit schönerer Gestalt als vorhin sich zeigte. Auch erstiegen wir den Honigstein und die Aussicht von dort lohnte uns reichlich.

Durch eine tiefe, steile aber schön beschattete Schlucht gelangten wir endlich nach manchen Kreuz- und Querwegen zur Ruine von Altrathen, die auf einem nur an der Elbseite steilen Hügel liegt, und wo mir der grosse Hauptthurm besonders merkwürdig war. Ich gedachte bei seinem Anblicke an die Erzählung des jungen Malers, und mir war, als ob ich die hohe trauernde Gestalt Amalgundens aus der Mardertelle hervorrufen und sie mir hier erscheinen müsste. Lange konnte ich diesem Traume nicht nachhängen, denn des Grafen Ungeduld trieb uns weiter und wir stiegen hinunter nach dem Erbgerichte, wo wir beim Frühstücke verweilten und beschlossen, von hier, um den Anblick der Rathener Felsen ganz zu geniessen, auf der Elbe nach dem Städtchen Wehlen zu fahren. Diese Wasserpartie hat uns nicht gereut, denn von hier aus sahen wir fast alle die Felsen und Fegel, die wir bestiegen hatten, in ganz anderer Gestalt. Diese Felsen, oder vielmehr diese Felswand hat etwas ganz Eigenthümliches. Als sei sie von Wasserfluthen zerrissen, besteht sie fast aus lauter hier und da zusammenhängenden Säulen, deren Spitzen oft wie Hörner isolirt emporstehen, wie zum Beispiel die Bastei, die Steinschleuder, der Mönchstein und mehrere andere, wovon die Gipfel der meisten mit Gebüsch bewachsen sind. Der Sandstein, aus welchem sie bestehen, scheint so locker und bröcklich zu sein, dass man fürchten muss, irgend eine der Säulen löse sich von der Wand und stürze herab, was auch schon geschehen ist.

Wehlen hätte für mich ungemeines Interesse gehabt, wenn es noch der Zeichnung geglichen hätte, die ich aus Dresden mitnahm, die ich jedoch mit meinem Tagebuch absenden will, damit Jedermann, besonders mein Vater sehen kann, wie ehrwürdig die alte Veste, ehe sie noch zum Theil abgetragen wurde, in dieser freundlichen Landschaft dastand.

Eine alte Burg bietet mir so viel Anziehendes und beschäftigt meine Phantasie so sehr, dass ich mich, wenn ich sie durchwandere, lebhaft in die Zeiten ihres Glanzes versetzen kann, Ritter und Frauen vor mir sehe, und mich immer mit in jene Zeiten hineindenke, wobei ich meist die Rolle des Pagen übernehme, der mit zierlichem Anstande seiner Gebieterin den kleinen goldenen Becher kredenzt. Jene Zeit hatte doch auch ihr Schönes. Körperliche Kraft des Mannes und zarte Frauensitte haben eben so gut ihren Werth als Geistesbildung und Bildung, die wir meist nur dem Luxus verdanken. Stellen wir einen alten Ritter, selbst nur den Meister irgend eines Gewerkes gegen einen jetzigen Soldaten und einen Bürger, denken wir uns zum Beispiel eine Zunft der Fleischer mit Schwert und Schild zur Vertheidigung der Stadt auf den Wall ziehend, um für ihr Hab' und Gut, für ihrer Stadt Ehre Leib und Leben zu lassen, und sehen wir jezt die Bürgerbewaffnung — zum Ernst zu wenig, zum Scherz zu viel Soldatisches — zur Parade oder Musterung ausrücken! Welche Zeit gewinnt bei dem Vergleiche, wo ist mehr Muth und Kraft, mehr Treuwort, mehr Mannesthat? — Doch ich will schweigen, keine Parallele ziehen und mit meinem alten ehrwürdigen Polen, der sich auch oft in die Zeiten der Jagellonen, wie ich in die Zeiten der Hohenstaufen, zurückträumt, die alten noch übrig gebliebenen Trümmer des Schlosses durchstreifen.

Von der älteren Geschichte Wehlens weiss man wenig mehr, als dass es im Anfange des 15ten Jahrhunderts nach manchem Wechsel von König Wenzel von Böhmen an Meissen kam, und es schon früher der Familie von Köckeritz gehörte. Die Burg muss eine der ältesten dieser Gegend, und schon ihres früheren Namens Willin wegen, sorbischen Ursprunges gewesen sein.

Von dem Grafen begleitet, der, so wie ich, an diesen Denkmälern der Vorzeit viel Interesse zu nehmen scheint, kletterte ich in den wenigen Ueberresten umher. Der alte Mann störte mich nicht in meinem Forschen und Träumen, und selbst als ich mich in dem Vorhofe auf einen Stein setzte, mein Denkbüchlein zur Hand nahm und meine Empfindungen darin aussprach, setzte er sich, mich mit keiner Sylbe unterbrechend, ruhig neben mich. — Als ich geendet hatte, bat er mich lächelnd, ihm das, was ich aufgezeichnet hätte, mitzutheilen. Ich fühlte, dass ich nicht über das, was ich geschrieben, erröthete, sondern dass ich so rücksichtslos, als sässe ich allein in diesen Trümmern, die Achtung vergessen hatte, die ich wohl dem Stande und dem Alter des Mannes schuldig war. Er schien meine Verlegenheit zu bemerken, klopfte mir freundlich auf die Schulter und sagte gutmüthig: „Ist es Ihnen unangenehm, wenn ich das, was Sie aufschrieben, lese, so bin ich nicht so neugierig, Sie weiter darum zu bitten, stecken Sie dann Ihr Büchelchen nur wieder ein.“ Aber ich reichte es ihm und er las:

„O schöne Zeit, wenn siegbekränzt der Ritter
Nach blut'ger Fehde heimwärts zog, die Burg
Der Väter sich aus waldumkränzten Höhen
In ihrer Pracht dem freud'gen Auge zeigte,
Der Thurmwart zum Willkommen von dem Söller
Ein muntres Liedchen ihm entgegen blies,
Die Ketten rasselten, die Brücke fiel,
Das wohlverwahrte Thor sich öffnete,
Und ehrfurchtsvoll den edlen Herrn begrüßend
Der alte traute Burgwart vor ihn trat.
Und nun die würd'ge Hausfrau, ihren Knaben,
Die blondgelockte zarte Maid zur Seite,
Dem Ritter freuderglüh't entgegenstürzte,
Und tausendmal: „Willkommen edler Herr,
Willkommen!“ rief, und er vom Ross gesprungen
Sein Weib, die Kinder an die Eisenbrust
Mit tiefer Rührung presste, dann dem Himmel
Laut dankte, dass er ihm vergönnt die Seinen



Noch einmal an das laute Herz zu drücken.

O Zeit der Kraft, der Treue sei gegrüßt!

Jetzt kehrt kein Ritter heim in diese Mauern,
Kein Lied erschallt von dem verfallnen Thurme,
Kein Burgwart öffnet mehr das weite Thor,
Nicht Weib, nicht Kind kommt jubelnd mehr gesprungen! —
Verödet, wüste liegt die starke Burg,
Raum dass Ruinen noch die Stätte zeigen
Wo einst sich ihre stolzen Thürm' erhoben.
Die Zeit der stolzen Pracht ist nun dahin!
Wo einst des Thurmwards muntres Lied erschallte,
Schreit jetzt die Eule vom Gestein herab;
Und durch das offne Thor schleicht nun der Marder.
Kein Ritter zieht mehr ein mit seinen Knappen,
Kein kräftiges Geschlecht durchwandert noch
Der alten Burg gewölbte hohe Hallen;
Pygmäen nur, von Neugier hergelockt,
Durchstreifen die verödeten Gemächer. —
Zerstört ist was für Ewigkeit gebaut,
Die stolze Ritterburg versank in Trümmer,
Der nie gesättigten, der gier'gen Zeit
Ein grausig schönes, ernst geweihtes Opfer.“

Ich bin kein Dichter und werde auch wohl keiner werden; was ich niederschreibe ist nur allein für mich, denn so etwas lernt sich nicht, das ist eine heilige Gottesgabe, die der Mensch in seiner Brust mit sich trägt und sie nicht hinein zaubern kann, und doch lauschte ich während der Alte las auf jeden Zug seines Gesichtes, ich hoffte ein günstiges Urtheil über mein Impromptü darin zu lesen, aber er blieb ernst, gab mir das Blatt wieder zurück und sagte endlich: „Warum schreiben Sie in reimlosen Versen? Der Reim giebt Wohlklang, Jamben sind doch eigentlich nur erhabene Prosa, die Sie, ohne es zu wissen, sobald Sie im gewöhnlichen Leben mit Leidenschaft reden, gemeiniglich sprechen.“

Ich wollte ihn unterbrechen und von den schönen Jamben der Iphigenia den Vorwurf wälzen, aber er fiel mir gleich in die Rede. „Keinen wissenschaftlichen Streit, ich bin nicht dazu aufgelegt. Meine Poesie passt nicht zu der Ih-

rigen; ich sehe in dieser Ruine nur mein zertrümmertes Vaterland, mein zerrissenes Herz, Sie die idealisirte Rohheit des Mittelalters.“ Er winkte dem Führer sich zu entfernen, und da ich aufstehen wollte, bat er mich bei ihm sitzen zu bleiben. Der Mann hatte mich mit zu starken Banden umfassen, als dass ich mich dagegen hätte sträuben können, obgleich ich noch gern ein wenig herumgeklettert wäre. Ich blieb auf meinem halbverwitterten Quadersteine sitzen und das Auge auf die schöne von der Elbe durchströmte Landschaft geheftet, wartete ich lange, ehe der Graf das Gespräch begann.

„Wir sind hier allein, der Westwind rauscht leise durch die Blätter, und die Eule wird uns wohl jetzt mit ihrem widrigen Geschrei verschonen,“ hob er endlich an. „Darum will ich in meiner Erzählung, die ich in Lohmen abbrach, fortfahren; der Ort passt zu meiner Stimmung.“

„Mein Erstgeborener kehrte von seinen Reisen zurück. Frisch wie eine Granatblüthe hatte er mich verlassen, bleich, welk wie ein halbvermodertes Blatt kehrte er zurück. Es war nicht das Mathe, Welke, das innerer Schmerz, das Schwermuth zuweilen auf das jugendliche Gesicht prägt und wodurch es, besonders bei dem jungen Manne, an Theilnahme gewinnt, es war die bleiche Todtenfarbe, die es überzog, das matte und doch noch blitzende Feuer der Augen, es waren die tief und schneidend gestempelten Züge des Lasters. Ich sah dies beim ersten Augenblicke des Wiedersehens und fühlte mich unglücklich.“

Sein Leben war nun ein ewiges Jagen nach rauschenden Vergnügungen, Paris sein Losungswort, und wo er eine *bande joyeuse* zu finden hoffte, dahin musste ihn sein Ukrainer tragen. Ich warnte, ich zürnte, ich drohte, aber die

Mutter gab Geld, um den Vater kümmerte er sich wenig, und so trieb er es ein halbes Jahr.

Eines Morgens, ich war so eben mit den Meinen aus der Messe gekommen, sehe ich eine mit vier Pferden bespannte Kutsche langsam durch die lange Pappelallee auf unser Schloss zukommen, ihr folgt der Jockei meines Sohnes, dessen Reitpferd an der Hand. Mir ahnet Unglück, ich lasse in der Stille mein Pferd satteln, werfe mich darauf, sprengte dem Wagen entgegen, die Angst lässt allen Groll in der Vaterbrust schweigen, die alte Liebe erwacht, das Unglück hat sie hervorgerufen; so sprengte ich zu dem Wagen, meine Sporen treiben das Ross, aber je näher ich der Entscheidung komme, desto mehr halte ich den Zügel an, die Angst lässt mich nicht mehr vorwärts eilen. Jetzt naht sich der Wagen. „Alexis!“ rufe ich, „was ist geschehen?“ — Keine Antwort, die Todten sind stumm!“ — Bei diesen Worten bedeckte der Graf mit bebender Hand das thränenvolle Auge, dann raffte er sich plötzlich zusammen, den finstern Blick unverwandt nach den rauschenden Fluthen der Elbe gerichtet. Endlich, nach langem Schweigen fuhr er fort:

„Eine Kugel hatte sein Herz getroffen. Handel beim Spiele führten ein Duell herbei, dessen Opfer er wurde. Die bleiche Gestalt des Sohnes ergriff mich schmerzlich, die Verzweiflung der Mutter rührte mich; so folgte ich seinem Sarge vergebend und versöhnt. Als ich ihn aber in der Gruft der Väter stehen sah, als ich später in ruhigern Augenblicken dachte, dass in Alexis kein Tropfen polnischen Blutes geflossen, dass ihm das Elend seines Vaterlandes stets gleichgültig gewesen sei, die Seinen, selbst die Welt nichts an ihm verloren habe, da war mein Thränenquell versiegt, ich zählte ihn zu den drei Vorangegangenen und triumphirte, dass mir noch Einer geblieben war, mein Boguslav!“

„Triumphire nur, schwacher Mensch!“ rief er jetzt mit Ingrimme aus. „Halte nur fest, was der Himmel Dir gegeben, halte es fest mit kräftiger Faust, schwacher Thor! — Ein Hauch des Schicksals und fort ist Glück und Hoffnung! — Doch schweig’ Du ewig murrendes Herz!“ sagte er dann leise vor sich hin. „Büssest Du nicht Deine eigene Schuld, sollst Du sie nicht auch jetzt noch büssen?“

„Marie hatte sich vermählt,“ erzählte er nach einer Weile beruhigter, „war so wie ich nicht glücklich, gebar ihrem Gatten eine Tochter und folgte ihm nach wenigen Jahren ins Grab. Sie vermachte mir ihr Kind; das Vermächtniss war und ist mir noch theuer. Als ich meinen Erstgeborenen auf Reisen sandte, war Hedwig elf Jahr alt, ich nährte damals die Hoffnung, der Sohn solle gut machen was der Vater verschuldet habe, aber als er zurückkehrte, gab ich diese Hoffnung auf, Hedwig war mir ein zu theueres Pfand, um es dem Wüstlinge anzuvertrauen. Ich übertrug nun im Stillen Boguslav das schöne Amt der Versöhnung. Ohne dass er meinen Wunsch ahnete, ohne dass Hedwig je ein Glück hätte erwarten können, welches ihr so unerreichbar dünken musste, begegneten sich ihre Herzen, sie liebten sich. In dieser Zeit starb mein Weib, die Einzige, die feindlich zwischen Beide hätte treten können, und nichts stand nun ihrem Glücke im Wege. Der Sohn vertraute dem Vater, dass er liebe, geliebt würde, und mit freudigem Herzen segnete ich den Bund. Das Glück, glaubte ich, sei wieder bei mir eingekehrt.

Da begannen die so folgereichen Ereignisse in Warschau. Mein Herz schlug bei dieser Nachricht freudig, aber mein Verstand unterdrückte des Herzens Wallen; ich kannte mein Vaterland und sah voraus, dass seine Trümmer nun auch zermalmt werden würden. Nicht so trübe sah das ju-

gendliche Herz meines Sohnes in die Zukunft. Von Hedwig, die wie die meisten Frauen sich dem ersten Eindrucke überliess, noch mehr erglüht und angespornt, ergriff er den festen Entschluss, auch gegen meinen Willen, Theil an der Befreiung des Vaterlandes zu nehmen. Trotz meiner Warnung traf er in der Stille die nothwendigen Anstalten und verliess eines Abends, nur von einem Diener begleitet, das Vaterhaus; bald folgte ihm ein Theil meiner Bauern. Ich wurde hierüber, und wohl mit Recht, von den Behörden zur Verantwortung gezogen, und es wurde mir schwer meine Unschuld zu beweisen, besonders da Hedwig durch manche unvorsichtige Aeusserung, durch manche unüberlegte Handlung den Schein auf mich warf, als unterstütze ich im Geheimen die Sache meines Vaterlandes.

Oft dünkete es mich ich müsse es thun, müsse Leib, Leben und meine ganze Habe dem geliebten Polen opfern. Ich hatte ja nur einen Sohn, für den ich das Meinige erhalten konnte, und dieser Eine hatte sich ja dem Vaterlande ganz geweiht; siegte Russland, so war überdies Alles für ihn verloren, siegte das Vaterland, war Alles für ihn gerettet. Zwar hatte ich gegen Hedwig, die mit ihrer Tante schon lange bei mir war, Verpflichtungen, denen jedoch die im Auslande sicher angelegten Kapitalien genügen konnten, so hätte mich denn eigentlich wohl nichts abhalten sollen nach Warschau zu ziehen. Aber ein Rückblick auf die Geschichte meines unglücklichen Vaterlandes lehrte mich Vorsicht; selbst der Quell, aus dem die Revolution geflossen war, schien mir nicht rein und rieth zur Behutsamkeit, und ich handelte bedacht und weise. Die Folgen, die mein Beitritt nicht geändert hätte, haben es gelehrt.“

„Herr Graf!“ unterbrach ich ihn etwas vorlaut. „Ich sollte doch meinen, im Augenblicke des Enthusiasmus hätte

jede Rücksicht schweigen sollen!“ Er sah mich bei diesen unüberlegten Worten mit einem solchen mitleidigen und doch stolzen Lächeln an, dass ich einen Fehler durch den andern verbessern wollte, indem ich beschämt sagte: „Sie hatten Recht; überdies scheint Polen unter dem Scepter seiner neuen Herrscher kultivirter, mithin glücklicher zu sein, als bei seiner früheren Verfassung, wo das Veto eines Einzelnen —“

„Lassen Sie uns davon schweigen junger Mann, das verstehen Sie nicht!“ fiel er mir zürnend in die Rede. „Sie können nicht begreifen was es heisst, wenn ein mächtiges Reich zerrissen, bis auf den Namen aus der Reihe der Staaten gerissen wird, wenn alte Gewohnheiten, Gebräuche mit Füßen getreten und rücksichtslos Dem die Macht genommen wird, der sie Jahrhunderte lang mit angestammtem Rechte besass.“ Jetzt sah ich bei diesen Worten den Polen mitleidig an, denn selbst in der edlen Brust des alten Mannes war der frühere Stolz des gebietenden Starosten noch nicht erloschen.

„Die Schlacht von Grochow,“ so fuhr er nach einer Pause fort, „nahm mir alle Hoffnung. Ich und Hedwig bekamen zuweilen auf geheimem Wege Briefe von meinem Sohne, die mich von der Zwietracht der beiden Parteien, der demokratischen und der aristokratischen, die sich in Warschau und bei dem Heere feindlich gegenüber standen, sattem unterrichteten. Ich ahnete die Folgen dieser Zwietracht, mahnte ihn zurückzukehren, da es noch Zeit wäre; aber er hörte nicht auf meine Vorstellungen und hatte auch Recht. Einmal für die Sache kämpfend musste er auch mit ihr stehen oder fallen. Skrzynecki's Siege hoben meine Hoffnung, hoben die Hoffnung der lithauischen Provinzen wieder, und nun hatte ich gegen Hedwig zu kämpfen, die dem Beispiele mehrerer Frauen folgen und sich an die Spitze Be-

waffneter stellen und fechten wollte. Sie zog in der Umgegend umher, warb, und einem schönen Weibe glückt es nur zu leicht Thoren zu seinen Fahnen zu locken, bis ich von einem mir wohlwollenden russischen Beamten einen Wink bekam, dem unvorsichtigen Treiben der jungen Dame Einhalt zu thun. Ich benutzte ihn; Hedwig durfte in dieser unruhigen Zeit ihr Zimmer nicht mehr verlassen — und das Mädchen — Doch nur weiter alter Graukopf!“ sagte er tief bewegt, „nur weiter, dass Du an das Ende gelangst.“

Wir wurden bald aus unseren glücklichen Träumen geweckt; Ostrolenka war Polens, war meines Sohnes Grab. Dort ruhen seine Gebeine in der grossen Gruft der Helden, in der Gruft, die Polens stets ungezügelte Freiheit vielleicht für immer deckt. Ach für sie ist kein Tag der Auferstehung! — Dieser Schlachttag hat mich kinderlos, mich heimathlos gemacht,“ sagte er mit Wehmuth, „denn fortan mag ich nicht mehr in mein Vaterland zurück, Polens Erde hat ihre Weihe für mich verloren, und ich irre umher im fremden Lande ein freiwillig Verbannter!“

„Und Fräulein Hedwig?“ fragte ich mehr neugierig als theilnehmend, da der Alte schwieg.

„Sie vergoss keine Thräne um den Gefallenen, meinte, ihn habe der schönste Tod ereilt, der einem Manne werden könne, und murrte nur, dass es ihr nicht erlaubt gewesen sei, mit ihm sterben zu können, schwur den Russen ewigen Hass — und jetzt? — Ich kenne die Schwäche des menschlichen Herzens, habe selbst die Allmacht der Liebe empfunden, bin deshalb nachsichtig gegen die Leidenschaften der Menschen geworden, und dennoch empört mich Hedwigs Neigung zu dem russischen Fürsten. Ist es das gekränkte Vaterherz, das mit Unmuth einen Andern an des Sohnes Stelle sieht, ist es das drückende Gefühl, dass ich mich so

lange in dem Character eines Wesens getäuscht habe, das ich trotz mancher Unweiblichkeit in meiner Idee so hoch, in meinem Herzen so fest gestellt habe? — Ist bei mir der Hass gegen unsere Besieger so stark, so tief gewurzelt, dass ich seiner Nation wegen so manche liebenswürdige Eigenschaft des Fürsten übersehe? Ist es der Egoismus, der es nicht dulden kann, dass ein Anderer als mein Sohn Mariens Tochter beglücken solle? — Ich weiss es nicht, nur das fühle ich, dass dies Verhältniss, welches ich nicht zerreißen mag, es vielleicht nicht mehr zerreißen kann, mich verstimmt und von Neuem meine Ruhe stört. Glauben Sie mir, bei jedem flammenden Blicke ihrer dunkeln Augen sehe ich meinen Sohn vor ihr stehen, die Hand auf seinem blutenden Herzen scheint er zu sagen: das Blut, das Du jetzt quellen siehst, Hedwig, rufst Du aus meinem gebrochenen Herzen hervor, nicht die russische Kugel! Ich suche dann dies Bild zu verscheuchen, aber vergebens, der Blutende kehrt immer wieder.“

Er erhob sich bei diesen Worten und wendete sich nach Osten. — „Vaterland, Vaterland!“ rief er schmerzvoll. „Du liegst im Grabe und mit Dir all' mein Glück.“ Leb' wohl! — Kommen Sie!“ sprach er dann, meine Hand mit Heftigkeit erfassend, „Wir wollen durch diese wilde Schlucht zurück, sie passt für meine Stimmung. Ich muss mich heute bald in mein Zimmer verschliessen, um dort der Erinnerung, wenn auch einer schmerzlichen Erinnerung zu leben!“ Er folgte dem Führer, sah starr auf den Weg und bemerkte von all' den grausigen Naturschönheiten der Schlucht, die wir durchzogen, nichts. So gelangten wir am Nachmittage frühzeitig wieder auf die Bastei.

Hier fand ich zu meiner Freude meinen jungen Maler wieder, der als er mich erblickte, hastig sein Skizzenbuch

hervorzog, und mir den heute entworfenen Marius auf Carthago's Trümmern sitzend zeigte. Der im finstern Sinnen versunkene Römer war nicht ohne Aehnlichkeit mit dem alten Grafen, dessen Gestalt, so wie die Trümmer der reichen Handelstadt nur mit wenigen Bleistiftstrichen angedeutet, das Gesicht aber mehr und gut ausgeführt war. Die Züge des Polen mussten sich tief in des jungen Künstlers Erinnerung geprägt haben, da er sie so treffend wiedergeben konnte. Am Abende, wo wir uns im Freien fanden, hatte er die Zeichnung noch mehr ausgeführt, und jetzt erschien die Aehnlichkeit frappant. Der Zufall war ihm günstig gewesen, da er den Grafen auf einem einsamen Platze in tiefen Gedanken sitzend gefunden und diesen Moment unbemerkt benutzt hatte, den Kopf des Alten zu zeichnen. Er gab mir auch folgendes Gedicht, das er aus einer Zeitschrift „die Abendzeitung“ genommen hatte, und welches, da wir eben auf der Bastei standen, wohl des Durchlesens werth war. Ich zeichne es hier in mein Tagebuch mit auf.

Auf der Bastei.

Klein erschien mir der Mensch, ich gesteh' es, sah ich die Massen,
Die einst mächtige Fluth thürmte zu Pfeilern empor,
Denn Jahrtausende traten herauf, Jahrhunderte schwanden,
Und kaum naget am Fels leiser Verwitterung Zahn.
Menschengeschlecht' entstanden, und Menschengeschlechter vergingen,
Allen trotzte die Stirn dieser erhab'nen Bastei.
Dennoch — ich glaub' es, und der den Stein und den Felsen in's Sein rief
Stärke den Glauben in mir — lach' ich des trotzen Steins.
Der hier ewige Dauer nur lügt. Ich nur bin unsterblich!
Felsen verwittern, der Geist schwingt sich unsterblich zu Gott.

Auch versprach er, mir morgen eine Kopie der Zeichnung zu geben, wofür denn auch heute wieder der Kork einer Champagnerflasche knallen musste. Wir schieden, nach-

dem wir uns beredet hatten, nach Mitternacht auf dem Vorsprunge wieder zusammen zu treffen. Ich habe indessen die Zwischenzeit benutzt, die Begebenheiten des Tages anzumerken, und nun ich beendet habe, will ich fort zum *Rendez-vous*, wo wir heute eine herrliche Mondscheinlandschaft bewundern können.

Was muss doch ein Mensch entbehren, der nicht Sinn, nicht Gefühl für Natur hat, dem ein Ball mit seinen tausend Lichtern die glänzendste Beleuchtung, der Spieltisch seine Welt ist; er verliert sehr viel und würde sehr unglücklich sein, könnte er fühlen, was er entbehrt. — Dieser Ausruf ist wohl bei einem Jünglinge sehr natürlich, der nach Mitternacht von seiner nächtlichen Wanderung, um niederzuschreiben, was er sah und fühlte, zurückgekehrt ist; es giebt Naturscenen, die man nur sehen, deren Eindruck man nur fühlen, wahrlich nicht beschreiben kann.

Raum hatte ich den Fuss aus dem Wirthshause gesetzt, und die Thüre hinter mir sorgfältig verschlossen, auch dem schönen, hellleuchtenden Vollmonde einen freundlichen Gruss zugenickt, als mich Harfentöne überraschten, die aus der Ferne zu mir herüber drangen. Die Furcht, das geisterhaft Schauerliche, was in diesen Tönen lag, werde sich, wenn ich ihnen näher träte, verlieren, bestimmte mich, auf eine Bank mich zu setzen, von hier die monderhellte Landschaft zu überschauen und auf die Töne zu lauschen; sie kamen vom Neurathen herauf und schienen mir von zwei Harfen, die rein und gut gespielt wurden, zu kommen. Mein ganzes Innere ward aufgeregt und jede meiner Nerven bebte, als bald von Männerstimmen das schöne Lied: „Heilige Nacht“ vorgetragen wurde; meine Phantasie beschwingte sich auf den Tönen dieses herrlichen Gesanges, und bald sah ich am Neurathen die dunkeln Schatten der Felskegel hin und herwogen, bald

erschieden mir Amalgunde und ihr Sorbe, zur Geisterstunde dem tiefen Grabe entstiegen, ich sah sie, wie sie über der Mardertelle schwebend sich innig umfingen, innig wie zwei zusammenschwimmende Nebelwolken sich vereinten. Da schwieg der Gesang, die Harfentöne begannen von Neuem durch die stille Nachtluft zu zittern, und mir war es, als ob auf ihnen die Nebelgestalten der Liebenden langsam dem Monde entgegen zögen und in seinem Silberlichte verschwömmen.

„Täuschung aufgeregter Phantasie! „rief ich aus,“ liebliche, grausige Täuschung dieser allgewaltigen Zauberin, welche Schatten zu Geistern, Harfentöne zu Himmelstönen schafft. Aber was vor mir liegt, gehört nicht ihr, ist nicht ihr Werk, ist Werk der heiligen Natur. — Dieser magische Silberschleier, dieses Leichentuch der Nacht, welches das Mondlicht so grausig schön über die ruhige Landschaft breitet, dies ist Wahrheit, dies ist Werk der Natur. — Aber doch — Sprengt in der Geisterstunde der Mitternacht der tiefgehaltene Dreigesang nicht die geschlossenen Gräber? Locken die Harfentöne nicht die Schlummernden aus langem Schläfe? Steigen sie nicht auf von ihrem feuchten Lager, heben sich empor und meinen, der junge Tag wecke sie nach so langer, langer Nacht? — Dort unten in der Mardertelle, wo kein Grab die Todten aufnahm, kein Hügel die Gebeine deckt, senkt sich das Mondlicht hinab bis in die Tiefe, belebt, rüttelt die morschen Gebeine, und sie suchen und fügen, die Gestalten formen sich, beginnen da unten den Waffentanz, klirren mit den Schwertern und klappern mit dem Gebein, und immer näher und näher ziehen sie heran, um mich ihren Todtentanz zu tanzen.“

„Wachen oder träumen Sie?“ erscholl es neben mir, und dunkle Gestalten wogten um mich, der Canon: „Wer Nothbedrängte gern erquickt“ weckte mich aus meinem Er-

starren, zwei leichtgeschürzte Nymphen griffen die Accorde zum Gesange, und zum Schlusse knallte der Champagnerpfropfen laut durch die Nacht — ich war enttäuscht. Der Maler mit ein paar Kameraden hatte sich zweien Harfenmädchen zugesellt und mich feierlich empfangen wollen.

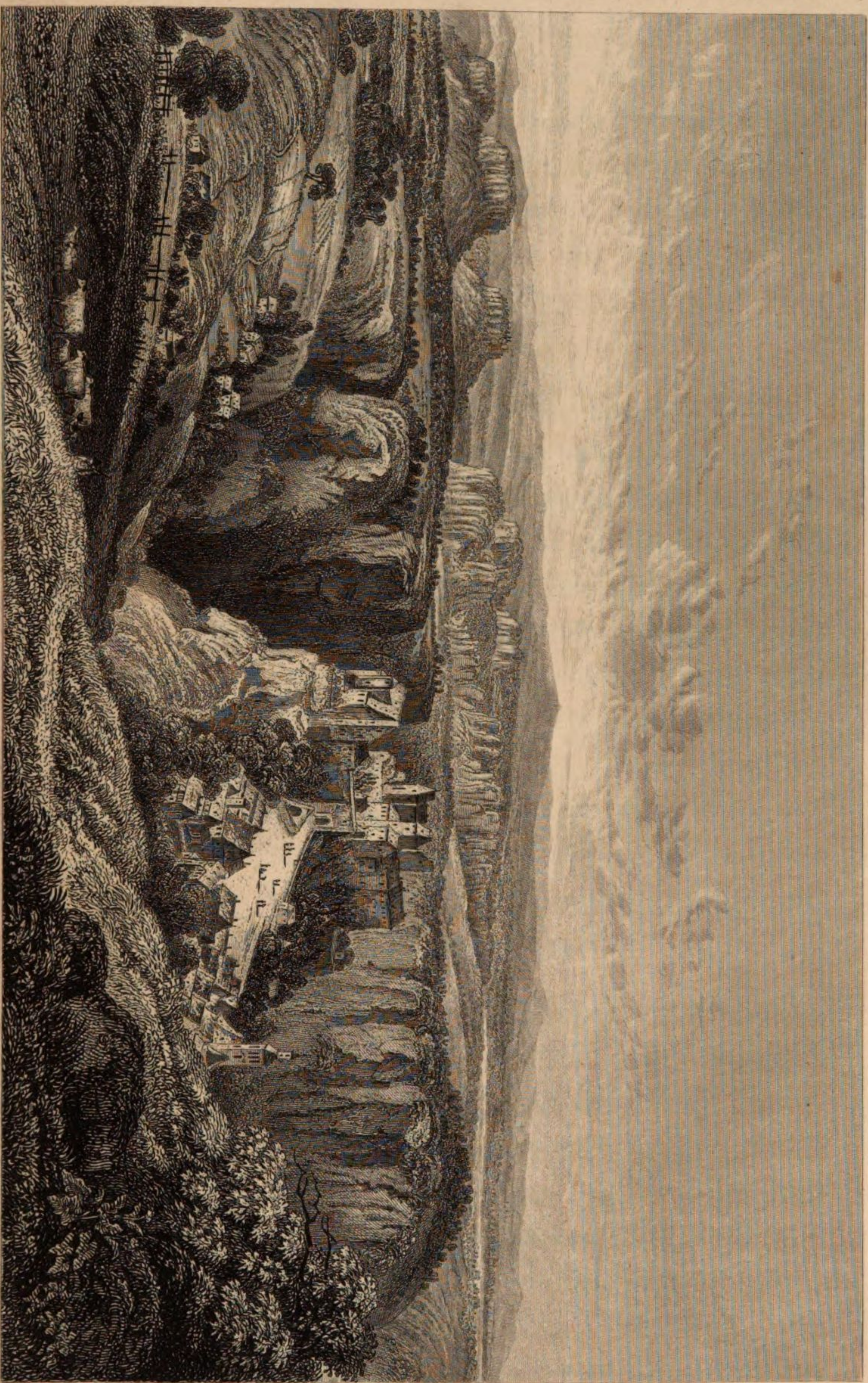
Ich erkannte im ersten Augenblicke des Malers freundliche Absicht nicht und war verdriesslich, mich so enttäuscht zu sehen, besonders waren mir die freundlichen Engel lästig, deren Harfentöne ich vom Himmel herab zu hören geglaubt hatte, und ich konnte nicht umhin dem jungen Manne leise zuzuraunen, „Ach wären wir doch allein! Eine solche Nacht sollte nur einsamer Beschauung geweiht sein.“ Er achtete meinen Wunsch, redete leise mit seinen Begleitern, übergab ihnen einige Flaschen Wein, behielt den Champagner jedoch unter dem Arme, und bald zog die lustige Gesellschaft jubelnd wieder nach dem Neurathen hinunter; wir waren allein. Aber trotz der ersehnten Einsamkeit war die Illusion vorüber, ich fand die so schön erleuchtete Landschaft noch schön, aber das Geisterhafte, das eine Mondnacht über die schlummernde Natur verbreitet, und das weder die Harfentöne noch der Gesang, der sich vom Neurathen auch jetzt hören liess, wieder hervorzurufen vermochte, fehlte, und wie, einmal erwacht, sich der schönste Traum nicht leicht wieder in neuem Schlummer anknüpfen lässt, so auch breitet die Phantasie, einmal gestört, nur selten in nämlicher Richtung die Schwingen, ihr Flug bleibt unterbrochen. Es fehlte von diesem Augenblicke an das Magische, der bleiche Schein des Mondes breitete nicht mehr sein Leichentuch vor mir aus, es war ein sanftes, stilles Licht, das die fernen Berge im Halbdunkel, die nahen mit grellem Schatten und Licht, aber keine Geisterwelt uns zeigte. Nur als die runde, glänzende Scheibe über der ruhig dahin fluthenden Elbe stand

und sie ihr Silberhaar in dem Strome badete, und jede Welle vergebens sich mühte, die Glänzende mit sich zu führen, da ergötzte uns das ewig bewegte, schaukebilde Mondbild in der dunkeln Fluth, bis es, immer mehr und mehr dem Ufer sich nahek, endlich dem feuchten Bade entstieg. Da sagte ich meinem Begleiter „Gute Nacht!“ kehrte in mein Stübchen zurück, und schaute noch einmal hinaus nach dem bleich-gesterneten Himmel.

Mohnstein.

Heute verließen wir die Bastei, nach der Feste begleitet uns, welche in der Färnen Wägen den geraden Weg über Hohenstein nach Paderborn war. Auf jede Fußspathe, auf jeden Schwamm, das war mit der mindesten Bemühung möglich war, hatte sie verstreut, die Bastei war der einzige Punkt, der ihr bis jetzt gefallen hatte, denn hier bei unserer Wohnung, jedem Tag und aus Mohnsteinen, dass sie sich allenfalls dergelehrten Hohenstein gefielen.

Wir begannen ganz früh, zu gehen, ich war schon gerathet — unsere Fußwanderung. Als wir am Hohenstein vorbeigingen, sah ich der Sänger der Mondnacht. Auch der Maler sich befand, mit den beiden sehr reizenden Harfenistinnen sitzen. Er sprang auf und kam auf mich zu, ich ahnete jedoch gleich, was er mir sagen wollte und kam ihm deshalb mit der tröstlichen Nachricht zuvor, dass der Wirth den Wein von dieser Nacht auf meine Rechnung gesetzt, und er bezahlt sei. Er wollte noch einige Entschuldigungen vorbringen, die ich verbat, jedoch seinen Marius annahm, den er, ohne ihn kochen zu haben, aus seinem Skizzenbuche riss. Der Graf sagte mir nachher, dass er sich freue, mich aus der Gesellschaft dieses frivolen Men-



Gez. v. Lacey

Gez. v. Lacey

JOHNSTEIN.

schen zu wissen, besonders da er mit einem Anstriche von Genialität mein unbefangenes Gemüth zu Thorheiten hätte verlocken können. Ich besänftigte ihn jedoch bald, als ich ihm sein Bild, dass alle sehr ähnlich fanden, in dem Marius überreichte und ihm das Entstehen dieser Zeichnung erzählte. Sein Urtheil über den jungen Mann schien von diesem Augenblicke an milder geworden zu sein, und mir entging die Bemerkung nicht, dass der edelste, ernsteste Mensch doch nie ganz frei von Eitelkeit ist.

Wir betraten jetzt den Amselgrund, gingen auf bequmem Pfade den Grünbach entlang, der sich hier über herabgerollte Felsstücke stürzt, oft auch unter ihnen sich verbergend dahin rauscht, und wo uns links und rechts alte bekannte Felsparthieen eine freundliche Ansicht boten. Endlich ward die Schlucht immer enger, der Ausgang schien sich zu schliessen, mit Gesträuch bewachsene Felsen erhoben sich immer mächtiger, bis sich bei dem Amselsteine der Grünbach über eine Felswand herabstürzt. Unter dem Felsenbette des Wasserfalles führt eine zehn Fuss hohe und fünf Fuss breite Oeffnung in eine tiefe Höhle, die man das Amselloch nennt, wo auch zuweilen bei regnigter Witterung das Wasser zwischen den Felsen hervorquillt.

Von hier gingen wir über Rathewalde, wo uns die Häuser des Dorfes von dem steilen Felsen herab freundlich zu begrüßen schienen, und erstiegen die Höhe, auf welcher die Hohburkersdorfer Linde steht, wo man besonders eine neue schöne Aussicht nach Norden hat, die uns Neustadt und Stolpen zeigt. Doch hatte für mich der Blick nach Westen viel mehr Interesse, denn dort sah ich meine Geburtsstadt Pirna, das eigentliche Ziel meiner Wallfahrt. Die Aussicht im Ganzen gab ein neues reizendes Gemälde, denn

sie öffnet sich bis Dresden, das Erzgebirge und die böhmischen Berge im Hintergrunde.

Von hier gingen wir auf schattigem Wege durch den Wald nach dem Hocksteine, einem Felsen, der zwar unfern des Gebirges, doch ganz isolirt aus dem Polenzthale emporragt; eine kleine Brücke führt nach dem kleinen, eine grössere, die über einen fünfundsiebzig Ellen tiefen Abgrund geschlagen ist, nach dem eigentlichen Hocksteine. Hier mussten wir noch zwanzig in den Felsen gehauene Stufen hinauf steigen, bis wir die sechszig Schritt breite Kuppe des Berges erreichten. Deutliche Spuren ehemaliger Befestigungen zeigen sich hier, doch scheint keine Burg, nur ein Wartthurm zur Beobachtung der Gegend gestanden zu haben. Man übersieht von hier den Lauf der Polenz und ihres schönen Thales, auch Hohnstein mit seinem alten Schlosse; der Blick, so beschränkt er auch ist, hat doch viel Eigenthümliches.

Der Rückweg von hier, wenn man sich vor etwas Unbequemlichkeit nicht scheut, ist am schönsten durch die Wolfsschlucht. einer mit steilen Abhängen sich um den Berg herumziehenden Spalte, deren gefährlichste Stellen durch Rammellöcher und eingestemmte Sprossen gangbar gemacht sind. Wir mussten oft wirklich klettern, um hinunter zu kommen, wobei der Fürst Fräulein Hedwig treulich half. Der Ausgang aus dieser Schlucht ist kaum zwei Ellen hoch und breit, und überhaupt muss dieser Weg ehemals für Gewappnete äusserst beschwerlich gewesen sein.

Von hier gelangten wir zu der freundlich gelegenen und sonst wegen des Lachsfanges berühmten Mühle. Es wurden nämlich damals die aus der Nordsee in die Elbe und von da in die kleineren Bäche zum Laichen getretenen Lachse eingeschlossen, wo sie dann laichten und zur Belustigung

der ehemaligen Churfürsten mit grossen Gabeln gestochen wurden. In der Mühle befindet sich noch das grosse buntgemalte Zimmer, in welchem bei dieser Gelegenheit die Fürsten speisten.

Ein steiler Pfad führte uns nun zu dem Städtchen Hohnstein hinauf, das aus einhundertundzwanzig Häusern besteht und von neunhundert Menschen, die sich von Feld- und Hopfenbau, auch von Leinweberei ernähren, bewohnt wird. Ich wanderte, während die Andern in der Stadt frühstückten und rasteten, nach dem Schlosse hinauf. Hier, ehe ich mich weiter umsah, habe ich von der alten Geschichte der Burg alle nur mögliche Erkundigung eingezogen.

Die früheren Besitzer dieser Burg waren die Berken von der Duba, ein mächtiges, fehdelustiges, böhmisches Dynastengeschlecht, das durch Eroberungen seine Besitzungen in Böhmen und dem Meissner Hochlande beträchtlich erweiterte, und erst im Jahre Eintausend fünfhundert und funfzig ausstarb. Die Berken besaßen fast alle Burgen an der Polenz und Sebnitz, und waren späterhin eifrige Hussiten, wodurch sie oft in Verdriesslichkeiten mit dem Bischof von Meissen geriethen, der Hohnstein zu seinem Sprengel rechnete, obgleich der Bischof von Breslau dieselben Ansprüche machte. Im Jahre Eintausend vierhundert und vierundvierzig brach eine Fehde zwischen den Berken von Duba auf Hohnstein und denen von Oelsnitz auf Rathen aus. Ein Hirsch, welchen der Besitzer von Rathen in der Waldung von Schandau, damals nach Hohnstein gehörend, erlegt haben sollte, war die Ursache dieser blutigen Fehde, wobei die von Oelsnitz in manchem Gefechte geschlagen wurden, auch manche ihrer festen Burgen verloren, denn die Berken waren ein mächtiges Geschlecht und wurden von ihren Glaubensbrüdern, den Hussiten, treulich unterstützt; selbst die Burg

Rathen, welche denen von Oelsnitz allein noch geblieben war, wurde von ihnen belagert. — Doch Bischof Johann von Meissen, ein Schlesier, dem Breslauer Bischöfe und den Hussiten persönlich feind, glaubte, er müsse die Gelegenheit Beide zu kränken, nicht vorbeigehen lassen, und wandte sich an den Churfürsten Friedrich den Sanftmüthigen, dem er die Nähe der ketzerischen Hussiten auf Hohnstein in dem gehässigsten Lichte darstellte. Der Churfürst ward endlich durch des Bischofs Vorstellungen bewogen, denen von Oelsnitz beizustehen, obgleich Rathen damals noch nicht zu seiner Lehnshoheit gehörte, sammelte in aller Stille ein Heer, und während die Berken vor Rathen lagen, überfiel er Hohnstein, zerstörte den grössten Theil der Burg und behielt sie im Besitz. Erst funfzehn Jahre später erhielt Meissen durch Vertrag mit Böhmen auf rechtlichem Wege die Landeshoheit über Hohnstein, den Besitz der Burg aber gaben die Berken von der Duba nicht auf und verkauften sie späterhin an die von Schleinitz, die sie jedoch bald an die Gebrüder von Schönburg verkauften, von denen sie durch Tausch gegen Wechselburg und Penig an den Churfürsten Moritz fiel. Im dreissigjährigen Kriege trotzte das Schloss mit seinen festen Mauern und durch seine Lage manchem Angriffe der Schweden und Kaiserlichen, denn nur durch eine rampenähnliche Brücke mit der Stadt verbunden, liegt es fast ganz von tiefen Abgründen umgeben. Späterhin diente es hauptsächlich zu Staatsgefängnissen.

Beim Eingange in das Schloss störte mich das am hohen vorderen Thore eingehauene Churwappen; ich hätte gern das alte Wappen der Duba hier gefunden, das mehr dem mir von der alten Veste entworfenen Bilde entsprochen hätte, als das Churwappen, das mich zu sehr an die neuere Zeit erinnerte. Doch ward ich befriedigt als ich in den er-

sten Hof trat, der nie gepflastert zu werden braucht, da es rauher Felsen ist, auf welchen man tritt. Das erste uns entgegenstehende Gebäude ist das Eintausend sechshundert und zwanzig durch den Blitz fast ganz zerstörte mittlere Schloss, das nur noch einige bewohnbare Räume hat. In dem dort befindlichen Thurme ist ein altes Staatsgefängniss, an welchem man zu König August des Starken Zeiten eines Morgens angeschrieben fand:

„Wer da kommt nach dem Hohnstein,
Der kommt selten wieder heim.“

Von diesen höher liegenden Trümmern betrat ich ein kleines auf dem Felsenrande angelegtes Gärtchen, wo ich in die grausige Tiefe des Bärengartens hinunter sah. Dieser Bärenzwinger ist ein wilder, tiefer, von seltsam gestalteten, zum Theil überhängenden und kleine Höhlen bildenden Felsbänken eingefasster Grund, zwischen dem Schlossberge und dem Henzschelhorne. Man sperrte diese Schlucht und setzte dann Bären hinein, sie hier zu Thierhetzen und zur Vermehrung aufzubewahren, wo sie sich auch einhundertundfunzig Jahre lang fortpflanzten. Sollten sie eingefangen werden, so lockte man sie in oben angebrachte Fänge, deren Eisengitter von der unteren Seite durch Räderwerk geöffnet und geschlossen werden konnte. Auch der berühmte Bär, den August der Starke aus Polen mitbrachte und in seinem Zimmer aufzog, wurde zuletzt hier verwahrt, da er den König einst anfiel, der sich mit dem Hirschfänger vertheidigen musste, und ihn schwer verwundete. Da nun das Vergnügen an Thierhetzen mit der höheren Kultur abnahm, auch bei dem Einfangen die Bestien zuweilen entkamen und Unfug anrichteten, schoss man die noch vorhandenen im Jahre Eintausend siebenhundert und sechsundfunzig nieder.

Diesem zerstörten Theile des Schlosses gegenüber liegt das neue Schloss, welches jetzt die Wohnung des Justizbeamten ist, dann führte mich ein breiter in den Felsen gehauener Gang in einen zweiten von Wirthschaftsgebäuden, Trümmern und Gefängnissen umgebenen Hof, wo ich, über verfallenes Gemäuer kletternd, auf einem Felsvorsprunge in das sogenannte Köhlergärtchen trat. Von hier ist die Aussicht auf die Stadt und über das Thal herrlich, auch sieht man hier die Kommunikationsstrasse, welche Napoleon vom Lilienstein bis nach Stolpen führen liess. Weiter wandernd kam ich an ein eisernes Gitterthor, durch welches ich in die noch bewohnbar gebliebenen Gemächer der zerstörten Burg trat, wo sich jetzt in der ehemaligen Schlosskapelle das Amtsarchiv befindet. In dem engen Hofe der an das alte Schloss stösst, zeigte man mir das Gefängniss, das noch jetzt nach dem Herrn von Klettenberg die Klettenburg genannt wird. Dieser berühmte Adept des achtzehnten Jahrhunderts, der erst den Herzog von Weimar, dann August II. durch seine Goldmacherei betrog, hat hier lange gesessen, bis er auf den Königstein geführt und dort eines angeschuldigten früheren Mordes wegen enthauptet wurde. Auch die berühmte Gräfin Cosel, diese allgewaltige Geliebte August des Starken wurde, ehe sie nach Stolpen kam, einige Zeit hier gefangen gehalten. Bei Besichtigung der Marterkammern theilte man mir die sonderbare Anekdote mit, dass der letzte der hier die Tortur ausgestandenen Verbrecher ein Fleischer gewesen sei, der alle Grade überstanden, frei gesprochen und seiner Haft entlassen wurde, aber als er beide Beine in Dresden gebrochen hatte, den verübten Mord freiwillig eingestand.

Als ich schon Alles gesehen, die ungeheure Festigkeit und Dicke der Mauern bewundert hatte und eben auf dem



Gez. von Indw. Richter.

STOLPEN.

Gest. von J. Carter.

Heimwege begriffen war. Und der Tag herauf, und ich musste noch einmal die Burg mit ihm durchwandern, was ich auch, so müde ich war, mit Freuden that, denn sie ist wahrlich ein sehenswerthes Denkmal des Alterthums. — Wir blieben den Mittag in Hoburg, beschlossen den schönen Punkt, den Brand, erst auf unserer Rückreise zu besuchen und den geraden Weg nach Stolpen zu fahren. Dieser Vorschlag war mir nach durchwachter Nacht sehr willkommen, und so sind wir bei guter Zeit hier eingetroffen, wo ich dies aufzuzeichnen noch Zeit fand und mich nun zur Ruhe legen will.

S t o l p e n .

Die Bergreste Stolpen zu besuchen hat mir viel Freude gemacht, das Schloss selbst erinnert an so viel Geschichtliches, und auch sein Aeusseres ist noch der Anschauung werth.

Stadt und Schloss Stolpen stammt, wie fast alle Burgen dieser Gegend, aus den Zeiten der Sorben. Die Stadt, einst Sorben genannt, lag wahrscheinlich auf der Stelle des jetzigen Marktes Altstadt; wurde von den Hussiten gänzlich zerstört und dann am Fusse des Schlosses wieder aufgebaut. Wie sie im dreissigjährigen Kriege zweimal durch die Plünder abgebrannt, das Schloss aber nicht erobert wurde; im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts verwüstete sie abermals eine Feuersbrunst gänzlich.

Das Schloss und Gebiet Stolpen kam im dreizehnten Jahrhundert an die Bischöfe von Meissen, die viel zu dessen Vertheuerung und dem Anbau der Gegend beitrugen, und es selbst zu ihrer Residenz wählten. Das Schloss wurde deshalb erweitert und die Stadt



Gest von J. K. K.

Gest von J. K. K.

Heimwege begriffen war, kam der Graf herauf, und ich musste noch einmal die Burg mit ihm durchwandern, was ich auch, so müde ich war, mit Freuden that, denn sie ist wahrlich ein sehenswerthes Denkmal des Alterthums. — Wir blieben den Mittag in Hohnstein, beschlossen den schönen Punkt, den Brand, erst auf unserer Rückreise zu besuchen und den geraden Weg nach Stolpen zu fahren. Dieser Vorschlag war mir nach durchwachter Nacht sehr willkommen, und so sind wir bei guter Zeit hier eingetroffen, wo ich dies aufzuzeichnen noch Zeit fand und mich nun zur Ruhe legen will.

Stolpen.

Die Bergveste Stolpen zu besehen hat mir viel Freude gemacht, das Schloss selbst erinnert an so viel Geschichtliches, und auch sein Aeusseres ist noch der Anschauung werth.

Stadt und Schloss Stolpen stammt, wie fast alle Burgen dieser Gegend, aus den Zeiten der Sorben. Die Stadt, sonst Jocrym genannt, lag wahrscheinlich auf der Stelle des jetzigen Dorfes Altstädt, wurde von den Hussiten gänzlich zerstört und dann am Fusse des Schlosses wieder aufgebaut, wo sie im dreissigjährigen Kriege zweimal durch die Kroaten abgebrannt, das Schloss aber nicht erobert wurde; im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts verwüstete sie abermals eine Feuersbrunst gänzlich.

Das Schloss und Gebiet Stolpen kam im dreizehnten Jahrhundert an die Bischöfe von Meissen, die viel zu dessen Verschönerung und dem Anbau der Gegend beitrugen, und es zuletzt meist zu ihrer Residenz wählten. Dis Schlossgebäude mussten deshalb erweitert werden und die Stadt

nob sich durch die bischöfliche Hofhaltung und den Handel; jetzt zählt sie eintausend Einwohner, die meist von Weberei leben.

Nach dem Tode des Bischofs Nikolaus aus dem Hause Carlowitz entspann sich mit dessen Nachfolger eine Fehde, die dem Bisthume Meissen Stolpen entzog. Johann der Neunte, aus dem Geschlechte derer von Haugwitz, hatte noch vor seiner Wahl zum Bischof vom Kapitel den Auftrag erhalten, den Nachlass des Bischofs Nikolaus zu reguliren, und obgleich er dessen Erben, Hanns von Carlowitz, ein von dem Verstorbenen noch als Kanonikus entworfenes Testament und eine mit Geld gefüllte Lade übergab, so meinte doch der von Carlowitz, es müsse noch ein vom Bischof in der letzten Zeit seines Lebens in das Stolpener Archiv niedergelegtes Testament und ein bedeutenderer Nachlass als der eingehändigte vorhanden sein. Der Bischof läugnete dies, der von Carlowitz sandte ihm einen Fehdebrief, und in der Hoffnung den Bischof selbst zu fangen, rückte er schon am andern Tage vor das Schloss. Aber Bischof Johann, bei Zeiten davon benachrichtigt, war nach Prag entflohen und überliess seinen Räthen die Vertheidigung von Stolpen. Diese hielten sich auch wacker, die Bürger blieben treu, nur das Landvolk rückte nicht zum Schutze des Schlosses heran. Indessen hauset Hanns von Carlowitz in den Landen des Bischofs gar übel, brannte mehrere Dörfer ab, raubte das Vieh und brachte die Stadt auf das Aeusserste, die sich endlich gezwungen sah, sich an Churfürsten August von Sachsen, als ihren obersten Erbschutzherrn, zu wenden und um seine Hülfe zu flehen. Dies scheint der eigentliche Zweck der ganzen Fehde gewesen zu sein. Der Churfürst liess auch sogleich einen Ausschuss von bewaffneten Bürgern aus Dresden und Radeberg unter Georg von

Carlowitz, des Befehlers eigenem Bruder, ausziehen und Stadt und Schloss besetzen. Nun wurden die Mishelligkeiten durch sämtliche Parteien bald ausgeglichen. Hanns von Carlowitz bekam vom Stifte viertausend Goldgulden, der Churfürst behielt das ganze Amt Stolpen, und der Bischof musste froh sein zur Entschädigung dafür Mühlberg zu erhalten. Auf diese Weise kam Stolpen an das Churhaus.

Im dreissigjährigen Kriege widerstand das Schloss den Kaiserlichen und den Schweden mehremale, nur im siebenjährigen Kriege nahm der Husaren-Oberstlieutenant Warnery das von der Besatzung Verlassene ein, und streckte den alten zurückgebliebenen dreiundsiebenzigjährigen Kommandanten, in dem Augenblicke wo er seinen Degen übergeben wollte, mit einem Pistolenschusse nieder. Dieser Schuss war der erste des so blutigen siebenjährigen Krieges. Nach dem Kriege geriethen die Festungswerke in Verfall und wurden zum Theil niedergerissen. Erst Eintausend acht-hundert und dreizehn durch Napoleon, welcher Stolpen mit in seine Vertheidigungslinie der Elbe zog, erhielt es wieder einige militairische Bedeutsamkeit.

Wir besuchten das Schloss in aller Frühe, selbst die Tante, durch die Nachricht gelockt, eine Geliebte König Augusts von Polen habe hier lange Jahre gefangen gesessen, begleitete uns, langweilte sich aber schon als wir die Basaltfelsen, auf denen das Schloss gebaut ist, mit Aufmerksamkeit betrachteten. Er gehört mit zu dem merkwürdigsten Säulenbasalt, und nur der, auf welchem Schloss Friedland in Böhmen gebaut ist, kann ihm gleich gestellt werden, und lagert auf einem grobkörnigen Granit, doch lässt es sich schwer bestimmen, wo dieser aufhört und jener beginnt. Um das ganze Schloss ziehen sich Basaltsäulen von ganz verschiedenen Dimensionen, die fünf- sieben- und neun-

meistens sechsseitig, zwölf Ellen hoch emporragen, und sechs, acht, zehn bis zwölf Zoll im Durchmesser haben. Die schönsten Säulen sahen wir im Thiergarten und im ersten Schlosshofe, einige von diesen haben sogar die Eigenthümlichkeit, dass sie bei Berührung klingen, alle sind von schwärzlicher Farbe und sollen dem Basalt in der Fingalshöhle auf Staffa gleichen.

Wir traten nun in den ersten der vier Höfe des Schlosses, die durch Brücken miteinander verbunden sind. In der sogenannten Klengelsburg, dem ersten Hofe, ist eine in Basalt gebrochene Cisterne und das Archiv des Amtes, das einst der bischöfliche Marstall war, auch sieht man hier einige Rudera von Verzierungen und Altären aus der abgetragenen alten Schlosskirche, und ein furchtbares Gewölbe, das einst zur Marterkammer diente. In diesem Hofe schoss Warnery den alten Kommandanten, einen von Liebenau, nieder. Die Brücke nach dem zweiten Hofe führt längst schöner Basaltsäulen zu einem Doppelthore, wovon das erste uns zu einem tiefen unterirdischen Kerker brachte, wo die Gefangenen sonst durch ein Loch hinunter gelassen wurden, das andere aber uns nach dem Johannisthurm führte, den wir sogleich bestiegen und hier die Zimmer betraten, welche die Gräfin Cosel im Anfange ihrer Gefangenschaft bewohnt hatte. Nach Mitternacht und Morgen hatte sie von hier eine reizende Aussicht, doch was kümmerte dies eine ehrgeizige Frau, die so viele Jahre lang den König und sein Land beherrschte, Millionen vergeudete, Tausende zu ihren Füßen kriechen sah, und die jetzt aus dem Luxus ihres Palastes gerissen, in wenige Zimmer sich verwiesen sieht, wo kein besternter Sklave, kaum ein fremder Diener bereit steht, ihre Befehle zu erwarten. Von solcher Höhe herab geschleudert muss die Nemesis furchtbar sein, und doch,

wer erklärt die Launen des Menschen, doch wollte die Gräfin Cosel Stolpen nicht verlassen, als Churfürst Friedrich August ihr die Freiheit anbieten liess. Ihr Ehrgeiz war vielleicht zu gross, um sich, wenn es nicht mit dem alten Glanze geschehen könne, in der Welt wieder zeigen zu wollen. Ob die Anekdoten von ihr wahr sind, dass sie während des siebenjährigen Krieges, wo sie die ihr ausgesetzte Pension von Preussen regelmässig, jedoch in schlechten Münzsorten ausgezahlt bekam, ihr Kabinet ganz mit sogenannten Ephraimthalern benagelt, ob sie zuletzt sich zu der jüdischen Religion bekannt habe, bleibt wohl nicht erwiesen.

In dem vierten Hofe fanden wir den berühmten zweihundertsiebenundachtzig Fuss tiefen in Basalt gebrochenen Brunnen, an dem zweiundzwanzig Jahre gearbeitet wurde, ehe man Wasser fand. Bei dem ersten Ueberfall im siebenjährigen Kriege warfen die Preussen, nachdem sie die metallenen Kanonen weggeführt, die eisernen, so wie die Gewehre und Kugeln in den Brunnen, so dass fast drei Viertel seiner Tiefe verschüttet wurde. Es wäre wünschenswerth, dass er gereinigt würde, weil man hier die seltene Gelegenheit fände, das Innere eines Basaltberges zu untersuchen. Auch wurde uns hier die sonderbare Anekdote erzählt, dass König August II., die Festigkeit der Mauern und des Felsens zu probiren, an verschiedenen Stellen vierundzwanzigpfündige Kanonen hatte auffahren und das Schloss damit beschiessen lassen. In den Mauern machten die Kugeln nur eine kleine Vertiefung, sprangen aber selbst in mehrere Stücke, an dem Basaltfelsen aber splitterten sie nur einige scharfe Spitzen des Gesteins ab, waren wirkungslos und zersprangen auch hier; die Stücken der zersprungenen Kugeln flogen bis in die Stadt und eine verwundete das Handpferd des Königs.

Bei dieser Gelegenheit soll die Gräfin Cosel, diese jähzornige Frau, welche aus ihrem Zimmer den König erblickte, ihn nicht auf die anständigste Weise begrüsst und dadurch ihr Schicksal nicht verbessert haben.

Nach dem Thiergarten, wo sonst viel schönes Wild gehegt wurde, gingen wir nicht, liessen die Damen zurück, und besahen die Stammschäferei, die erste der Art in Sachsen, durch welche dem Lande ein bedeutender Erwerbszweig geworden ist. Der Stamm dieser Schäferei wurde 1765 ursprünglich aus Spanien gebracht, und von 1779 bis 1811 waren schon zehntausend Böcke und Mutterschafe im Lande verkauft und damit der Grund zu den vielen berühmten Schäfereien Sachsens gelegt. Mir waren diese Art Schafe etwas ganz Neues, ich glaubte bis jetzt, je länger die Wolle, je schöner, und ich konnte kaum meinen Augen trauen, als ich den feinen Faden der Wolle sah, die uns der Schäfer zeigte.

Von hier zurückgekehrt, fanden wir die Tante sanft schlafend und mussten uns daher entschliessen, hier Mittag zu machen, und dann erst nach Hohnstein zurückzufahren um dort die Nacht zu bleiben. Vorher aber wollten wir noch einige kleine Excursionen machen, desshalb nahmen der Graf und ich, kaum in Hohnstein abgestiegen, einen Führer mit uns und wanderten nach dem Brand.

Wir gelangten auf einem sehr freundlichen Waldwege in einer halben Stunde nach diesem ziemlich bedeutenden Plateau, das von einem Waldbrande den Namen hat und heute von mehrern Fremden besucht war, die auf Bänken oder auf der Erde gruppirt, ihr Auge und ihren Magen erquickten. Die Aussicht von hier ist grossartig, obgleich die Nähe des prachtvollen Elbstromes und so mancher Blick in schauerliche Tiefen fehlt, welche uns die Bastei sattsam

bietet, doch fand ich hier eine Lieblichkeit und Frische der Landschaft, die mir den Brand in meiner Erinnerung stets lebendig erhalten werden. So wenig ich den Blick in die Ferne liebe, wo ein dunkler, kaum sichtbarer Punkt eine Stadt, ein Nebelstreif uns einen Gebirgsrücken zeigt, und das viel und weit Sehen mich nie ganz befriedigt, so gestehe ich doch, dass dieses halbe Panorama, das sich vom Winterberge bis zum Borsberge höchst reizend hinzieht, mich entzückte. Alle die sonderbar gestalteten Felsen, die es umfasst, die schöne Elbgegend längs der Rathener Felsen, aus welchen Wehlen mit seiner lieblichen Umgebung, wie eine Centifolie aus dunkeln Gebüsch hervorblickt, auch der Königstein mit seinen düstern Gebäuden, alles dies bietet dem Auge so viel Schönes dar, dass es gern darauf verweilt.

Auch hier, wie auf dem Hockstein, hat der, für Naturschönheiten gewiss rege Sinn eines Herrn von Carlowitz Stufen in den Felsen hauen und eine kleine Brücke über eine tiefe Schlucht schlagen lassen, wo man zu manchen niedlichen, wenn auch zu dem erhabenen Ganzen nicht recht passenden Verzierungen und Bequemlichkeiten gelangt. Man findet hier eine Grotte mit Moosbänken und eine kleine Einsiedelei, deren bunte Fensterscheiben die Umgegend in einem ganz verschiedenen Zauberlichte zeigen. Hier fanden wir einen jungen Engländer, der ohne im Mindesten auf uns Eintretende zu achten, unverwandt durch die bunten Glasfenster nach dem Liliensteine sah und immer nur einzelne Worte vor sich hin murmelte, die ich, der ich doch das Englische spreche, zu verstehen nicht im Stande war. Als wir eine bedeutende Zeit hinter ihm gestanden und er nicht von der Stelle wich, nahte sich ihm der alte Graf und sagte ihm etwas ungeduldig, auf französisch „Erlauben Sie uns,

mein Herr, auch einen Augenblick die Gegenstände durch diese Glasscheiben zu betrachten?“ — „*Pardon!*“ erwiderte der Engländer aufspringend, und sich dann zu mir wendend sagte er langsam, „Schön, sehr schön!“ woraus wir sehen konnten, dass er französisch und deutsch sprach.

Der Mann gefiel mir, und während der Graf etwas brummend durch die Scheiben sah, redete ich ihn englisch an, worüber er entzückt schien und mir sogleich erzählte, er hätte mit seinen in Hohnstein zurückgebliebenen Eltern die sächsische Schweiz bereist und wolle morgen mit ihnen zurück nach Dresden.

„Sehen Sie einmal hier durch!“ wendete sich jetzt der Graf zu mir, ich that es, und was ich durch die bunten Scheiben sah, überraschte mich. Hier ward die Landschaft vor mir plötzlich zu einer trüben, neblichen, dort schien ein glühender italischer Himmel sie zu beleuchten, und als ich durch eine andere Scheibe blickte, schien das Ganze in Rosenduft getaucht zu sein.

„Nun, wie gefällt es Ihnen? fragte mich der Graf, als ich meine Neugierde befriedigt hatte.

„Gut und nicht gut“ antwortete ich und der Engländer horchte aufmerksam auf meine Worte. „Der glühende, so wie der Rosenduft, welcher über die Gegend südliche Farben haucht, könnte mich anziehen, wenn er nicht so monoton, so unnatürlich wäre. — Ich finde das bunte, abwechselnde, natürliche Farbenspiel der Waldgruppen reizender, als diesen eintönigen Schein, und was vermöchte wohl Morgenröthe oder Abendgluth über eine Landschaft zu breiten?“

„Mir hat sie aber sehr gefallen, diese stete Veränderung,“ nahm der Engländer das Wort, „man braucht nur

durch ein grünes Glas zu sehen, wie ganz anders, als wenn man durch das goldgelbe blickt.“

„Vergnügen Sie sich daran!“ fiel ihm der Pole etwas trocken in die Rede, machte eine kurze Verbeugung und entfernte sich; ich folgte ihm, der Engländer auch, der, wahrscheinlich weil ich ihn englisch angeredet, Wohlgefallen an mir finden musste, denn er setzte sich neben mich unter einen Baum, wo wir einige Erfrischungen zu uns nahmen, er aber alles, was wir ihm anboten, ausschlug.

Auch unser Führer hatte sich zu uns gesetzt, und da er ein sehr redseliger Mann war, der übrigens ganz gut sprach, so glaubte er, dass während wir ässen und tranken, er uns so lange unterhalten müsse, bis die Ueberreste zu ihm wanderten. „Von hier aus“ begann er, „könnten Sie wohl den Gickelsberg und Gossdorf besuchen. —“

„Danke für heute!“ unterbrach ihn der Graf.

„Nun wie Sie befehlen, gnädiger Herr!“, fuhr der Führer fort; „so gehen wir von hieraus geraden Wegs nach Hohnstein zurück. In der alten Burgruine an der Sebnitz haben Manche so nicht gern Etwas zu thun, denn da soll es nicht geheuer sein, und ein guter Christ kann schon nicht einmal in der Dämmerung ungeneckt da sitzen. Ich glaube zwar an Gespenster, meine aber, mit einem kräftigen Gebete hält man jeden Geist von sich ab, desshalb hätte ich wohl Lust, einmal in der alten Ruine, nur nicht allein, eine Nacht zuzubringen, um zu sehen, was an der Sache ist. Es hat sich aber noch nie ein Reisender gefunden, der dort unter Gottes freiem Himmel die Nacht zubringen wollte.“

„Haben Sie Lust?“ fragte mich der Engländer in seiner Muttersprache, und ihm ein freudiges „Ja!“ antwortend, stand auch gleich der Gedanke fest in mir, in den alten Ruinen diese Nacht die Geister zu erwarten. Ich theilte

dem Grafen meinen Wunsch mit und versprach, ihn morgen in Schandau zu treffen. Auch bat ich ihn, den Führer mir wieder zurückzuschicken, da der des Engländers, dessen Eltern von seinem Aussenbleiben zu benachrichtigen, nach Hohnstein zurück geschickt wurde.

Der Graf verliess uns und wir ergötzten uns an der schönen Gegend, bis die Führer, wie Maulthiere bepackt, zurückkehrten. Wir sagten hierauf dem Brande ein Lebewohl, und traten die Wanderung nach der Geisterburg an.

Wir stiegen nun die Höhe hinab und kamen bald, Gossdorf seitwärts lassend, auf einem Waldwege nach den mit Basalttrümmern bedeckten Gickelsberg, wo wir uns der weiten Aussicht nach Süd und Ost erfreuten, verliessen nach kurzem Aufenthalte den Berg und wandten uns nach Gossdorf, von wo uns der Weg über nackte Felsen und durch Wald zu einer Erdzunge führte, deren steile Abhänge dicht mit Holz bewachsen sind. Bald kamen wir an eine Vertiefung, von der des Engländers Führer uns erzählte, dass hier die erste Zugbrücke der alten vor uns liegenden Burg gestanden habe; noch zwei Stellen bezeichnete er uns als zweite und dritte Brücke, bis wir endlich den Bergrücken am Ende der schmalen Erdzunge erreichten, an dessen Fusse sich der Schwarzbach in die Sebnitz stürzt.

Hier standen wir nun in den Trümmern der alten Geisterburg, die Führer legten ihre Last an einer Mauer nieder, und obgleich der Tag sehr warm war, holte doch der eine Führer, nicht der meine, Reissig herbei um Feuer anzumachen, den Rauch, meinte er, könnten die Geister nicht vertragen. Ich bemerkte dabei, dass dieser junge Mann nicht so muthig war als mein Alter, wenigstens nicht gern Etwas mit Geistern zu thun habe.

Während wir in den Trümmern umherkrochen, hatten

die Führer ausgepackt, und ich war wirklich über die Aufmerksamkeit meines alten väterlichen Freundes gerührt, denn ausser meinem Mantel hatte er auch noch zwei wollene Decken, Wein und hinreichende Lebensmittel geschickt, so dass ich, der Engländer, für den die Seinen nicht so vorsorglich gewesen waren, und auch die Führer für diese Nacht hinreichend versorgt waren.

Eigentlich erschien mir jetzt schon das ganze Abenteuer als ein thörichtes, denn die Ruinen boten ausser dickem Mauerwerk, Rudera's tiefer Gewölbe und einem in Granit gearbeiteten, längst verschütteten Brunnen, nichts Sehenswerthes dar, denn der Hauptschmuck einer Ruine — Thürme fehlten. Doch war die Lage dieser, auf steilen Felsen gebauten Burg romantisch, die Landschaft recht schön, und so erwarteten wir, uns gegenseitig unsre kleinen Lebensbegebenheiten erzählend, heiter gestimmt den Untergang der Sonne, der hier recht malerisch sein musste.

Aber auch dieser Genuss sollte uns versagt werden, denn der Himmel umzog sich; anfangs stiegen nur einzelne Wolken auf, aus denen der Verzagte, so werde ich den Führer des Engländer's immer nennen, sogleich ein schweres Gewitter prophezeite, dann umzog er sich ganz und die Gluth der Abendröthe war in Wolken gehüllt.

„Sie werden sehen“, sagte der Verzagte „was wir für eine furchtbare Nacht haben werden; kommt der Wind aus dem Abende und ein Gewitter steht im Morgen, so bekommen wir ein fürchterliches Wetter, so recht für die Geister, aber nicht für uns geeignet. Der andere Führer lächelte. „Schüre nur Dein Feuer an, dass der Rauch die Geister vertreibt und wir nach dem furchtbaren Wetter unsere Röcke trocknen können,“ sagte er zu seinem Kamera-

den. — „Komm, wir wollen bei Zeiten Holz und Reissig sammeln, ehe es ganz Nacht wird.“

Der Verzagte mochte doch nicht ganz Unrecht haben, denn kaum waren sie zurückgekehrt, als es sich in Osten furchtbar aufthürmte, und schon begann es in der Ferne zu leuchten, was mich sehr erfreute, denn ich sehnte mich den Donner wieder zwischen hohen Bergen rollen zu hören. Aber mein Reisegefährte schien nicht meine Freude zu theilen, die Geister hatten ihn hierher gelockt, aber er wollte ihre Bekanntschaft nur in einer schönen Sommernacht, bei wohlbesetztem Tische und überhaupt ganz *comfortably* machen, aber das Gewitter am Himmel, das feuchte Lager, denn ihm waren keine Decken geschickt worden, und der Wind, der sich zu erheben anfang, lagen ausser dem Bereiche seiner Erwartungen; doch der Tag war lang, die Nacht kurz, mein Anerbieten Decken und Provisionen mit ihm zu theilen, schien ihn bald zu trösten, die Hammelkeule und der Rheinwein zu munden, und somit kehrte frischer Muth und neue Lebenskraft in ihn zurück.

Das Gewitter kam immer näher; herrlich leuchtend zuckten die Blitze durch die schwarzen Wolken, und es rollte der Donner im tausendfachen Echo majestätisch durch die Bergschluchten, grosse einzelne Regentropfen fielen, und über uns ward es immer finsterer. Da fuhr der Engländer mit Hast in die Tasche, holte ein Paar Pistolen heraus, wickelte sie in zwei Schnupftücher, die er aus seinen grossen Seitentaschen zog, und legte sie, so nach seiner Meinung wohl verwahrt, unter einen hohl liegenden Stein.

„Mein Gott, was machen Sie denn mit Pistolen in der Tasche?“ fragte ich verwundert.

„Ohne die reist mein Vater, reise ich nie“ erwiderte er. „Man kann auf der Landstrasse angegriffen werden.“

„Warum legen Sie aber die Waffe jetzt ab?“ fragte ich weiter.

„Wissen Sie denn nicht,“ erwiderte der Engländer ganz bedächtig „dass Metall den Blitz anzieht? Bei Gewittern muss man all’ dergleichen von sich legen.“

Ich konnte mein Lächeln nicht verbergen, was er jedoch nicht zu bemerken schien, und wusste nun woran ich mit dem Sonderling war, der sich übrigens Essen und Trinken gut schmecken liess, und nach abgelegten Pistolen mehr für die Regentropfen und seinen feinen Rock, als für sein durch das Gewitter bedrohtes Leben besorgt zu sein schien.

Die Sonne musste sich schon gesenkt haben, denn es war fast dunkel, als ein furchtbarer Sturm sich erhob und die Wolken peitschend über uns jagte, so dass bald der Regen in Strömen herabstürzte. Ich reichte schnell meinem Unglücksgefährten eine weisse Decke statt Mantel, die er auch ohne Weigern umnahm und dem Wetter trotzig den Rücken kehrte. Denke ich mir die lange hagere Gestalt des Engländers, eine weisse Steppdecke um sich, mit aufgerecktem Haupte, damit der Regen ihm nicht in den Nacken laufen sollte, ein ewiges *God dam* brummend neben mir stehen, so kann ich mich auch jetzt, wo ich wohlbehaglich in Schandau sitze und dies niederschreibe, des Lachens nicht enthalten, denn so wie ein Blitz die Finsterniss erhellte, stand diese weisse Figur gleich dem Ritter von der traurigen Gestalt vor mir.

Jetzt nahte das Gewitter und zu des Verzagten Unglück trieb der Sturm ein anderes Wetter den langsam und schwerfällig anziehenden, dunkeln Wolken entgegen, und als ob es auf uns abgesehen sei, stiessen beide feindlich über unsern Häuption zusammen. Der Kampf begann, die Wolken entladeten sich, Blitz folgte auf Blitz, so dass die

ganze Gegend ein Feuermeer zu sein schien, die Gegenstände hell vor uns traten und der Donner nicht mehr im Echo wiederhallte, sondern wie ein langer, ununterbrochener furchtbarer Akkord über und unter uns rollte. — Jetzt! Blitz und Donnergeschmetter zugleich, prasselte eine hohe vom Blitz getroffene Fichte neben uns nieder, und ich sah den Verzagten knien, den Andern mit gefalteten Händen stehen und hörte das *God dam!* des in die Steppdecke Gehüllten, unter welcher er nicht wenig schwitzen mochte, da er sie jetzt trotz des Regens wüthend von sich warf und nun in einer Art Verzweiflung unbedeckt dem Wetter Trotz bieten zu wollen schien. Aber es war auch wahrlich ein Gewitter, wie ich es je erlebt zu haben mich nicht erinnere, es war grausig schön. Bei den ununterbrochenen Blitzstrahlen trat manchmal die Landschaft wie durch Zauberschlag aus der Rabennacht plötzlich hervor, die fernsten Felskegel zeigten sich, um schnell wieder in Nacht zu versinken, der Regen strömte, der Sturm heulte, die alten Föhren krachten, Eulengeschrei hörte man, Unglück verkündend, aus dem alten Gemäuer, und zu dem Heulen und Rauschen rollte der Donner wie ein ununterbrochener Posaunenton in dem furchtbaren Orchester dieser Schreckensnacht.

Wohl eine Stunde hatte der Kampf die beiden Gewitter über uns festgehalten, wohl eine Stunde hatte der Sturm vergebens versucht, sie mit seinen rauschenden feuchten Schwingen zu trennen, längst schon hatte er unser Feuer ausgelöscht, als es ihm endlich gelang der Wolken Herr werden und sie nach allen Himmelsgegenden zu treiben. Das Dunkel des Himmels verschwamm in Grau und nach Westen zogen die schwarzen vom Winde verfolgten Wolken, der Regen liess nach, und nur zuweilen schlängelten sich

noch die zackigen Blitze, rollte der immer ferner hallende Donner. Der Sturm ruhte endlich ermüdet, leise ward sein rauschender Flug, und die von schwerer drückender Luft bewegte Brust athmete wieder freier in dem Dufte der Blüten und Blätter.

„Herr!“ sagte jetzt mein Führer, zwei Flaschen unter dem Arme sich mir nahend, während der Verzagte sich mühte, Feuer anzuschlagen und Reissig in der Dunkelheit zusammen zu suchen: „Es war gut, dass ich diese zwei Flaschen für Sie noch in Reserve behielt und dieses Fläschchen mit Schnaps für uns, sonst würden wir wahrlich, so durchnässt wir sind, fast erfrieren.“ Ich dankte für seine Fürsorge, hege jedoch jetzt noch den Verdacht, nur das Mitleid mit unserer traurigen Situation hat ihn bewogen den Wein aus seinem Verstecke hervor zu holen. Mochte es sein wie es wollte, er kam uns gelegen. — Auch das Feuer brannte endlich wieder, und als es aufflackerte, sah ich auch das Gesicht des Engländers sich aufheitern; er setzte sich auf einen Stein, versuchte seine Füße zu trocknen, und freudig wie der Soldat nach gewonnener Schlacht, sprach er von dem schönen Gewitter und den herrlichen Momenten, die es uns bereitet hatte, und leerte auf einen Zug die halbe Flasche aus.

Uns zu trocknen, setzten wir uns nun um das hellprasselnde Feuer, dessen Flamme das graue Gemäuer gar wundersam beleuchtete, denn die daran hängenden Regentropfen funkelten wie Brillanten durch die Nacht. Aus der Ferne muss sich die gelagerte Gruppe recht schauerlich angenommen haben, so dass jeder Landmann, der sie gesehen, uns gewiss für die Burggeister gehalten hätte, die hier am höllischen Feuer brien.

Unsere Vorräthe, besonders die Flaschen waren bald

geleert, schon nahte die Stunde der Mitternacht, und wir forderten nun meinen Führer auf, uns doch wissen zu lassen, wessen Geist hier umherwandeln solle. Ehe er aber noch begann, stand der Engländer auf, schüttelte noch einmal den Regen von seinem langen weiten Ueberrock und holte die Pistolen unter dem Steine hervor, die auch wirklich gut vor der Nässe verwahrt gewesen waren; als er sie aber wieder zu sich stecken wollte, waren seine Taschen so durchnässt, dass die frühere Vorsorge vergeblich geworden wäre, und er sie neben sich legen musste. Wir setzten uns nun, um zuzuhören; er und ich sassen den Rücken gegen das Gemäuer, der Erzähler uns gegenüber, der Verzagte aber etwas seitwärts, mehr dem Wege zu, der in das Thal führte; so erwarteten wir nun die Erzählung.

„Vor vielen hundert Jahren,“ begann der Alte endlich „als das Hussitenvolk noch in Böhmen herrschte und die Nachbarländer gar arg verwüstete, lebte auf dieser Burg, die den Berken von Duba gehörte, ein alter Mann, vor welchem die ganze umliegende Gegend mehr Furcht als selbst vor dem gestrengen Herrn auf Hohnstein und Leipa hatte, und doch konnte sich Keiner sagen weshalb; wahrscheinlich, weil selbst die gestrengen Berken von Duba ihn zu fürchten schienen. Man wusste nicht woher er gekommen war und flüsterte sich nur zu, er habe dem Ritter von Hohnstein in einem scharfen Treffen das Leben gerettet, und deshalb hätte dieser ihm aus Dankbarkeit den Niesbrauch der Burg und des Dorfes überlassen. Aber die Berken belohnten ihre treuen Diener eben nicht fürstlich, auch schienen sie dem Alten nicht besonders gewogen zu sein, wobei denn die Leute meinten, dies käme daher, weil grosse Herren meist denen nicht wohlwollten, welchen sie Dankbarkeit schuldig wären. Der Alte verliess nur selten die Burg,

der Lehnsherr kam nur wenig, und dann war dessen Gesicht immer ernst, und er ritt meist verdriesslich wieder heim.

Wo wir jetzt hier um das Feuer sitzen, stand damals ein hoher Thurm, von dessen Zinnen man die ganze Gegend überschauen konnte. In diesem Thurme wohnte der Alte und kein männliches Wesen durfte ihn betreten, nur Frauenvolk hatte zuweilen freien Einlass, doch auch denen war das obere Zimmer verschlossen. Uebrigens lebte der Alte ganz gut, trank nur Melnecker, und von Hohnstein und Leipä kam manches Hirschkalb und mancher feiste Rehbock in seine Küche. Der alte sonderbare Mann trug nie eine Waffe, hüllte sich zu jeder Jahreszeit in ein weites wollenes Gewand, wie es sonst die Pilger getragen haben sollen, ging fleissig in die Kirche, war ein eifriger Hussit und lebte mit Niemanden im Verkehr als mit zwei zottigen schwarzen Hunden, die ihn nie verliessen und von denen die Landleute erzählten, dass in der Mitternachtstunde ihre Augen glühten wie diese Kohlen.“

„Was rauscht da?“ fuhr plötzlich der Verzagte auf. Es war nichts, wir lachten und er setzte sich wieder auf seinen Stein.

„Zweimal im Jahre verliess jedoch der Alte, von Niemand begleitet, die Burg, blieb mehrere Wochen aus, kam dann auch allein wieder, und kein Mensch wusste, wo er gewesen war. Einstmals aber kehrte er nicht allein zurück; ein verschleiertes Frauenzimmer, das er hoch zu ehren schien, denn er ging neben ihrem Rosse her und führte es am Zügel den Berg hinauf, begleitete ihn, nahm ihre Wohnung im Schlosse, und von diesem Augenblicke an begann ein ganz anderes Leben auf der Burg. — Zwar blieb der Alte nach wie vor in seinem Thurme, verschloss sich mit den Hunden in das obere Zimmer, wohin auch die junge

Dame nicht kommen durfte, und wo er, wie man sagte, den Teufel zu sich herauf beschwor. Im Schlosse jedoch zogen jetzt die von Duba fleissiger ein, besonders der Ritter vom Hohnstein, der zwar schon in gesetzten Jahren, die Weiber aber immer noch liebte, und dem das schöne Fräulein sehr zu gefallen schien; auch war er jetzt freundlicher gegen den alten Mann und verschloss sich mit ihm häufig in sein Zimmer. Das Fräulein Bertha aber, so liess sie sich von ihren Frauen nennen, besuchte noch öfters den Alten, der sie mit besonderer Aufmerksamkeit behandelte, wobei doch aber der hussitische Prediger von Hohnstein, der Einzige mit dem wohl der Alte zuweilen im Schlossgarten sprach, bemerkt haben wollte, dass wenn er mit dem schönen Fräulein spräche, mitten in der Freundlichkeit ein tückischer, bössartiger Blick sie träfe.

Die ganze Umgegend forschte nach, wer das Fräulein sei und woher sie gekommen; Niemand konnte es erfahren, nur so viel sah Jeder, dass jetzt Ritter Berk von Duba täglich auf die Burg hinritt, und nachdem er dies wohl ein halbes Jahr getrieben, auch zuweilen manche Nacht dort zubrachte, was die böse Welt hätte leicht falsch deuten können, wäre das schöne Fräulein nicht so ehrbar und züchtig in ihrem Wandel gewesen.

So mochte wohl ein Jahr vergangen sein, während dem der Alte keinen Schritt aus der Burg gesetzt hatte, als in einer Nacht, in welcher der Ritter von Duba in dem Schlosse geblieben war, das Fräulein um die Mitternacht aus ihrem Gemache stürzt, über den Hof eilt und mit Heftigkeit an der Klingel des Thurmes zieht. Der Alte öffnet ihr, tritt kurz darauf, eine Blendlaterne in der Hand, mit seinen Hunden aus dem Thor und geht in das Schloss, kehrt aber von da bald wieder zurück. Nach einer Stunde kommt er wie-

der herunter, gibt einem sichern Manne ein Paket, es sogleich zu dem Prediger nach Hohnstein zu tragen, begleitet ihn bis an die letzte Zugbrücke, kehrt dann mit seinen Hunden, deren Augen hell leuchteten, zurück in den Thurm, und nach einer kleinen Weile geschieht ein furchtbarer Knall —“

Auch zwischen uns knallte es jetzt zweimal rasch hintereinander, Knall und Winseln eines Hundes jagte uns von unserm Sitze auf, wo wir den Engländer sein *God dam* fluchen hörten und ihn zu dem Verzagten springen sahen, der wie leblos am Boden lag; ein blutender Hund fletschte dem Engländer die Zähne und liess ihn nicht dem Todten nahen, von dem andern Führer aber duldete er, dass er seinen Herrn mit Wasser besprengte, welches ihn endlich auch nach langem Rütteln wieder zum Leben brachte. — Ich sah dem Allen verwundert zu und konnte mir das Vorgefallene nicht erklären, bis mir endlich der ganz bestürzte Engländer Aufschluss darüber gab. Kurz vor der erwähnten Explosion sieht der Aufgeregte, der nur die zottigen Hunde mit den glühenden Augen im Sinne hat, bei dem Scheine des Feuers etwas Dunkles sich den Berg herauf bewegen und ergreift sein Doppel-Pistol, spannt den Hahn, erkennt einen schwarzen zottigen Hund, dem seine Einbildungskraft glühende Augen gibt und für einen der Hunde des Alten vom Thurme hält, und feuert in dem Augenblicke sein Pistol ab, als der Führer von der Explosion erzählt. Der Verzagte fällt vor Schreck nieder, der getroffene Hund läuft winselnd zu seinem Herrn und der Engländer glaubt, er habe den Mann getroffen.

Der treue Hund, der seinen Herrn hier aufgesucht hatte, war nur gestreift, der murrende Verzagte durch einige Thaler, die der Engländer spendete, versöhnt, und da es eben

Mitternacht war, setzten wir uns wieder, die Erzählung des Führers, auf deren Entwicklung wir doch neugierig waren, zu Ende zu hören.

„Bei dem Knall“ so fuhr er nun fort „lag der Thurm und der grösste Theil des Schlosses in Trümmern; von dem Fräulein und dem Alten war nichts zu sehen, sie hatte wahrscheinlich der Gott sei bei uns geholt, den Ritter aber fand man in ihrem nur halb verfallenen Schlafzimmer, von einem Dolche das Herz durchbohrt, unter dem Schutte. — Nun sagt man, der Alte wandre mit seinen Hunden um die Mitternachtstunde unter den alten Mauern umher, und man könne dann sein grinsendes Hohnlachen sehen und hören; auch das Fräulein soll dann mit einem blutigen Dolche ihm folgen und sich gar traurig gebärden. Viele Leute aus der Gegend wollen die Beiden und die Hunde öfter gesehen haben, ich bin noch nicht so glücklich gewesen, einen von ihnen zu erblicken.“

„Und wenn nun jetzt der Alte um die Mauer hervorträte und Dir winkte, würdest Du ihm folgen?“ fragte ich.

„Ich glaube! Böses könnte er mir nicht thun, denn Gott beschützt jeden Christen, aber einen Schatz könnte er mir vielleicht zeigen.“

Ich lächelte über des Mannes Vertrauen und fragte ihn dann, ob er nicht wisse, wer der Alte gewesen und wie sich das Uebrige zugetragen habe; da erwiederte er mit wichtiger Miene: „Die ganze Aufklärung hat in dem Pakete gestanden, das der Alte dem Priester nach Hohnstein geschickt; mein Grossvater will einen Greis gekannt haben, der das Blatt selbst gelesen hatte.“

Der Alte war ein Sterndeuter, der viel mit der Familie von Duba in Verbindung stand und manchem von ihnen das Horoskop gestellt hatte. So hatte er dem von

Hohnstein, gewiss die grausenhafte Erfüllung nicht ahnend, verkündet, dass sie beide in einer Stunde sterben würden. Er hatte, sich in seiner Wissenschaft zu vervollkommen, manche Länder durchreist, doch in Neapel hielt es den Unruhigen am längsten fest, denn da verliebte er sich in ein Mädchen, das er auch als Weib in die Heimath nach Prag führte. Aber kaum dort angekommen wird er nach Paris an den Hof gefordert, muss sich wohl ein Jahr lang von seinem jungen Weibe trennen, und kehrt bereichert mit Geld und allerlei Geschenken für sie, darunter auch ein köstlich gearbeiteter Dolch, nach Prag zurück. So tritt er freudvoll, nach langer Zeit sein geliebtes Weib wieder zu sehen, in sein Haus, eilt, ein Kästchen mit Schmuck in der Hand, den Dolch an der Seite, hinauf zu ihr, und findet sie im Bette, ein neugebornes Kind neben sich, dessen Vater, nach ihrem Bekenntnisse, der Duba von Hohnstein ist. Er drückt ihr wuthentbrannt den Dolch in das Herz, erbarmt sich jedoch des unschuldigen Kindes und nimmt es mit sich.

Da ihn Niemand hatte kommen sehen, konnte er das Haus auch unbemerkt verlassen, irrt nun, vom bösen Gewissen getrieben, lange umher, bis ihn die Rache nach Hohnstein treibt. Da trifft er zufällig den Ritter allein im Bade, wirft ihm seine Missethat vor und gibt ihm nur einige Augenblicke Zeit zu einem Vater Unser, dann müsse er sterben. Doch der unbewaffnete Ritter weiss seine Zeit besser als zum Beten anzuwenden und erinnert den Alten an das ihm gestellte Horoskop, dass sie in einer Stunde sterben würden, und verspricht ihm ansehnliche Geschenke und einen sorgenfreien Unterhalt. Der Sterndeuter mochte selbst an seine Prophezeiung glauben, denn er steckte den Dolch in die Scheide und liess sich kluger Weise in Unterhand-

lungen ein, die auch bald zu Stande kamen und ihn in den lebenslänglichen Besitz der Burg brachten. Hier lebte er ganz der Wissenschaft, reiste zuweilen zu dem Kinde seines Weibes, das zu einer stattlichen Jungfrau heranwuchs und in Olmütz von einer würdigen Matrone in Zucht und Ehren erzogen wurde. Als er aber endlich seines Lebens überdrüssig doch nicht ohne befriedigte Rache von der Welt scheiden wollte, gab ihm Satan den teuflischen Gedanken ein, sich auf gleiche Weise und noch furchtbarer an dem von Duba zu rächen, als er an ihm gefrevelt hatte. Dessen Liebe zu den Weibern kennend, brachte er des Ritters eigene Tochter unter fremden Namen, eine Fabel erzählend auf das Schloss. Der Ritter ging in die Falle; als er aber in jener Schreckensnacht des Mädchens Frauen entfernt und in ihr Schlafgemach gedrungen war, durchbohrte ihn die fromme Jungfrau mit dem nämlichen Dolche, der ihre Mutter getödtet und den ihr der Alte verehrt hatte. Als dieser nach dem Schlosse kam, den Ritter im Sterben fand und ihn mit der Kunde zur Hölle sandte, dass er von der eigenen Tochter gemordet sei, da erst fühlte er seine Rache gekühlt und sprengte sich nun in die Luft. Ob auch der Ritter hier umgeht, weiss ich nicht, Ruhe wird er wohl nicht im Grabe gefunden haben.“

Diese Erzählung hatte in mir eine unangenehme Empfindung erregt; der Ritter und sein Kind, besonders der tückische Alte mit seinen zottigen Hunden standen lange noch vor mir, ich konnte den Gedanken an sie nicht verscheuchen, und die düstern Gestalten schwebten so grausig vor meiner Einbildungskraft, dass es jetzt auch bei mir nur der leisesten Anregung bedurft hätte, mich eben so thöricht zu benehmen wie mein guter Engländer, der still vor sich in das Feuer sah und brummte.“

„Gott sei Dank, dass der Morgen nicht mehr fern sein kann und Hohnstein nicht so gar weit ist!“ sagte er jetzt, sich zu mir wendend, „wäre es nicht so finster und die Wolken verdeckten nicht den Mond, ich machte mich gleich mit meinem Führer auf und verliess Sie, aber so muss ich hier bleiben, den Morgen abwarten und mich langweilen.“

Ich suchte ihn mit der Hoffnung zu trösten, die Sonne würde uns gewiss bei ihrem Aufsteigen ein herrliches Schauspiel geben, aber obgleich er gestand, dass er sich der Zeit nicht erinnere, wo er den Tag hätte anbrechen sehen, schien ihm diese Hoffnung dennoch gleichgültig zu sein, und bald musste ich dem nur mit seinem Hunde beschäftigten Führer einen Wink geben, dass er sich neben ihn setzen und Acht auf ihn haben sollte, denn mein Engländer schnarchte trotz dem Pudel und sein langer hagerer Oberleib nickte wie eine chinesische Pagode immer auf und nieder dem Feuer zu, so dass ich mich oft des Lachens nicht erwehren konnte, wenn ich die schaukelnden Bewegungen dieser langen Gestalt sah.

Bald schliefen nun auch die beiden Führer, das Feuer glimmte nur noch und ich war der einzige Wachende. Eine sanfte Westluft wehte, aber der Himmel blieb trübe, nicht Mond, nicht Sterne erhellten die Nacht. Es war eine schauerliche Stille um mich her, die nur das Schnarchen der Schlafenden und das Klatschen der Flügel eines aufgestörten Nachtvogels unterbrach. Mein Geist war noch immer mit dem alten tückischen Astrologen und seiner furchtbaren Rache beschäftigt und ich hoffte, doch auch fürchtete ich, dass er seine nächtliche Runde machen und sich mir zeigen würde; aber ich harrete vergebens, setzte mich auf das Gemäuer und schlief endlich wie die Andern ein. Da weckte mich das Locken der Vögel, die den jungen Tag begrüßend von

Zweig zu Zweig flatterten, ich schlug die Augen auf, und die Landschaft lag vor mir in feuchtes Grau gehüllt; Nebel lag tief und schwer in den Thälern, und die junge Sonne kämpfte vergebens, sich durch den trüben Schleier Bahn zu brechen. Noch konnte ich die Gegenstände nicht unterscheiden, Wolke und Berg war noch in eins verschwommen, und das erwachende Leben des Tages dünkte mir so schwer und beklommen wie das Aufathmen einer von Sorgen und Gram gedrückten Brust. Aber nach und nach drang durch den Nebelflor das Licht, die Dämmerung schwand, die Gegenstände wurden sichtbar; aber der Nebel senkte sich nicht vor den Strahlen der königlichen Sonne, er stieg, sie verdunkelnd, zu ihr empor; die Thäler zeigten sich allmählig, und bald waren nur noch die höchsten Felskuppen mit einer Nebelkappe bedeckt. Es war kein schöner Morgen, er prophezeite keinen günstigen Tag, und für die durchnässt verwachte Nacht hatte mich nur das furchtbar schöne Gewitter entschädigt.

Ich weckte jetzt die immer noch Schlafenden, und da der Engländer wegen der Abreise nach Dresden nach Hause eilte, trennten wir uns hier, um uns vielleicht im Leben nicht wieder zu sehen.

Mir standen mehrere Wege nach Schandau offen, ich wählte jedoch den weitesten, denn ich ging mit dem Führer nach Gossdorf zurück, um die Aussicht von dem mit Holz bewachsenen Waizdorfer Berge zu geniessen, fand trotz des trüben Wetters meine Mühe reichlich belohnt und beschloss nun von hier aus durch den tiefen Grund, von dem mir mein Führer so manches Schöne erzählt hatte, der Elbe zu zugehen.

Der tiefe Grund ist das tiefste und gewiss eines der sehenswerthesten Felsenthäler der sächsischen Schweiz; fast

durchgehends mit Holz bewachsen, zeigt es hier seine Granitfelsen, und dort, wo diese enden, streckt der Sandstein seine weissen Zacken und Wände aus den Tannen male- risch hervor. Heute, nach dem Gewitterregen, bot sich uns das schöne Schauspiel dar, dass sich das sonst so kleine Waizdorfer Wasser strömend in mehreren Cascadellen zwi- schen den aus Felsritzen hervorgeschossenen Birken über die Felswände stürzte. Das Gemisch von Laub und Nadel- holz, das man in diesem Grunde trifft, trägt auch viel zu seiner Schönheit bei, denn hier grünen Buchen, Tannen und Birken, untermischt mit niedrigem Gesträuche, in schön- ster Abwechslung. Auch die verschiedenen mit Flechten, Moos und Gesträuchen bekränzten wunderbaren Sandstein- gebilde geben dem Felsthale ein höchst romantisches Ansehen.

Dem Wasserfall gegenüber setzte ich mich auf eine Bank von Birkenzweigen, denn ich fühlte mich doch nach der Nachtpartie in Etwas ermüdet. Da gewahrte ich bei einer Felswand ein kleines Kreuz und an der Felswand selbst eine mit dem Meissel eingegrabene Sense; ich fragte meinen Führer, was die Sense und das Kreuz bedeute, und er be- richtete mir sogleich, dass ein sonderbarer Zweikampf, viel- leicht einzig in seiner Art hier stattgefunden habe; zwar stehe die Jahrzahl 1699 hier, das wäre aber ein Irrthum und müsse etwas Anderes bezeichnen, denn diese Begeben- heit sei im Jahre 1769 geschehen, das wisse er gewiss.

„Zwei Bauern aus Waizdorf, beide reich, beide hübsche muntere Bursche,“ so begann er nun „warben um ein Mädchen, das Beiden gleich gewogen schien. Ihr Charak- ter mochte durch die Erzählung ihres Vaters, eines alten preussischen Husaren, einen in seiner Art etwas überspann- ten Anstrich bekommen haben, denn sie erklärte nach lan- gem Zögern endlich ihren Bewerbern auf dem Kirmessfeste:

nur dem Muthigsten unter ihnen die Hand zu geben. Das Mädchen musste recht brav und hübsch sein, denn die jungen Bursche, die sonst gute Freunde gewesen waren und nicht wussten wo und wie sie ihren Muth beweisen konnten, beschlossen, sich im Zweikampfe zu messen und dort ihren Muth zu proben. Sie bestimmen den tiefen Grund zum Ort der Zusammenkunft, wählen den Platz, benachrichtigen das Mädchen von ihrem Entschlusse, machen aber zur Bedingung, dass sie gegenwärtig sei und die Sache verschweige. Das thörigte Mädchen, dessen Eitelkeit sich geschmeichelt fühlt, wohl auch glaubend der Zweikampf werde nur ein Faustkampf sein, wobei der Stärkere sie zu gewinnen hoffe, stellt sich zur bestimmten Stunde ein und findet die Beiden schon dort, sonderbar zum Zweikampfe geschmückt. Beide in leinene Jäckchen mit rothen Bändern gekleidet, einen Strohhut auf dem Kopfe, an dem die Bänder flattern, die sie ihnen einmal geschenkt hat, stehen sie, neue Sensen in der Hand, vor ihr und fragen das Mädchen, ob sie auch jetzt noch keinen unter ihnen dem Andern vorzöge und nur dem Muthigsten ihre Hand geben wolle. Verblindet bestätigt sie auch noch jetzt den gethanen Ausspruch. Beide reichen ihr nun treuherzig die Hand und treten auf den bestimmten Platz. — „In Liebe und Freundschaft Lebewohl!“ sagen sie hier, traulich wie Freunde einander die Hand schüttelnd, und der Sensenkampf beginnt. Beide bluten, das Mädchen schreit, bittet einzuhalten, will sich jetzt zwischen sie werfen, doch der Eine stürzt in dem Augenblick todt vor ihr nieder, die feindliche Sense hat ihm das Herz getroffen. Ohne auf das Mädchen zu achten, wirft sich der Sieger auf seinen Freund, jammert und klagt, aber die Klage weckt ihn nicht wieder auf, er war todt. Da reicht die neben ihm Knieende dem Sieger die Hand, doch

er stösst sie zurück, wirft sich noch einmal über den Todten, weint und klagt von Neuem, springt dann auf und eilt fort. —

In dem einjährigen, jetzt fast ganz vergessenen Kriege, Sie werden jedoch wohl davon wissen, tritt eines Tages als jenseits der Elbe das Lager der Preussen bei Dresden stand, ein preussischer Kürassier in die Waizdorfer Schenke, trinkt ruhig sein Glas Bier, fragt wie es dem alten preussischen Husaren gehe, und erhält zur Antwort, der sei längst todt, die Tochter aber noch zu haben. Da verlässt er schnell die Schenke, geht nach dem Hause des Verstorbenen und sieht dort das Mädchen mit ihrem Spinnrade vor der Thüre sitzen. Kaum erkannte er sie wieder, so entstellt ist sie in den neun Jahren geworden, bleich und mager, kein Funken Feuer mehr in den Augen blickt sie auf des Kürassiers: Guten Tag, Rose! nach ihm, thut einen Schrei, springt auf, will auf ihn zu, doch: Gott mit Dir! sagend, wendet er ihr den Rücken und geht fort nach dem tiefen Grunde. Hier finden ihn die Bauern, die dem Mörder nachgeeilt waren und ihn festnehmen wollen, bei dem Grabe kniend beten, doch als sie ihn umstellen, steht er ruhig auf, zieht seinen langen Pallasch und: „Komme mir keiner in den Weg!“ sagend, geht er langsamen Schrittes das Thal hinab der Elbe zu. Die thörigten Leute folgen ihm auch hier, bis in das Lager, um den Unglücklichen am andern Tage als Mörder anzuklagen. Aber am Morgen ruft die Trompete zum Abmarsche, das Heer zieht nach Böhmen, und seitdem hat man nichts mehr von ihm gehört; das Mädchen aber starb noch in dem nämlichen Jahre. Als Denkmal jenes sonderbaren Zweikampfes erhebt sich jetzt auf der Stelle wo der Geliebene begraben ward, ein einfaches Kreuz, wobei eine Sense in Stein gehauen ist.“

Wie mag dem Mädchen im Augenblicke des Kampfes zu Muthe gewesen sein, und was mag sie gefühlt haben, als der Kürassier ernst an ihr vorüber schritt? Dies war der vorherrschende Gedanke, der mich fortwährend beschäftigte. Schwerlich ist ihr Ruhe und Erdenglück zu Theil geworden, und wohl ihr, dass der Tod sie bald abrief! — Ich verliess nun diese Stelle und schritt weiter hinab, wo das Thal sich unfern des Frynsberges erweitert und die Polenz zwischen Wiesenufern uns entgegen strömte. Auch die Sebnitz kommt hier aus dem Ochelgrunde herab, um sich mit der Polenz zu vereinen, und dann unter dem Namen des Lachsbaches, der Elbe zuzufliessen. Ich konnte der Einladung meines Führers nicht widerstehen, den Ochelgrund zu besuchen, wo besonders die kleine Ochel, ein hundert Ellen hoher felsiger Vorsprung, der das Zusammenströmen der beiden Bäche vergebens hindern zu wollen scheint, meine Aufmerksamkeit fesselte.

Ich ging nun den Weg zu dem Lachsbache wieder zurück, und an diesem entlang bis Wendischfähre, einem kleinen an der Elbe gelegenen Dörfchen, wo mir unter grünbelaubten Bergen das freundlich gelegene Schandau entgegen blickte. Längs dem Ufer des Flusses gelangte ich auf einem anmuthigen Wege bald nach dem Städtchen und nahm, der Verabredung mit dem Grafen gemäss, mein Quartier auf dem Bade, fand aber meine Reisegefährten noch nicht. Da es zu regnen begann, benutzt' ich die Zeit bis zu ihrer Ankunft, die Begebenheiten des vorigen Tages nieder zu schreiben.

Schandau.

Mittag war längst vorüber, als der Graf mit dem Fürsten und den beiden Damen bei fürchterlichem Regenwetter



Wie mag dem Mädchen im Augenblicke des Kampfes zu Muthe gewesen sein, und was mag sie gefühlt haben, als der Hürassier Ernst an ihr vorüber schritt? Dies war der verhängnisvolle Gedanke, der mich fortwährend beschäftigte, als ich die Ruhe und Erdenglück zu Theil werden sah, die ihr, dass der Tod sie bald abrief! — Ich schritt von dieser Stelle und schritt weiter hinab, wo der Fluß das Ufer des Frysberges erweitert und die Pötte zwischen Wiesenaufem uns entgegen strömte. Auch die Quelle kommt hier aus dem Ochelgrunde herab, um sich mit der Pötte zu vereinen, und dann unter dem Namen des Lachsbaehes, der Elbe zuzustreichen. Ich konnte der Richtung meines Führers nicht widerstehen, den Ochelgrund zu besuchen, wo besonders die kleine Ochel, ein mächtiger Felsen hoher felsiger Vorsprung, der das Zusammenströmen der beiden Bäche vergebens hindern zu wollen scheint, meine Aufmerksamkeit fesselte.

Ich ging nun den Weg zu dem Landstade wieder zurück, und an diesem entlang lag das kleine Dorf, das an der Elbe gelegenen Dörfern, wo man unter grünen belaubten Bergen das freundlich gelagerte Schandau entgegen blickte. Längs dem Ufer der Elbe gelangte ich auf einem anmuthigen Wege bald nach dem Städtchen und nahm, der Verabredung mit dem Grafen gemäß, mein Quartier auf dem Bade, fand aber meine Reisegefährten noch nicht. Da es zu regnen begann, benutzte ich die Zeit bis zu ihrer Ankunft, die Begebenheiten des vorigen Tages wieder zu schreiben.

Schandau.

Alles war längst vorüber, als der Graf mit dem Fürsten und den beiden Damen bei fürchterlichem Regenwetter



Gest. v. Salmon.

Gest. v. Dawson.

SCHANDAU.

endlich ankam. Alle schienen sehr verstimmt, am meisten die Tante und der Graf, auch ich war, da ich die ganze Nacht gewacht hatte, nicht aufgelegt, und Regenwetter verdirbt mir überdies immer meine gute Laune, so dass wir heute uns sämmtlich als sehr langweilige Tischgenossen gegenüber sassen, und es mir ganz recht war, als ich mich bald entfernen konnte. Ich warf mich sogleich auf das Bett, um auszuruhen.

Der Abend wurde eben nicht vergnügt verbracht, Jeder blieb auf seinem Zimmer, der Graf verlangte nicht nach mir, der Fürst war mir durch seine Liebe ganz entfremdet, und so ging ich mit der Hoffnung in den Saal, dort Gesellschaft und Zerstreuung zu finden. Gesellschaft fand ich zwar genug, doch ich war und blieb ein Fremder unter ihr, aber Zerstreuung gewährten mir dennoch drei Engländer, die um eine grosse Bowle Punsch sassen, zechten und das Wetter verwünschten, das sie heute abgehalten hatte, Forellen zu angeln, denn dies war der einzige Zweck ihres Hierseins. Sie bezahlten schon seit drei Tagen das Vergnügen sehr theuer und überlieferten bei alle dem ihren Fang noch dem Wirthe, der die Forellen, die sie assen, auch noch hoch genug auf ihre Rechnung setzte. In der Meinung, dass keiner der Anwesenden ihre Sprache verstände, nahmen sie auch nicht die mindesten Rücksichten, fluchten auf das Wetter, erhoben das Angeln zum höchsten Vergnügen eines Gentleman's, schimpften auf den schlechten Rum — da mochten sie wohl Recht haben — und machten sich über die Gesellschaft lustig. Endlich begannen sie im Allgemeinen ein Klagelied über das erbarmenswerthe, ärmliche Deutschland und stellten ihr Alt-England so hoch über alle andern Länder der Welt, dass es mich doch fast zu verdriessen an-

fing, und ich mich gewiss in ihr Gespräch gemischt haben würde, wäre es nicht fester Grundsatz bei mir, mich nie mit Fremden in einen Meinungsstreit einzulassen. Aber des drückenden Gedankens konnte ich mich doch nicht erwehren, warum die Deutschen allein so wenig Nationalstolz haben, und sich von allen Fremden, die ihr schönes Land besuchen, so viel bieten lassen. Wie bescheiden und anspruchslos zeigt sich nicht der Deutsche, sei er auch mit den glänzendsten Naturgaben ausgestattet, im Auslande, und mit welcher oft empörenden Anmassung treten dagegen die Fremden in Deutschland auf, wo der Deutsche, ich möchte sagen dummgutmüthig genug ist, diese Anmassungen zu dulden und sich darein zu fügen. Sehe man des Engländers Stolz auf sein Geld, vergessend, dass Millionen Bettler, ohne das mindeste Eigenthum, neben den tausend Reichen des so gepriesenen Britaniens stehen, sehe man den arroganten Franzosen, der Alles verachtet, was nicht aus Paris ist, und der, nur allein in Frankreich Intelligenz und Thatkraft zu finden wähnend, mitleidig auf die Nation herabsieht, die ihm zweimal in der Stadt des Universums einen Besuch erwiederte. Sehe man die Russen, selbst auch die Polen, wie rücksichtslos, wie anmassend sie auftreten. Ich kann es ihnen eigentlich nicht verdenken, warum duldet dies der Deutsche, warum gibt ein ausländischer Name schon einen gewissen Werth in seinen Augen, warum sind wir die Affen anderer Nationen, und weshalb sieht der Bürger in jedem Fremden eine Quelle, aus der er ein paar Goldtropfen zu schöpfen hofft? — Mit bitteren Empfindungen, die diese Gedanken in mir erregt hatten, legte ich mich nieder; Müdigkeit und Jugend hatten mein Lager bereitet, und so schlief ich, bis eine heitere Morgensonne mich weckte. Da meine Reisegefährten noch schliefen, hatte ich Zeit nach

der Stadt zu wandern, mich dort umzusehen und mich nach ihrer Geschichte zu erkundigen.

Das Städtchen ist hübsch und freundlich, bietet aber gar nichts historisch Merkwürdiges dar; es hat stets zu Hohnstein gehört und ist nie von ihm getrennt gewesen. Der wahrscheinlich älteste Theil der Stadt, die Zauke, zieht sich längs der Sebnitzer Strasse hinauf, der übrige und Haupttheil erstreckt sich vom Fusse des Schlossberges bis dicht an die Elbe; beide Theile enthalten Einhundert und siebenzig Häuser und Neunhundert Einwohner, die durch Spinnerei, Weberei und den Handel mit Holz, Steinen und Getreide sich ernähren und sich im Wohlstande befinden. Von der auf dem Schlossberge gelegenen Burg finden sich keine noch so geringe Spuren, und man weiss von ihrem Entstehen und Verfall auch nicht das Mindeste, wie man überhaupt von den vielen Ruinen alter Burgen des Meissner Hochlandes nur wenige Kunde hat. Als Mittelpunkt der sächsischen Schweiz hat jedoch das Städtchen für den Reisenden Bedeutsamkeit, denn selten wird Jemand diese Gegend durchreisen, ohne hier ein- oder mehreremale sein Nachtquartier zu nehmen.

Das Bad, dessen Heilquelle schon früher entdeckt wurde, hat erst seit 1799 eine ordentliche Einrichtung und wird von Badegästen, jedoch nicht in bedeutender Menge, besucht. Es soll gegen mancherlei Beschwerden nützlich sein, doch wird es schwerlich bei der Nähe der böhmischen Bäder emporkommen. Sonst findet man hier alles zur Bequemlichkeit Nöthige, und zu bewundern ist es, dass die schöne romantische Gegend nicht mehr Menschen anlockt, besonders da im Frühjahr und Sommer eine Eilpost, vier Mal wöchentlich, von Dresden kommt, und am nämlichen Tage Abends

wieder zurück fährt, auch ein Schiff wöchentlich ein Mal nach der Residenz geht.

Als ich aus der Stadt nach dem Bade zurückgekehrt war, fand ich den Grafen schreibend; er befand sich unwohl und sagte die mir eben nicht tröstlichen Worte: „Schwärmen Sie immer in der Umgegend umher, es soll hier viel Sehenswerthes sein, heute und morgen verlasse ich mein Zimmer nicht. Ich fürchte, hier meinen Wanderstab ganz weglegen zu müssen, wenigstens für heute und morgen gewiss, denn ich habe viel zu schreiben und befinde mich gar nicht wohl.“ Ich entfernte mich betrübt, liess einen Führer rufen und entwarf nun für diese beiden Tage einen Reiseplan, der mich aber so viel als möglich nicht weit von Schandau entfernen sollte, um immer in der Nähe des alten Polen zu sein.

Zuerst wanderte ich nach dem vom Bade aus viel besuchten Spaziergange, den sie Karlsruhe, Gott weiss weshalb, nennen. Hier traf ich Luthers Büste mit der Umschrift „Eine feste Burg ist unser Gott!“ in einer Felsnische zur Erinnerung des Reformationsfestes aufgestellt. Ich besah die sich fast immer gleichen ausdrucksvollen Züge dieses merkwürdigen Mannes, dessen Leben und Wirken so ganz zeigt, dass er nie sich, nur Gott und den Glauben vor Augen hatte, denn selten zeigte sich ein Reformator oder Stifter irgend einer Glaubenssekte in so anspruchloser Bescheidenheit als Luther, weshalb auch die Vorsehung ihm die Früchte seines Werkes herrlich reifen sehen liess. Er steht hier, als wolle er Böhmen bewachen, ob am rechten Orte, wage ich nicht zu entscheiden. Ueber Luthers Denkmal und über den anmuthigen schattigen Weg hierher ragt ein Felsen, auf welchem man einen grossen Bogen der Elbe, der sich bis zum Liliensteine zieht, den Königstein, die Bärensteine und den

Waizdorfer Berg übersehen kann, indessen der Blick gern unten auf dem freundlichen Schandau und einem Theile des romantischen Kirnitschthales verweilt.

Hierauf brachte mich mein Führer auf waldigem Abhange des Berges durch das Kirnitschthal nach der Ostrau-Scheibe, einem Plateau auf der Höhe hinter dem Dorfe Ostrau, wo man einen herrlichen Fernblick hat. Eine wahrhaft schöne Landschaft liegt vor uns; im Vordergrunde der dunkle Zahngrund mit seinen hohen Tannen und Fichten, über welche der Falkenstein und die Wände des Schrammsteines majestätisch hervorragen, im Hintergrunde hebt sich der grosse Winterberg; mehr seitwärts, in noch bedeutenderer Ferne, der sich vor allen Felskegeln auszeichnende waldumkränzte Rosenberg. Am Fusse der nahe gelegenen Berge beginnt in sanften Abhängen sich eine mit freundlichen Dörfern bebaute Ebene bis an das Elbufer zu ziehen, was der Landschaft ein liebliches freundliches Ansehen gibt. Gegen Abend sieht man den Pabst-Gorisch- und Königstein auf dem linken, den Lilienstein und die Felswände von Hohnstein auf dem rechten Elbufer, ihre hohen Häupter den Wolken entgegend streckend. Hier kehrte ich um und ging auf dem nämlichen Wege nach Schandau zurück, da es mich heute mehr als je zu meinem väterlichen Freunde hinzog.

Es war noch zu früh am Tage, um heute schon meine Wanderung zu beenden, ich ging daher mit meinem Führer nach der Stadt, besah die Kirche, wo ich nichts Sehenswerthes fand, und betrat dann das Ufer der Elbe. Die Regsamkeit, welche ich hier bei den Schiffen sah, das Aus- und Einladen, das stete Gewühl der Menschen vergnügte mich eine Weile, dann bestieg ich die Fähre, liess mich übersetzen, genoss vom jenseitigen Ufer den freundlichen Anblick von Schandau und den es umkränzenden Höhen,

und ging den kurzen aber anmuthigen Weg über blumige Wiesen, die Felswände der Schrammsteine stets vor Augen, nach Krippen, wo ich am Ende des Dorfes die alte Kapelle auf einem Bergabhange besuchte. Mein Führer rieth, hier so lange zu verweilen, bis die Abendsonne die Kuppe des Liliensteines bescheinen würde; ich folgte seinem Rathe, setzte mich in der Nähe der Kapelle, gedachte der gläubigen Seele, die sie hier an so freundlicher Stelle erbaut hatte, wartete bis die Sonne zu sinken begann, und habe nicht so leicht eine Landschaft in schönerer Beleuchtung gesehen, als die im Abendgolde erglühte Kuppe des hohen Liliensteins, der, ein goldenes Diadem auf seinem Haupte, mir als König des Thales erschien.

In Schandau fühlte ich mich, trotz des Wirrens und Treibens im Gasthofe, recht einsam. In das Zimmer der Tante wollte ich nicht gehen, ich wusste, dass ich dort zwei Liebende störte; der alte Graf aber war heute für Niemand zu sprechen. Es musste sicher etwas Besonderes vorgehen, und ich, der ich von dem alten Manne so väterlich und von den Uebrigen so freundlich aufgenommen worden war, fühlte mich heute so verlassen und sah wohl ein, dass ein fremdes Herz kein Vaterherz sein könne. Traurig ging ich hinunter in den Saal, langweilte mich an dem Gespräche der drei Engländer, die morgen in aller Frühe zum Angeln ziehen wollten, wobei ausgemacht wurde, dass der, welcher die wenigsten Forellen finge, am Abend eine Bowle Punsch zum Besten geben müsse. Auch der übrigen Gesellschaft konnte ich kein Interesse abgewinnen, und so ging ich denn, als es kaum dunkel geworden war, auf mein Zimmer, um mein Tagebuch zu beenden, obgleich ich den Fürsten vor dem Hause auf und abgehen sah, den ich mit meiner Gegenwart nicht belästigen wollte.

Mein Zimmer war dicht neben dem des Grafen, und als ich leise die Thüre öffnete, um den alten Mann, im Fall er schlafe, nicht zu stören, hörte ich ihn mit dem Fräulein reden. Ich glaube kaum, dass ich recht that zu lauschen, aber ich kann versichern, dass es mehr Theilnahme als Neugierde war, die mich an die Thüre führte, wo ich jedes Wort, das sie sprachen, verstehen konnte.

„Sie wollen mein Glück, diese feste Ueberzeugung habe ich,“ hörte ich Fräulein Hedwig sagen. „Ihre mir so oft bewiesene Liebe und Nachsicht haben mir es gezeigt. Warum wollen Sie mir es jetzt zerstören?“

„Du irrst!“ unterbrach sie der Alte „Das will ich nicht, im Gegentheil — Du bist ein leidenschaftliches Wesen, ergreifst alles mit Heftigkeit und Feuergluth, Du hast Starrsinn, aber keine Festigkeit. Du liebtest meinen Sohn leidenschaftlich, schwurst ihm ewige Liebe und Treue, selbst bis nach dem Tode, erneuertest Deinen romanhaften Schwur auch dann noch, als Du wusstest, dass er nicht mehr war, und willst ihn jetzt dennoch brechen? — Dies vergebe ich Dir, wie Gott es dir vergeben wird, der das schwache menschliche Herz kennt. — Dass du aber einem Russen Herz und Hand bietest, das vergebe ich Dir nie!“ —

„Boguslav ist für mich verloren, mein Vater!“ nahm jetzt das Fräulein das Wort, da der Alte schwieg. „Das Vaterland liegt in Trümmern — wir Beide können es nicht wieder aufbauen. — Soll ich ewig den Todten beweinen, ewig um das Zertrümmerte klagen?“

„Ehren sollst Du Beides, durch Dein Handeln. — Weisst Du,“ fuhr er nach einer Pause fort „ob nicht der Fürst bei Ostrolenka war?“

„Er war dort,“ sagte, mir kaum verständlich, das Fräulein.

„Weisst Du, ob er, der in der Artillerie diente, nicht das Geschütz richtete, das Boguslav traf?“

„Gerechter Gott!“ hörte ich Hedwig aufschreien.

„Bedenke dies Alles!“ fuhr der Alte ruhiger fort. —

„Prüfe dein Herz genau, ob diese Leidenschaft nicht auch das Kind der Ueberspannung ist, geh' nicht allein mit Deinem Herzen zu Rathe, auch Deinem Verstande, auch dem Pflichtgeföhle gib Gehör. Hast du dich geprüft, dann komm' morgen zu mir, sage mir Deinen Entschluss und dann geschehe, was Du willst. — Geh' ich hinüber und dies wird ja nun wohl bald sein, und finde Deine verklärte Mutter, will ich nicht sagen müssen: Marie, ich brach Dein Herz, ich habe auch das Herz Deiner Tochter gebrochen. — Gute Nacht, Hedwig!“

Ich hörte sie aufstehen, ich hörte die Thüre hinter ihr knarren, aber ich vernahm kein Wort von ihr.

„Also morgen!“ sagte ich vor mich hin und setzte mich wieder nieder, um das, was ich gehört hatte, aufzuschreiben. „Morgen ist der Tag der Entscheidung. Armer alter Mann, wirst Du heute wohl schlummern können?“

Auch ich hatte eine schlaflose Nacht, und als mein Führer am frühen Morgen eintrat, lag ich noch wach in meinem Bette. — Geschlafen hatte ich nicht, nur halb im Schlafen halb im Wachen wunderbar und ängstlich geträumt; ich konnte den alten Mann nicht vergessen. Des Führers Eintreten war mir heute sehr willkommen, denn ich freute mich Etwas zu sehen, das mich von meinem Träumen und Denken ablenken würde. Desshalb zog ich mich schnell an, frühstückte und nahm meinen Knotenstock zur Hand, den Reisesack aber liess ich zu Hause, da ich heute nur die Felsparthieen zwischen dem Kirnitschgrunde und dem Elb-

thale besuchen wollte. Ehe ich aber meine Stube verliess, lauschte ich noch einmal an der Thür, um zu hören, ob der wackere Alte noch schlief, aber in dem Augenblicke hörte ich ihn schon im Zimmer auf und abgehen und dem Bedienten klingeln. „Bist Du auch schon wach, altes gebrochenes Herz?“ dachte ich, und folgte dem Führer.

Es mochte wohl um die fünfte Stunde sein, als wir das Bad verliessen; die Sonne kämpfte mit dem Nebel, der sich noch im Thale wie über die Bergspitzen gebreitet hatte. Wir stiegen die Höhe aufwärts nach Ostrau zu, und wendeten uns dann links, wo der Führer mich ersuchte, etwas zu verweilen; es war eben der Augenblick, wo die Sonne sich Bahn zu brechen mühte, ihre Scheibe sich zwischen den Nebeln grau und düster zeigte, und dann immer heller und heller hervortrat, bis sie den Nebel theilte und ihr goldenes Antlitz nicht mehr, aber immer noch ihre Strahlen verbarg. „Nun geben Sie Acht!“ sagte der Führer, „sehen Sie, wie der Nebel sinkt, und immer tiefer in die Thäler hinabrollt!“ Und ich sah, wie die Sonnenscheibe immer glühender wurde, ihre Strahlen hier und da flammend sich Bahn brachen und jetzt — mir steht der herrliche, überraschende Anblick noch immer vor Augen — jetzt plötzlich wie mit einem Zauberschlage die Kuppen der umstehenden Berge, des Schrammsteines, des Falkensteines und der Hohen Liebe, goldig erleuchtet, aus dem grauen Meere hervortraten, und das Nebelband immer tiefer die Berge umzog. Dieser goldene Glanz, aus dem feuchten Grau plötzlich hervorstrahlend, übte eine zauberische Gewalt über meine Phantasie, und mir war es, als sähe ich Heilige in grauen Pilgergewändern vor dem Allmächtigen knieend, der der Sonne gebot, die frommen Häupter mit dem Strahlennimbus des himmlischen Lichtes zu umgeben. Auch beobachtete ich nun aufmerksam, wie der

Nebel, immer mehr und mehr von der Frühsonne niedergedrückt, endlich nur noch auf dem niederen Elbthale lag, bis er zuletzt den Strom wie mit einem Bande überzog und dann in seinen Fluthen verschwamm. Herrlich spiegelten sich nun der Sonne Strahlen in Millionen Tropfen, die an Fels und Laub, an Blüthen und Blumen, an jedem Grashalme wie Edelgesteine funkelnd hingen, bis der warme Hauch der Sonne sie einathmete, um sie am Abende als erquickenden Thau den Blumen wiederzusenden.

Wir verliessen nun den Ort, der uns so herrlichen Anblick gewährt hatte, und gingen durch den Wald, der den von wilden Felsen umgebenen Berg, die Hohe Liebe, vom Fusse bis zum Gipfel umkränzt. Auf seinem schmalen Felsenhorne, das mir jetzt weniger zauberisch dünkte, als vorher, hat man einen sehr schönen Blick in die Umgegend, aber ich genoss ihn wenig, denn ein Gedanke beschäftigte mich zu sehr, um ihn ganz geniessen zu können; es war wohl das erste Mal im Leben, dass ich über die Liebe nachdachte.

„Sollte es im Leben sein wie hier?“ Erst erschien mir die Hohe Liebe im Zauberlichte; die Morgensonne, dieses schöne Bild froher, unumwölkter Jugend, bestrahlte sie, mein Auge sah sie im Zauberglanze, meine Phantasie malte sie mir als anbetende Heilige, den Nimbus um ihr goldbekröntes Haupt, und jetzt, da ich sie, da ich mein Ziel erreicht habe, steht sie von einzelnen Fichten, dürrem Haidekraute und welkem Moose umkränzt vor mir; das Magische ist verschwunden, Alles ist hier einfach und still, und nur der Sturm umrauscht ihren Gipfel, nur das Gekrächz des Unglück verkündenden Raben stört die eintönige Stille. Sollte es auch so im Leben sein, sollte die Maiensonne sie uns, so lange wir sie nicht erreicht haben, nur im strahlenden Glanze zei-

gen, sollte das geträumte Paradies dann uns nur noch eine Sturmumwehte Oede sein? So dachte ich, doch schnell diesem Gedanken zu entgehen, wendete ich mich zu dem Führer und fragte ihn, woher diese schmale Felskuppe den Namen „Hohe Liebe“ habe?

„Herr,“ erwiderte er, ein kleines zerrissenes Büchelchen aus seiner Tasche ziehend, „der Sagen, weshalb dieser Berg den schönen Namen führt, sind gar mancherlei, ich glaube Jeder, der hier war, erdenkt sich eine. Lesen Sie hier in diesem Büchelchen von der Hohen Liebe, da steht es gedruckt, ich weiss nicht, ob das wahrer ist, als jenes, was mir mein alter Vater davon erzählt hat.“ Er gab mir das Buch und wollte mit seiner Sage beginnen, da es mich aber heute nach Schandau zurückzog, so meinte ich, er solle seine Erzählung bis auf einen andern Tag verschieben, steckte sein Buch in die Tasche und befahl ihm, weiter zu gehen.

Ein wenig verdriesslich, wie es mir schien, ging er mir nun den Berg hinab voraus, wo ich ihm längs dem Fusse des Falkensteins nach dem Zahngrunde folgte, und meine Aufmerksamkeit durch zwei überhangende, mit Eisenadern durchzogene Sandsteinfelsen, welche der grosse und kleine Backofen genannt werden, erregt wurde. Eine kleine Strecke davon, und wir standen an den Schrammthoren, drei schmalen Felsdurchgängen, wo der Führer mich zum mittleren brachte, in dessen enger Schlucht, zwischen achtzig Ellen hohen Felswänden, nur ein schmaler Streif des Himmels zu sehen war. Herrlich ist die schöne Perspektive, die man bei wieder erlangter freier Aussicht nach dem Elbthale bei Schmilka, dem Winterberg und meinen fernen Liebling, dem Rosenberg und nach den böhmischen Dörfern und fernen Höhen unübertreffbar hat. Diese Aussicht ergötzte mich um

so mehr, da die hohen Felswände der Schrammsteine, welche ohne Tiefe sich mit kleinen Unterbrechungen hoch erhebend, und alten Burgtrümmern ähnlich, dem Auge einen erhabenen Anblick gewährten.

Zum Beschluss meiner heutigen Wanderung wollte ich nun noch den Falkenstein, einen isolirt liegenden, fast einhundert vierzig Ellen hohen, abgestumpften, aus sonderbar geformten Felsstücken sich erhebenden Kegel besteigen; da der Führer aber versicherte, die Aussicht von oben lohne nicht das mühsame Hinaufklettern, so unterliess ich es und kehrte durch eine Schlucht über Postelwitz nach Schandau zurück, wo ich zwar bei guter Zeit ankam, aber auch manches Sehenswerthe hinter mir zurückgelassen hatte.

Raum war ich auf meinem Zimmer, als der Graf zu mir schickte und mich bitten liess, sogleich zu ihm zu kommen. Ich kleidete mich schnell um, trat bei ihm ein und fand den alten Mann in einer höchst aufgeregten Stimmung. Er kam mir ernst entgegen, drückte mir fast krampfhaft die Hand und konnte eine lange Zeit vor Bewegung kein Wort sprechen. Endlich sagte er, tief Athem holend: „Was ich gefürchtet, ist geschehen, ich muss mich von dem Letzten trennen, was mir noch theuer und werth war und was mich noch am Leben festhielt, — muss mich von der Tochter Mariens trennen!“ — Er sagte dies so wehmüthig, so bewegt, dass mir der Ausruf: „Armer Mann!“ entschlüpfte.

„Ja wohl bin ich ein armer, bedaurungswürdiger Mann,“ fiel er mir mit Heftigkeit in die Rede. „Aermer als ein Bettler, der, wenn er mit halbgefülltem Sack in seine Hütte tritt, das Erbettelte doch mit Weib und Kind theilen kann. Ich habe kein Vaterland, nicht Weib und Kind, keinen Menschen mehr, der mit Liebe an mir hängt.“ — Tief von seinem Schmerz durchbebt, ergriff ich bei diesen mit Ingrim

gesprochenen Worten seine Hand und presste sie an meine Lippen. Er lächelte schmerzlich, drückte mir die Hand, sah mir fest, aber liebevoll ins Auge, und ich mochte dabei kindlich zu ihm aufgeblickt haben, denn, indem er zu mir sprach: „Sie sind ein guter Mensch!“ erheiterte sich sein Gesicht, er athmete tief auf, ging einigemale nachdenkend im Zimmer auf und ab und blieb einen Augenblick mit gesenktem Haupte schweigend vor mir stehen; dann sagte er, das dunkle aber immer noch feurige Auge auf mich gerichtet: „Mir steht doch wohl noch ein Herz mit Liebe zur Seite!“ Ich küsste noch einmal seine Hand, er schien sich darüber zu freuen, legte sie auf mein Haupt und ich fühlte, wie sie bebt; dann sprach er mit einer sonderbaren Heftigkeit: „Ich habe bisher dem Schicksale getrotzt, ich will es auch ferner. Einsam stehe ich in der Welt, hinter mir meine Leiden und Freuden, darum kümmere mich auch nicht mehr fremdes Weh, ich will zu vergessen suchen, hier nichts mehr erwarten, nur noch dort!“

„Ich verlasse morgen diese Gegend, das Herumziehen taugt unter diesen Verhältnissen nicht mehr. Ich gehe nach Teplitz, das ich ohnedies, meiner körperlichen Schmerzen wegen, besuchen wollte, jetzt treibt mich ein anderer Schmerz dahin. Dort werde ich mich wohl bald von meinen Begleitern trennen und nach Dresden zurückkehren. Zeichnen Sie mir doch ungefähr Ihren Reiseplan auf, damit ich Sie zu finden weiss und Ihnen Nachricht von mir geben kann, denn nicht wahr, wenn ich Sie bitte, kommen Sie zu mir? Ich bedarf des Trostes, bedarf Ihrer, bei dessen Anblick ich mich nicht ganz kinderlos fühle. — Doch still, altes Herz, nähre keine Hoffnung mehr!“

Ich versprach, auf die erste Aufforderung zu ihm zu kommen, und nach einigem Nachdenken bestimmte ich Pirna als

den Ort, wo mich sein Brief gewiss finden würde, denn in einigen Tagen hoffte ich dort zu sein und in meiner Vaterstadt längere Zeit verweilen zu können. Er freute sich meiner Bereitwilligkeit und sagte dann sehr aufgeregt und weich: „Gehen Sie zur Tante, dort werden Sie Hedwig und den Fürsten treffen, statten Sie ihnen Ihren Glückwunsch ab. Am Abend sehen wir uns wieder.“

Ich verliess den Trauernden, ging hinüber und fand nur glückliche Menschen. Fräulein Hedwig schien mir am meisten verändert; die stolze polnische Jungfrau, die ehemals nur ein Herz für ihr Vaterland zu haben schien, stand jetzt als schmachthafes, liebendes Mädchen neben dem Fürsten, dessen Blick wohl sein Glück verkündete, dessen Augen aber nicht flammten. Eine gewisse Ruhe, die ihn in Freude und Leid nicht zu verlassen scheint, lässt ihm das Glück seiner Liebe sich weniger aussprechen; vielleicht ist sie aber eben um deswillen auch edlerer Natur; die Tante war allein schon in dem Wahne glücklich, sie habe eine Ehe gestiftet. Ich wünschte den Verlobten Glück, sie dankten mit mehr Herzlichkeit, als ich erwartet hatte und als mein Wunsch auch wohl verdiente, denn ich fühle, er war nicht so ganz aus der Tiefe des Herzens gesprochen, ich dachte dabei zu sehr an den trauernden Alten. Dem Fürsten musste ich das mich überraschende Versprechen geben, zu seiner nahen Hochzeitfeier nach Teplitz zu kommen.

Als ich mich wieder allein befand, dachte ich über das Vorgefallene nach. Zu wenig bekannt mit den menschlichen Leidenschaften, mit der Macht der Liebe noch weniger, weiss ich nicht recht, soll ich das Fräulein tadeln, oder den Unmuth des Grafen Eigensinn schelten; ich bin mit mir nicht im Klaren, und dieser innere Zwiespalt trieb mich wohl auch wieder ins Freie. Ich liess, um meinen Gedanken ungestört

nachhangen zu können, den Führer zurück und wanderte allein den Kirnitschgrund hinauf. Dort habe ich wenig beobachtet, meine Gedanken waren bei ihnen, die stummen doch für jeden weniger Bewegten so beredten Gegenstände erweckten in diesem Augenblicke meine Theilnahme weniger als je, und ich würde gewiss noch theilnahmloser in den herrlichen Grund hinaufgestiegen sein, hätte mich nicht der Anblick der drei angelnden Engländer festgehalten. Das Auge unverwandt auf ihre Angel geheftet, sassen sie stumm und unbeweglich da, Keiner rührte, Keiner bewegte sich, man konnte glauben, wenn die auf dem Rasen um sie her liegenden und stehenden Weinflaschen nicht eines Andern belehrt hätten, drei Trappisten zu sehen, die nur zuweilen ihr: *memento mori* brummten, so wie die Engländer ihr *God dam*, wenn ein Fisch von der Angel sich losgemacht oder sie geneckt hatte. Ich sass wohl eine halbe Stunde auf einem herabgerollten Felsblocke, ohne dass die Menschen während dieser Zeit ein Zeichen des Lebens von sich gegeben hätten; erst als der Eine die Angel rasch aus dem Wasser zog und triumphirend schrie „der Einundzwanzigste!“ glaubte ich, das Schweigen sei gebrochen, die Pagoden erhielten nun Leben, aber nein, die beiden Andern blickten phlegmatisch nach der kleinen zappelnden Forelle, sagten kein Wort, angelten weiter, und nur wenn ein armer Fisch angebissen hatte, wurde die Stille wieder für einen Augenblick unterbrochen. Wohl eine Stunde hatte ich dem hohen Genusse des Angelns zugesehen und meine Betrachtung gemacht, mit welchem Nutzen diese Engländer wohl reisen möchten, dann aber langweilte es mich, länger auf die Trappisten zu achten, und ich trat den Rückweg nach Schandau an.

Als ich auf dem Bade den Wirth nach diesen Angelgästen fragte, erzählte er mir, dass sie schon vier Tage hier

wären, täglich um fünf Uhr zum Angeln gingen, wohin er ihnen um elf Uhr kaltes Frühstück und sechs Flaschen Portwein schicken müsse; Punkt fünf Uhr kämen sie zurück, kleideten sich um, ässen, tranken eine Bowle Punsch und mit dem letzten Glase gingen sie auf ihr Zimmer, wo an dem Bette eines Jeden eine Flasche Champagner stehen müsse; dies sei ihre tägliche Lebensart, die nur das schlechte Wetter unterbrechen könne. „Es sind meine besten Gäste!“ schloss er seinen Bericht, und dies glaubte ich ihm gern.

Heute Abend habe ich noch eine Unterredung mit dem Grafen gehabt, der sich als Mann in sein Schicksal zu finden scheint, denn er berührt die Sache nicht mehr; sein finsternes Schweigen aber, als, nach langer Unterbrechung, heute Abend Alle wieder zusammen bei Tische sassen, lässt mich doch fast zweifeln, dass er so ganz seines Schmerzes Herr geworden ist. Als er aufstand, sagte er mir: „Ich sehe Sie doch morgen?“ und verliess schnell das Zimmer.

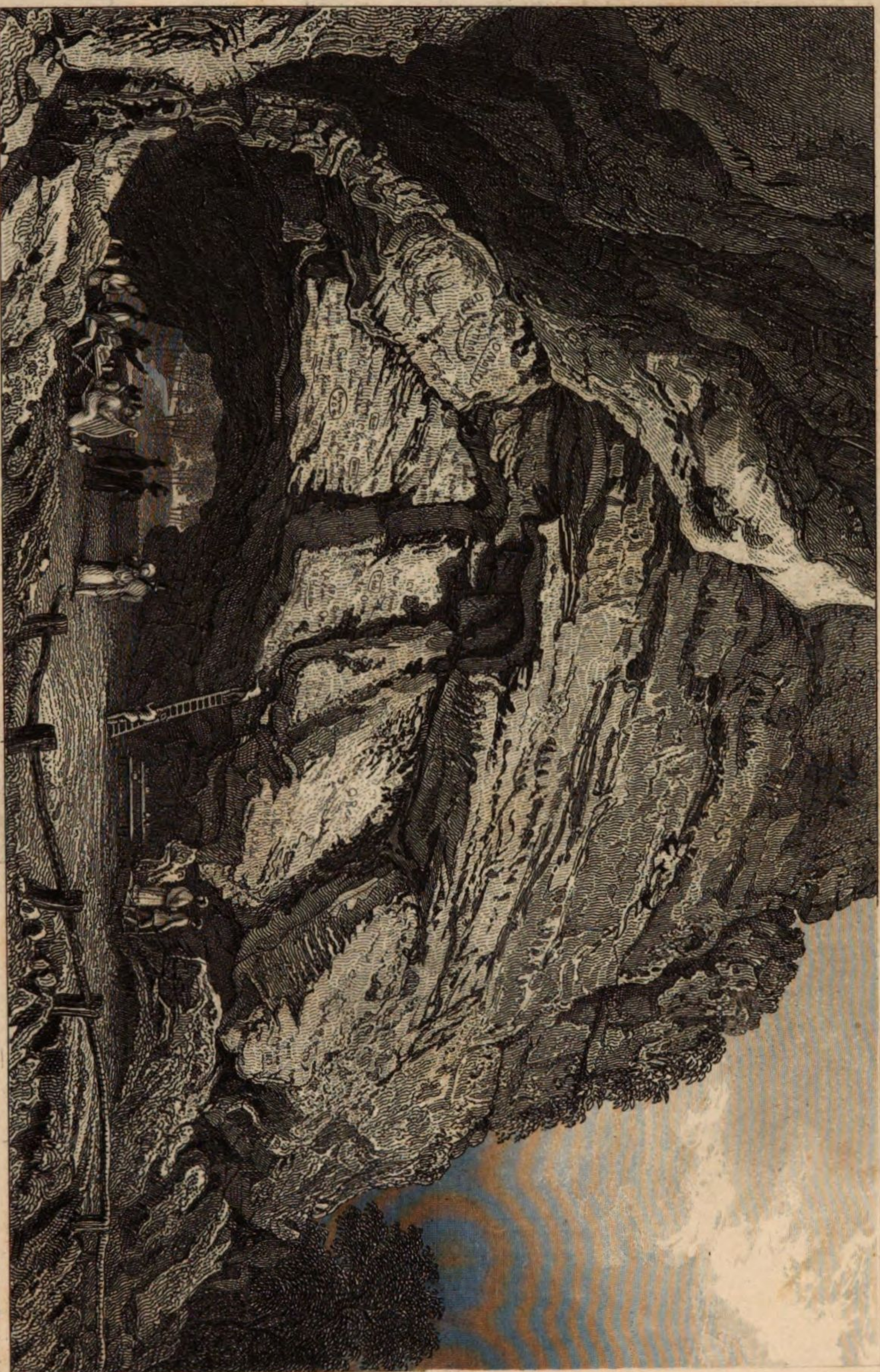
Gleich darauf entfernte ich mich auch, doch der Fürst folgte mir. Wir schlenderten in den freundlichen Gängen bei dem Bade umher, und haben da über Mancherlei mit einander gesprochen. Nach diesem Gespräche muss ich glauben, man wünscht, dass ich mich dem alten Grafen für immer anschliessen möchte. Haben Sie denn vergessen, dass in Norwegen ein Vater den Sohn erwartet?

Der Kuhstall.

Eben fahren sie fort, und wer weiss, ob ich sie je wieder sehen werde. Wie thörigt es doch eigentlich ist, Pläne für die Zukunft zu bauen! Hatte doch der alte Pole so oft die Charte in der Hand, neben mir gesessen und mit mir den weiteren Reiseplan entworfen. Ich glaubte damals gewiss,



Gez. v. H. Roberts.



Gez. v. Benjamin.

KUHSTÄLLEHÖLLE.

ich würde an der Hand dieses mir so theuer gewordenen Mannes die sächsische Schweiz durchreisen und aus dem Born seiner Erfahrungen manches mir Nützliche und Lehrreiche schöpfen können, und nun stehe ich in ihrer Mitte so allein, wie ich an jenem Abende auf der Höhe vor Dresden stand. Dort rollte der Wagen an mir vorüber, und ich folgte ihm, hier rollt er dahin, und das Schicksal zeichnet mir einen andern Weg vor. Ich fühle mich recht verlassen, und gut ist es, dass ich mich schon in den letzten Tagen etwas an die Einsamkeit gewöhnt habe.

Mein Führer brummte, denn fast nahte Mittag heran, ehe die Tante in Bewegung zu setzen war; nun setzte ich mich auch noch gemächlich zu einem frühen Mittagsmahl an den Tisch, und er fürchtete, ihm sei der ganze Tag verdorben; doch er irrte, obgleich auch mir die Abreise des Grafen den ganzen Tag, doch in anderer Art, als meinem Führer, verdorben hatte. Als ich ihm aber den Reisesack übergab und meinen Knotenstock ergriff, da schien der gute Humor wieder bei ihm zurückzukehren, und meinen Reiseplan kennend, wanderte er raschen Schrittes mir nach dem Kirnitschgrunde voran.

Heute hatte ich mir fest vorgenommen, die Gegenstände um mich herum genauer zu betrachten, und so fielen mir auch bei dem schönen warmen Tage die Menge Schmetterlinge auf, die hier von allerlei Gattungen in dem Thale herum schwärmten; ich fing einige sehr seltene und steckte sie, als Trophäen, an meinen Hut. Wir gingen nun, immer auf dem linken Ufer des Baches bleibend, das Thal hinauf und an einem verfallenen Stollen vorbei, wo ich schon von weitem die leblose Gruppe der Angelnden sah. — Der Mensch sucht doch überall sein Glück, und überall säet er sein Körnchen Hoffnung aus, dacht' ich hier, und geht es auch nicht

gleich auf, säet er doch wieder die Körner, wenn auch an einem andern Orte. Bis in die Tiefe der Erde führt Diesen die Hoffnung, Jener begnügt sich mit dem dahinrauschenden Felsbache; Diesem ist Gold, Jenem eine Forelle das Ziel seiner Wünsche.

Heute sah ich den langweiligen Anglern nicht wieder zu, grüsste sie im Vorbeigehen, und sie erwiederten meinen Gruss nur mit einem stummen Kopfnicken. Bald kamen wir nun an die kahlen Wände der sogenannten Kroatenschluchten, wo sich wahrscheinlich im siebenjährigen Kriege die Kroaten verborgen hatten. Hier breitet sich ein grosses, rings von Wald bekränztcs Wiesenthal aus, das seiner Ueppigkeit und Anmuth wegen an die wirkliche Schweiz erinnern kann. Zur Linken des Thales zieht sich der Höllengrund dem Birkenberge zu, rechts führen mehrere Schluchten zu einem langen Felshorne hin, und das Beuthenwasser tritt hier, sich über sechs Ellen hohe Felswände wälzend, als eine freundliche Kaskade in das, durch die auf beiden Seiten arbeitenden Steinbrecher noch mehr belebte Thal. Von hier aus gingen wir durch eine Höhle, die Metze genannt, und standen dicht vor der von dem Affensteine, einem hohen Felsen, überragten, reizend gelegenen Haidemühle.

Von hier aus führt ein gerader Weg nach dem Kuhstalle, doch schlug mir mein Führer vor, auch den Wildenstein zu besuchen, dessen steile Felswände kaum sechs hundert Schritte von der Mühle sich erheben; wir stiegen hinauf und genossen eine schöne amphitheatralische Umsicht. Das nicht unbeträchtliche Plateau des Berges ist an mehreren Stellen zerrissen und bietet eigentlich wenig Raum dar, obschon in früherer Zeit eine Burg hier stand, die aber schon im 15. Jahrhunderte verödet lag, da ihr Besitzer die Burg Neu-Wildstein über dem Kuhstallfelsen erbaute.

Wir kehrten nun nach der Haidemühle zurück und gingen nach dem, jenseits derselben sich befindenden, Lichtenhainer Wasserfall, der sich, wenn er wie heute Wasser genug hat, funfzehn Ellen hoch mit starkem Getös in eine Grotte hinabstürzt, sich dann in einem Felsbecken vor der Grotte sammelt und geräuschlos das Kirnitschthal hinabrinnt. Dieser Punkt erschien mir als der schönste des Thales.

Der Führer hielt es für Pflicht, aus dem herrlichen Quell des Münzbornes, zu dem wir jetzt kamen, seine Feldflasche zu füllen, und erst, nachdem wir uns hier gelabt, setzten wir unsern Weg fort, erblickten vor uns grosse Felsmassen, die sich über die Waldgegend erheben, und betraten nun einen von einem Geländer eingefassten Fusssteig, der uns auf die Höhe des Hausberges führte. Hier schlängelt sich zwischen jungen Birken und Nadelholz ein wohl erhaltener Pfad, und kaum hatten wir ihn betreten, als sich aus der Ferne auch schon Harfenklänge vernehmen liessen. Da ich mich hierbei zu lebhaft jener Mondnacht auf der Bastei erinnerte, machten diese Töne nicht den geringsten Eindruck auf mich, ich ging ihnen gleichgültig entgegen und stand plötzlich, angenehm überrascht, vor der Höhle des Kuhstalles.

Ich stand betroffen; der Anblick der Höhle mit ihrem neun Ellen breiten, dreizehn Ellen hohen Thore, über dessen Wölbung zerrissene, von einer mächtigen Felsmasse gedeckte Felsstücke liegen, überraschte mich. Das Wogen und Treiben der Menschen in derselben, die Harfenklänge, der vielstimmige Gesang, den man vernahm, das Klirren der Gläser, das Jauchzen der vergnügten Menschen in dieser weiten Höhle, am meisten aber der zauberische Durchblick in eine sehr fern scheinende reizende Gegend, musste dem durch die romantische Einöde hier herauf Gewanderten ein so buntes, überraschendes Bild vorführen, dass er in eine neue Welt versetzt

zu sein glauben konnte. Bald aber, nachdem der erste Eindruck vorüber war, wirkte der Anblick der Menge von Menschen verletzend und störend auf mein Gefühl, denn mir schien die ganze Gegend mehr zum Stilleben, als zum rauschenden Leben geeignet, und ich trete überdies unter viele Menschen immer etwas schüchtern, heute besonders trat ich mit wenig empfänglichem Gemüthe dort ein.

Aber kaum in diese funfzig Ellen breite, hohe Höhle eingetreten, deren südliches Thor mehr als noch einmal so hoch, als sein nördliches ist, verloren sich die Menschen, die ich durch den kleinen Eingang gerade dort gruppiert gesehen hatte, ganz in diesem Raume, und als ich mich endlich auf eine Felsbank setzte und mit Ruhe dem ganzen Treiben zusah, da ergötzte ich mich auch daran, und die sich bildenden verschiedenen Gruppen beschäftigten mich ganz angenehm.

Kaum hatte ich eine Weile beobachtend da gesessen, als eine leicht geschürzte, ganz hübsche Dirne auf mich zutrat und mich fragte: was ich befehle. „Ein Gläschen Wein, der hier nicht übel ist,“ meinte der Führer, „ist der beste Trunk, wenn man erhitzt ist.“ Ich bestellte also Wein und blätterte indessen in dem Fremdenbuche. Für Jemand, der viel gereist ist, mithin viel Menschen kennen gelernt hat, muss ein solches Buch eine angenehme Erinnerungstafel sein, denn vielleicht findet er auf jedem Blatte einen bekannten Namen, der ihm Zeit, Ort und Begebenheiten zurückeruft, wo er diesen oder jenen Freund oder Bekannten sah und kennen lernte. Mir war es drückend, Niemand in diesem Buche finden zu können, an dem ich Theil zu nehmen vermochte, von allen den Namen keinen, der mich freudig berührt hätte, zu kennen, und ich fühlte mich in diesem Augenblicke wieder so verlassen, wie ich mich, seit meiner Entfernung aus dem Vaterhause, schon so oft gefühlt hatte. Die

Menge Gedichte, die ich hier aufgezeichnet fand, langweilte mich; meist waren es schwülstige Worte und ein Klingklang ohne tiefen Sinn, die launigen ergötzten mich noch am meisten.

Als ich mich an ganz trinkbarem Weine erquickt und der Führer die Flasche vollends geleert hatte, begab ich mich in die Höhle, die heute, nach dessen Ausspruche, ausserordentlich besucht war. Eine in Schandau gefeierte Hochzeit mochte die Ursache sein, denn das Brautpaar und alle Hochzeitgäste waren hier herauf gezogen. — So oft ich ein Brautpaar an ihrem Hochzeittage sehe, überfällt mich eine gewisse Trauer. Ein Paradies liegt vor ihnen, ist mein steter Gedanke, aber zu einer prosaischen Welt, voll Sorge und Noth, wird nur zu oft dies Paradies, wo nicht zur Hölle. Mich überfällt dann eine kindische Angst. Ob sie mich einst nicht verlassen wird, wenn mir die Liebe Edens Pforten öffnet? — Gott mag es wissen!

Mein Blick fiel nun zuerst auf die Harfenistinnen, und zu meiner Freude sah ich, dass es nicht die von der Bastei und dass sie hübscher als jene waren, obgleich auch ihnen der Stempel der Frechheit aufgedrückt war, der stets einen recht widrigen Eindruck auf mich macht. Die Höhle selbst war für mich merkwürdig, obgleich die geschmückten Hochzeitgäste in sonderbarem Contraste mit ihr standen. Die hohen, an vielen Stellen zerklüfteten Wände, die kleinen Höhlen, jede Spalte waren von der Betriebsamkeit des hier hausenden Wirthes zu Küche, Keller und Vorrathskammer, selbst zu einem Rauchfange benutzt und mit Thüren verschlossen, was freilich den grossartigen Eindruck vermindert, doch aber für die Erfrischung und Bequemlichkeit der hier rastenden Wanderer sehr erfreulich ist. Fels- und Holzbänke, Tische, selbst Krippen sind sattsam da und auch die

Bewirthung ist leidlich. In Kriegszeiten haben die Bewohner der Umgegend ihr Vieh hieher gerettet, wodurch die Höhle wahrscheinlich den Namen des Kuhstalles erhalten hat. Das Sonderbarste, was ich hier sah, war die Menge von Namen, womit die Eitelkeit der Menschen sich zu verewigen glaubt; das Fremdenbuch dünkte mir hinlänglich, um sich mit seinen Freunden hier wieder zu finden.

Wir traten jetzt aus der Höhle, wo uns links eine kleine Schlucht auf einen Gang führte, an dessen Wänden eine Menge Falze und Rammlöcher deutliche Spuren von Befestigung zeigten, und auf welchem wir auch das Wochenbett und den Taufstein, kleine, mit diesen sonderbaren Namen bezeichnete Höhlen fanden. Von hier gelangten wir an eine, fast nur für schlanke Menschen gangbare und mit vielen Löchern zur Verrammung versehene Spalte, in welcher wir dreiundachtzig Stufen hinaufsteigen mussten, um auf das Plateau des Felsens zu kommen. Hier stand aller Wahrscheinlichkeit nach sonst die Burg Neu-Wildenstein, denn eine noch ziemlich erhaltene Cisterne, Spuren eines Wachthäuschens und Krahnes zum Aufwinden der nöthigen Bedürfnisse, zeigen bestimmt, dass hier oben ein festes, nur durch zwei enge Schluchten zu ersteigendes Schloss stand, von welchem man eine wundervolle Aussicht gehabt haben muss. Im Süden überragt der kleine Winterberg den Wildensteiner Wald, im Morgen zeigen sich die Speichhörner mit dem Raubschlosse neben dem Affensteine; der ganze Horizont ist von Felswänden und emporragenden Kegeln begrenzt, doch tritt man nordwestlich auf eine Felsspitze, so zeigt sich der Charakter der Gegend im stärksten Kontraste mit dem vorigen, denn eine Reihe freundlicher Dörfer in fruchtbarer Gegend, zwischen denen sich nur zuweilen eine Felsparthie erhebt, erblickt man hier von Bäumen umkränzt; dies gab

dieser Aussicht etwas Idyllisches und zeigte dem Auge zugleich ein freundliches Bild von Wohlhabenheit und Regsamkeit.

Wir stiegen nun eine andere weitere Schlucht hinab, wo wir auf eine Klippe, den Kanzelstein, stiessen, von welcher herab im dreissigjährigen Kriege der Lichtenhainer Pfarrer den hierher Geflüchteten gepredigt haben soll; auch deuten hier einzelne Kreuze an den Felsblöcken auf einen Friedhof. Das Schneiderloch, ein vier Ellen breites, zwei ein halb Ellen hohes Loch, wo ein Schneider in Verborgenheit gearbeitet haben soll, musste ich ebenfalls besuchen, wobei mich auf dem Wege dahin das schöne zehnfache Echo mehr ergötzte, als der Schneider mit seiner am Eingange eingehauenen Scheere.

Wir kamen endlich, noch über manch Gestein kletternd, auf der Ebene zum nördlichen Eingange der Höhle zurück, wo man deutliche Spuren eines Grabens findet, der die Höhle von dem übrigen Gebirge getrennt haben muss. Im Mittelalter war hier gewiss eine bedeutend feste Burg, in den Zeiten des dreissigjährigen Krieges aber, wo diese Gegend besonders von den Kroaten arg mitgenommen wurde, war sie der Zufluchtsort der geflüchteten Landleute.

Mein Führer brachte mich über viele Stufen durch eine tiefe Schlucht hinunter in den Habichtsgrund und zu einer Quelle, wo man den schönsten Anblick der Kuhstallfelsen hat; dann gingen wir durch den Wildensteiner Wald und sahen plötzlich die hohen, fast höchsten Felswände der sächsischen Schweiz: des kleinen Winterberges, die sich in mancherlei wunderbaren Gestalten dem Auge zeigten, vor uns. „Nun kommt der beschwerliche Weg!“ sagte mein Führer, und er hatte Recht, denn wir mussten im Zickzack, zwar auf ziemlich gebahntem Wege, mitunter aber doch an Hand-

lehnen über Basalttrümmern den Weg ersteigen, dessen höchsten Gipfel wir dem ungeachtet nicht erreichten. Schon auf der Mitte des Abhanges fanden wir auf einer Bank eine Ruhestelle; bald darauf gelangten wir, nach kurzer Rast, zu dem Winterhause, das auf einer weitvorspringenden Klippe erbaut, an eine Jagdbegebenheit erinnern soll. „Auf einer Jagd,“ so erzählte mir mein Führer, „wurde ein von den Hunden verfolgter starker Hirsch dem auf dem Rande der Kuppe stehenden Churfürsten August zugetrieben; der Hirsch jagte einen hohen, über einem furchtbaren Abgrunde hangenden Felsen hinauf, bis wohin ihn der Churfürst auf einem schmalen, unter einem Felsen hinlaufenden Pfade verfolgte. Der Hirsch, den tiefen Abgrund vor sich, fasst den Jäger ins Auge, geht auf ihn los; im entscheidenden Augenblicke legt der Churfürst mit den Worten an: „Entweder treff’ ich dich, oder du bringst mich um!“ er drückt los und der Hirsch stürzt in den Abgrund. Churfürst Christian I. liess auf der nämlichen Stelle ein kleines, nun verfallenes Jagdhäuschen errichten, auf dessen Spitze man das Geweih des erlegten Hirsches setzte; das Häuschen wurde 1818 erneuert.

Nachdem ich mich an dem schönen Anblicke der prächtigen Landschaft ergötzt hatte, die ich, über den waldigen Felsengrund hin, erblickte, schlug mir mein Führer vor, einen, aber sehr beschwerlichen, Abstecher nach dem Schneeberger Loche zu machen. Da ich auf dem grossen Winterberge gut oder übel übernachten wollte, und die Sonne noch ziemlich hoch stand, so willigte ich ein, und die Wanderung begann.

Sobald wir den Wald des kleinen Winterberges verliessen, betraten wir den sogenannten Reitersteg, einen nur für Reiter gebahnten Weg, den wir jedoch, uns links wen-

dend, bald verliessen, und bogen von hier auf sehr schmalen gefahrvollen Pfade links ab, denn er führte nicht allein dicht an schroffen Abhängen vorbei, sondern war auch so mit Brombeergesträuch bewachsen, dass jeder Tritt in die verborgenen Felsspalten gefährlich werden konnte. Zuletzt ging es aufwärts, wobei wir oft von Klippe zu Klippe springen mussten, bis wir auf einer sechs Schritt breiten, mehrere hundert Ellen hohen Felszunge standen, welche das Schneeberger Loch begrenzt. Ich glaube kaum, auf meiner Reise durch die sächsische Schweiz einen so kahlen Punkt, ohne alle Vegetation, wieder zu finden, wo die Natur so todt und wie erstarrt vor uns liegt, als dieses Schneeberger Loch. Eine Menge Abgründe von hundert bis zwei hundert Ellen Tiefe, oben nur durch fünf bis zehn Ellen lange Felszungen von einander getrennt, zeigen sich hier ringsum dem Auge, und wüsste man nicht, dass man auf einem Wege hieher gekommen sei, man müsste glauben, plötzlich von diesen Felszungen und Abgründen umstellt, verloren zu sein. Der Blick von der schmalen Felsspitze, auf welcher man steht, in die Abgründe hinab ist schauerlich und Schwindel erregend,

Als wir glücklich bis an einen Wegweiser zurückgekehrt waren, wollte mich mein Führer bereden, noch nach der heiligen Stiege zu gehen; mir war aber die Lust zum Klettern vergangen, und so wanderten wir den geradesten Weg nach den einzelnen hohen Buchen, die noch auf der Höhe des Winterberges stehen, rüstigen Schrittes zu.

Ich freute mich über die klaren Bergquellen, die uns hier, über eine frische grüne Vegetation, entgegen rieselten, und über den Anblick der nahen und fernen Thäler, die hier vor uns ausgebreitet lagen, bis wir endlich auf einem sehr steilen Wege die Kuppe des grossen Winterberges erreich-

ten, welche tausend vierhundert sechzehn Fuss über der Elbe, tausend sieben hundert sechs und sechzig Fuss über dem Meere sich erheben soll. Die Sonne war im Sinken, und so hatte ich meine Zeit richtig eingetheilt, denn von hier aus wollte ich sie unter- und aufgehen sehen, da die Landschaft, die man nah und fern übersieht, ganz dazu geeignet ist, diese Naturschönheiten in ihrem vollen Glanze bewundern zu können. Von hier aus hat man wohl auf der ganzen Reise die weiteste Aussicht.

Als mein Blick noch flüchtig umherschweifte, sah ich den jungen Maler des Marius, den Griffel in der Hand, auf einem Steine sitzend, und obgleich ich die Weingeschichte auf der Bastei noch nicht vergessen, auch der alte Pole mich vor ihm gewarnt hatte, trieb es mich doch zu der einzigen Seele hin, mit der ich in Etwas in Berührung stand. Er erwiderte freundlich meinen Gruss, steckte seine Zeichnung in die Mappe und führte mich auf einen Punkt, wo der Lauf der Elbe am schönsten zu sehen war, mithin der Untergang der Sonne am herrlichsten dem Auge sich darstellen musste.

Raum hatte ich einige Minuten mit ihm geplaudert, so war aller Groll, jede Warnung vergessen, und ich freute mich, meine Bemerkungen jemand Anderm mittheilen zu können, als dem Führer, der mir immer ein Automat dünkte, der einmal in Bewegung gesetzt, seine Bewegungen heute wie morgen gleichförmig machen muss. Es muss auch den Führern so gehen; das stete Einerlei der Beschäftigung lässt diese Art Menschen über Naturschönheiten so geläufig sprechen und jedesmal das Nämliche so monoton und theilnahmlos erzählen, wie der Schulknabe seine Lektion hersagt; sobald man dies fühlt, verliert der Gegenstand, den sie uns zeigen und beschreiben, immer etwas an Interesse.



THE UNIVERSITY OF CHICAGO PRESS

Jetzt stand die Sonne, die flammenden Strahlen in ihre runde Scheibe eingezogen, am Rande des Horizontes, kein blendendes Licht mehr ausströmend, ein Held, der auf seinen Thaten ruhend, vom Schauplatze abzutreten sich bereitet. Langsam, als zöge sie sich nur wider Willen von der schönen Bahn zurück, die sie so herrlich durchlaufen hat, sinkt sie, immer noch ein Gluthmeer, hinter die fernen Berge des Meissner Landes; noch einmal sich in den rauschenden Fluthen der Elbe spiegelnd, schaut sie zwischen den Felsen des König- und Liliensteins hindurch und vergoldet den breiten dahin ziehenden Strom. Jetzt sinkt sie immer tiefer — jetzt birgt sie den schmalen Goldreif hinter den Bergen, für die Erde ist sie verloren, für den Himmel nicht, dort leuchtete noch lange wunderbar schön ein Strahlenmeer, das die Erde mit Dämmerung umzieht. Was der Erde versinkt, hebt doch seinen letzten Strahl noch himmelwärts.

Nicht so herrlich, wie der Untergang der Sonne, sollte ihr Ausgang sein, denn auch heute trübten ihn Nebel, und da der Maler mich ein paar Tage zu begleiten versprochen hatte, so begannen wir am Morgen unsere Wanderung nach dem Prebischthore und Hirniskretschen, indem wir den nämlichen Weg, der uns auf die Kuppe geführt hatte, wieder hinabstiegen und uns links haltend, die Grenze von Böhmen überschritten.

Prebischthor.

Es macht auf mich einen eigenen Eindruck, wenn ich aus einem Lande in das andere trete; ein einziger Schritt und man ist anderen Gesetzen, anderen Gewohnheiten unterworfen, vielleicht begrüßt der mir zuerst Begegnende mich in einer mir fremden Sprache, wie es hier in Böhmen leicht der Fall sein könnte. Hier scheidet sich eine Macht

von der anderen, ganz andere Interessen geben den Bewohnern den Impuls, und stärkeres oder matteres Licht erleuchtet den Geist der verschiedenen Völker. Zwar stehen die Kontraste nicht überall so schroff sich gegenüber, oft verflachen sich die Nachbarstaaten in einander, aber selbst in Deutschland, wo mancher Staat so klein ist, soll doch fast jeder eine gewisse Eigenthümlichkeit behalten. — Also wir waren jetzt in Böhmen und traten bald in eine Waldgegend, die der Führer den Jordan nannte. Da ich keinen Fluss, nicht einmal einen Waldbach vor mir sah, so dünkte mir der Name etwas sonderbar, doch da der Weg uns recht angenehm bis auf eine Felszunge führte, wo sich links der Prebisch- rechts der Hirschgrund schroff hinabzieht, so kümmerte ich mich wenig darum, denn die Waldgegend war höchst romantisch. Bald näherten wir uns dem nächsten Ziele unserer Wallfahrt, dem Prebischthore. Indem wir, aus dem Gebüsch hervortretend, sogleich seitwärts am Rande des steilen Abgrundes gingen, überraschte uns der Anblick des Thores; sechzig Ellen hoch und breit, mit seinem dreissig Ellen langen Schlusssteine, steht es auf dem auslaufenden Vorsprunge des schmalen Bergrückens gar wunderbar da. Ueberhaupt war die Aussicht von hier für mich die schönste, die ich in der sächsischen Schweiz noch sah, denn sie vereint das Liebliche mit dem Erhabenen. Die drei neben dem Thore in schauerlicher Tiefe sich dahinziehenden Schluchten, die auf beiden Seiten hoch über die Waldung emporragenden Felswände, vor uns das minder hohe Gebirge, dies Alles schafft ein so schönes grossartiges Bild, dass man mit immer wachsendem Vergnügen dabei verweilt. Die Prebischwände mit ihrem Vorsprunge schliessen links, der Winterberg rechts dieses halbe Panorama, das im anmuthigsten Vereine Berge, fruchtbare Thäler und freundliche Dörfer

umfasst. Die Aussicht, welche uns über den steilen, waldbewachsenen Vordergrund wurde, begreift die ganze schöne Gebirgslandschaft, die am Kaltenberge beginnt und sich bis zum Rosenberge fortzieht. Auch die Berge von Aussig sieht man hier in blauer Ferne hervorragen, und am Horizonte zeigen sich uns die Rücken des Erzgebirges; eine pittoreske Landschaft, der, um vollkommen genannt zu werden, nur der Elbstrom fehlt.

Wir stiegen nun in der inneren Wölbung des Thores hinab, die uns auch einen reizenden Abschnitt der oberen Aussicht bot. In einem niedlichen in dem Thore selbst seit Kurzem angebrachten Häuschen findet man allerlei Erfrischungen, die mich und den ewig durstenden Maler trefflich erquickten.

Wie ich eben aufbrechen und weiter nach Hirniskretschken wollte, beredete mich mein Führer, meinen Reiseplan zu ändern, den Arnstein und Kleinstein zu ersteigen und auf dem Rückwege erst Hirniskretschken zu besuchen, und ich willigte ein. Nachdem wir nun das dem Thore gegenüber liegende Böchhorn bestiegen und hier den schönsten Standpunkt gefunden hatten, um das Thor und den Prebischkegel, eine hundert Ellen hohe, von der Wand abgerissene, isolirt stehende Felsspitze, zu sehen, begannen wir unsere Wanderung nordwärts durch den grossen Zschand, das Hauptthal dieser Gegend, zwischen hohen, häufig mit duftendem wilden Rosmarin bewachsenen Felswänden, nach dem Zeughause, wo mein Begleiter, der jeden Erquickungsort zu kennen schien, in dem gegenüber liegenden Forsthause sich restaurirte. Der Führer, den ich in Schandau angenommen hatte, und der wahrscheinlich wo möglich noch heute nach Hause wollte, trieb uns an, den Weg fortzusetzen, führte uns auf dem Rosssteige zu dem, von dem gelben Moose, das ihn

bedeckt, so genannten Goldsteine, von da zu den steilen Bärfangwänden und bald darauf in eine dem Kuhstall ähnliche Höhle, die aber nicht den Ruf wie jene hat und nur den müden Holzhauern zum Nachtlager dient.

Unweit der Bärfangwände kamen wir zu dem Raubsteine, einem grossen, auf hohem Berge gelegenen Sandsteinfelsen. Eine Art Höhle bildet den Eingang, von wo aus man bequem hinaufsteigt und oben mehrere Spuren ehemaliger Befestigung findet. Ein interessanter Weg führte uns nun in den Zschand hinab, und bald gelangten wir an die reizend gelegene Buschmühle, wo wir unseren Führer entliessen und einen anderen nahmen, der uns nach dem Arnstein brachte, welchen wir, trotz seiner hohen Felswände, bald erstiegen. An seinem Fusse finden sich eine Menge Höhlen, von welchen die Tradition sagt, sie wären einst zu Kellern und Gewölben gebraucht worden. Auf der oberen ebenen Fläche des Felsens zeigen sich deutliche Spuren, dass einst eine Burg hier gestanden hat, denn noch findet man daselbst einen in den Felsen gehauenen Brunnen. Die Aussicht von hier ist sehr belohnend.

Auf einem steilen Bergpfade gelangten wir bald an die prächtigen Wände des Kleinsteins; hier geleitete uns der Führer durch eine Felsspalte, wo wir mühsam hinaufklettern mussten, und plötzlich standen wir vor einem hohen, spitz zulaufenden, durch irgend ein Naturereigniss gebildeten Gewölbe, worunter wir rasteten und uns an dem schönen Blicke in die Ferne weideten. Hier steckte ich das Ziel meiner Wanderung nach Norden, denn dieser ganze nordöstliche Theil der sächsischen Schweiz ist sich fast in allen seinen Punkten gleich und bietet nicht die freundliche Abwechslung, welche man in dem westlichen Theile des Gebirges findet, besonders fehlt ihm der herrliche Elbstrom. Ich ging nun,



Gez. v. R. Roberts.

HIRMSKRETSCHEN.

Gez. v. A. H. Payne.

den Führer in der Bachmühle zurücklassen und zehabter Strasse mit dem Stier nach dem Prebischgrund gehen, von wo aus wir nach dem Verweilen unserer Pferde wieder weiter fortsetzten.

Im Prebischgrund.

Wir stiegen von der Bachmühle aus in das sogenannte Harzgründel hinein, das sich in der Schlucht nach erweitert, Ruheplätze bietet und. Ein Knabe aus Heniskretschken brachte uns von der Mühle zu dem Prebischgrund, wo wir das Thor und die hohen Felsen von unten trefflich sehen konnten; und der Führer, der zu den Felsenwänden, auf deren Gipfel die Thorwandung sich erhebt, und hauptsächlich des grossen, mächtig sich erhebbenden Felsengels, unsere Mühe reichlich belohnte.

Jetzt stiegen wir in den Bichgrund hinab, wo die Bichel, mehrere Gewässer aufnehmend, über Felsblöcke dahin rauscht und einige romantisch gelegene Mühlen treibt, die das stille Felsthal durch ihr klapperndes Geräusch beleben. Der Bach stürzt sich an einer der Mäulen in den Hamnitzbach und wagt nun rauschend und brausend dem nahen Elbströme zu. Wir folgten diesem Lauf und kamen bald zu den ersten Häusern von Hainichen, wo sich das Thal des Baches an der nördlichen Felswand erhebt, eine herrliche Landschaft, bei der ich gern verweilen und eine halbe Zeit zu lassen, ein Bild von der Natur und der Thierwelt lebendes Bild zu machen.

Als wir weiter kamen, das Thal wieder geschlossen, als wir durch einen Bachlauf zu dem Bache des Hamnitzbaches in die Höhe stiegen, das ist hoher, steiler, malerisch gekrümmter Felswand der Wolf- und Herrenhaus ange-



THE UNIVERSITY OF CHICAGO PRESS

den Führer in der Buschmühle zurücklassend, auf gebahnter Strasse mit dem Maler nach dem Prebischthore zurück, von wo aus wir nach langem Verweilen unseren Weg endlich weiter fortsetzten.

Hirniskretschen.

Wir stiegen nun über hundert Stufen in das sogenannte Harzgründel hinab, wo zuweilen, da wo die Schlucht sich erweitert, Ruhebänke angebracht sind. Ein Knabe aus Hirniskretschen brachte uns von hier seitwärts in den Prebischgrund, wo wir das Thor und den hohen Kegel von unten trefflich sehen konnten, und der Anblick der erhabenen Felswände, auf deren Gipfel die Thorwölbung sich öffnet, und hauptsächlich des grossen, mächtig sich emporhebenden Felskegels, unsere Mühe reichlich belohnte.

Ietzt stiegen wir in den Bielgrund hinab, wo die Biel, mehrere Gewässer aufnehmend, über Felsblöcke dahin rauscht und einige romantisch gelegene Mühlen treibt, die das stille Felsthal durch ihr klapperndes Geräusch beleben. Der Bach stürzt sich an einer der Mühlen in den Kamnitzbach und wogt nun rauschend und brausend dem nahen Elbstrome zu. Wir folgten seinem Laufe und kamen bald zu den ersten Häusern von Hirniskretschen, die sich längs des Baches an der nördlichen Felswand hinziehen; eine freundliche Landschaft, bei der ich gern verweilte, um dem Maler Zeit zu lassen, ein halb verfallenes, an den Felsen sich lehndes Haus zu skizziren.

Raum hatte mein Begleiter seine Mappe geschlossen, als wir nach wenig Schritten an dem Einflusse des Kamnitzbaches in die Elbe standen, und an hoher, steiler, malerisch geklüfteter Felswand das Zoll- Amt- und Herrenhaus ange-

lehnt sahen. Diese Gebäude nehmen sich vorzüglich bei schöner Abendbeleuchtung herrlich aus, und es war mir nicht möglich, meinem Begleiter sogleich in den Gasthof zu folgen; ich musste einen Kahn besteigen und mich in die Mitte der Elbe fahren lassen: um von da aus an dem Anblicke dieser mit Gebüsch bewachsenen Felswand und der auf einer vorspringenden Spitze derselben gebauten schmucken Häuser mich zu ergötzen. Ich liess jedoch meinen Begleiter nicht lange auf mich warten, fuhr bald wieder zurück, und während er für die Küche sorgte, liess ich mich über manches den Ort Betreffendes unterrichten.

Hirniskretschin gehört dem Fürsten Clary, besteht aus einer dem heiligen Nepomuk gewidmeten Kirche und vier und siebenzig Häusern, mit vier hundert fünfzig Menschen, welche meist Handel mit Holz, Steinen und Getreide treiben. Ein Herrenhaus, ein Mauthamt, ein Flossamtgebäude und ein Jägerhaus zieren das Dorf, zu welchem überdies noch vier Bret- und zwei Mahlmühlen gehören. In der, im Herrenhause befindlichen Herrenschenke fanden wir gutes Nachtquartier und Abendessen, so dass ich meinen ersten Plan, noch am Abende auf der Elbe nach Schandau zurückzufahren, aufgab.

Der junge Maler zeigte mir jetzt Manches, was er in den wenigen Tagen, in welchen wir uns nicht gesehen, gefertigt hatte. Er schien mir besonders zum Skizziren und um mit wenigen hingeworfenen Strichen komische Situationen auf das Papier zu tragen, recht viel Anlage zu haben; weniger gelungen schien mir aber die fernere Ausführung. Er gab mir ein Blättchen, auf dem ich sogleich die Tante vor mir sah, wie sie am Geländer der Bastei ihren alten Bedienten auf die Schönheiten der Natur aufmerksam macht; die

Dame, wie der alte Diener waren unverkennbar. Er machte mir ein Geschenk mit diesem Bilde, das mich eben nicht erfreute, denn ich liebe Karrikaturen nicht, die Persönlichkeiten verletzen, doch konnte ich es ihm nicht zurückgeben. Nach Tische, als die Sonne schon längst untergegangen war, bekam der ewig Unruhige noch den Einfall, eine Wasserpartie auf der Elbe zu machen, und da der Abend, wenn auch nicht vom Monde erhellt, doch schön und sternenhell war, so stimmte ich mit ein. Ich bestieg eine Gondel, mein Begleiter, eine im Herrenhause Gott weiss wo aufgefundene Guitarre umgehungen, folgte bald, und nun glitt die Gondel langsam und unter manchem Stöhnen des Schiffers aufwärts über die ruhigen Fluthen des Stromes.

Der Maler hatte eine wohlklingende volltönende Stimme, er trug heute Abend manches kleine Lied mit recht viel Gefühl vor, auch war sein Spiel auf der Guitarre sehr brav, so dass ich mich wahrlich daran ergötzte; auch den alten Schiffer musste der Gesang vergnügen, denn allmählig kamen alle seine Bewegungen in den Takt desselben, und zuletzt warf er jedesmal gewiss im richtigen Tempo seine Stange in das Wasser. Als wir so wohl eine Stunde aufwärts gefahren waren, liess ich die Gondel wenden, und wir schwammen nun, da Ruder und Stange ruhte, und wir uns allein dem Wasser überliessen, langsam stromabwärts. Ein leiser Westwind kam uns hier entgegen und kühlte die Hitze des Tages; Millionen Sterne blickten auf uns nieder, und das Schweigen der Nacht umgab uns, welches der Maler nur durch einzelne Akkorde auf der Guitarre unterbrach. Während es schauerlich und still um mich war, schweiften meine Gedanken hinüber zu meinem alten Vater, der um diese Zeit sein Pfeifchen rauchend, im Lehnstuhle am offenen Fenster zu sitzen pflegte und nach dem sternenhellen Himmel aufsaß,

der ihn, wie er oft mit heisser Sehnsucht wünschte, bald aufnehmen möchte, damit er wieder bei seiner längst dahin gegangenen Johanna sein könne. Alter guter Mann! und Dein Sohn kann Dich so lange verlassen? — Doch klage nicht, bald bin ich wieder bei Dir! —

So war meine Seele nur bei ihm, Thränen rollten aus meinen Augen, mein ganzes Innere war bewegt, da griff der Maler einen wehmuthvollen Akkord und begann das herrliche Lied von Karl Maria von Weber:

„Einsam, einsam? — Nein, das bin ich nicht,
Denn die Geister meiner Lieben,
Die in ferner Heimath blieben,
Sie umschweben mich!“

und als ob der Schiffer mit dem Sänger im Einverständnisse wäre, ergriff er jetzt das Ruder und schlug die Wellen im Takte; mir schien es, als ob ihr melancholisches Plätschern mit den Tönen des innigen Liedes harmonisch übereinstimme und meine Seele auf ihren Schwingen nach der Heimath hinüber zu meinem alten Vater schweben müsse. Plötzlich aber, als wolle er alle Saiten seines Instrumentes zerreißen, wie er die wehmüthig gestimmten Saiten meines Inneren zerrissen, griff der Maler hinein und begann einen rauschenden Walzer zu spielen. „Mein Scherz wird Ernst,“ sagte er hierbei. „Ich sah vorhin Ihre Thränen und mein Uebermuth wollte sie noch mehr hervorlocken; ich sehe aber, Ihre Stimmung ist tief, deshalb muss ich die düstere Magie zerstören, womit der Abend, die Wasserfahrt und mein Lied Sie umwoben hat. Weg mit den Thränen! Erpresst sie ein fernes Liebchen, vergessen Sie es in den Armen eines Andern! Weg mit Sehnsucht und Thränen! Mutter und Tochter taugen für den Jüngling nicht, sie saugen ihm gleich Vampyren das Blut aus den frischen Wangen. Fort mit dieser Schwär-



Gest. v. Dawson.

Gest. v. Salmon.

T E T S C H I E N .

merei!“ Ich schwieg verwundet, dachte an die Waise des alten Polen, und trotz der lustigen Lieder, die mein Begleiter nun sang, stand ich doch bald wieder an dem Sargstuhle meines Vaters, trocknete ihm den Schweiß von der Stirne und schütete ihm das Kissen zurecht.

Im Norden lag noch das Glauben, wenn man so recht innig und unangenehm an seine Freunde denke, wecke das in dem nächsten Augenblicke auch in ihren gleichen Erinnerung; die Schwärze der Nacht mit Gedankenwache den weitesten Raum, die Gedanken freudlos, beglückten sich mit Geistergruss und — und es ist es in dem Augenblicke, wo ich dies schreibe, als hörte ich die Stimme meines Vaters über mir ein leises „Ich gehe zur Ruhe, gute Nacht, mein Sohn!“ mir zurufen. — Schlaf wohl, alter Vater, schlaf ruhiger als ich, den die Sehnsucht nach dir wohl noch lange wach erhalten wird.

Tetschen.

Heute früh habe ich Hirschowitz verlassen und, von dem Maler begleitet, die Elbmündung über dem rechten Elbufer nach Tetschen begangen. Tetschen ist ein Ort, den wir hier nicht, der Weg ist sehr schön, und wir werden dort zu treffen, was wir uns wünschen. Der Ort ist ein sogenannter Dörferort, sehr schön, und wir werden den steilen Weg nach Tetschen gehen, und wir werden immer höher, bis wir nach Tetschen kommen. Die Felsen der Hundskirche sind sehr schön, und wir werden auf dem Belvedere, einem sehr schönen Aussichtspunkte, stehen.

Ich weiss nicht, was ich von diesem Belvedere sagen soll. Die Aussicht von hier über das Elbthal ist ma-



Copyright 1900

T. B. T. S. C. H. M. N.

Copyright 1900

merci! „Ich schwieg verwundet, dachte an die Warnung des alten Polen, und trotz der lustigen Lieder, die mein Begleiter nun sang, stand ich doch bald wieder an dem Sorgenstuhle meines Vaters, trocknete ihm den Schweiss von der Stirne und rückte ihm das Kissen zurecht.

Im Norden hat man den Glauben, wenn man so recht innig und ununterbrochen an ferne Freunde denke, wecke das in dem nämlichen Augenblicke auch in ihnen gleiche Erinnerung; die Sehnsucht durchflöge mit Gedankenschnelle den weitesten Raum, die Gedanken berührten, begrüßten sich mit Geistergruss und — auch mir ist es in dem Augenblicke, wo ich dies schreibe, als hörte ich die Stimme meines Vaters über mir ein leises „Ich gehe zur Ruhe, gute Nacht, mein Sohn!“ mir zurufen. — Schlaf' wohl, alter Vater, schlaf ruhiger als ich, den die Sehnsucht nach Dir wohl noch lange wach erhalten wird.

Tetschen.

Heute früh habe ich Hirniskretschen verlassen und, von dem Maler begleitet, die Wanderung längs dem rechten Elbufer nach Tetschen begonnen. Eines Führers bedurften wir hier nicht, der Weg ist nicht zu fehlen und nur Weniges dort zu treffen, was uns davon ablenken könnte. Dem sogenannten Dürrgrunde vorbei gehend, stiegen wir stracks den steilen Weg nach Elbleithen hinauf und von da immer höher, bis wir nach manchen Beschwerlichkeiten den Felsen der Hundskirche hinter uns hatten, rechts einbogen und auf dem Belvedere, einem nach der Elbe vorspringenden Felsen, standen.

Ich weiss nicht recht, was ich von diesem Belvedere sagen soll. Die Aussicht von hier über das Elbthal ist ma-

lerisch, der Besitzer hat für dessen Verschönerung viel gethan, und dennoch hat kein Punkt auf meiner ganzen Reise so wenig Eindruck auf mich gemacht, als dieser. Die hier in den Felsen im Zickzack eingehauenen kleinen Befestigungen mit Schiessscharten, die Menge regelmässiger Stufen, das Belvedere selbst, dessen Portal in neuem Stile eben nicht zu den es umgebenden Steinmassen passt, alles dies zusammen hat den Eindruck, den die Gegend sonst auf mich gemacht haben würde, gestört. Ein einfacher Steinblock, rauhes Felsgestein zu meinen Füßen würde mich mehr angesprochen, mich länger hier angezogen haben, als dieses Zwitterding von Kunst und Natur. Wir verweilten auch nicht lange hier, kehrten auf dem nämlichen Wege wieder zurück, liessen uns übersetzen und wanderten nun auf dem linken Elbufer fort, wo wir bald über Niedergrund nach Obergrund gelangten. Sobald wir diesen Ort erreicht hatten, hinderte der bisher die Aussicht beengende Quaderberg uns nicht mehr, das Bergschloss Tetschen in seiner ganzen Schönheit vor uns liegen zu sehen. Mit jedem Schritte gewann nun die Aussicht, und bald zeigte sich uns die Stadt mit dem ziemlich bedeutenden Habelberg im Hintergrunde. Bald sahen wir das Josephsbad über uns liegen und kehrten dort in dem Gasthofs ein, von wo uns ein herrlicher Anblick auf Stadt und Schloss, die gegenüberliegenden Berge und auf die schöne Rosawitzer Kirche, mit ihren Doppelthürmen, wurde. Die Parthieen um das Bad sind schön und zeugen von dem Geschmacke des Besitzers.

Bald sassen wir in einem Kahne und fuhren hinüber nach dem Schlosse, dessen wahrhaft königlicher Bau mich in Erstaunen setzte. Auf einem siebenzig Ellen über die Stromfläche sich erhebenden Felsen steht mit seinem schlanken Thurme dies kolossale Gebäude, dessen Nordseite allein vier-

zig Fenster Front hat, imponirend da. Die Stadt selbst, wenn auch nicht gross, denn sie enthält nur drei hundert Häuser und tausend sechs hundert Seelen, ist nach dem Brande 1749 freundlich und regelmässig wieder aufgebaut und mit Basalt gepflastert. Die in dem östlichen Theile des Ortes liegende Kirche ist sehr schön und von dem Gründer des Schlosses, dem Grafen Max Thun gestiftet. Die Stadt selbst wird durch Handel und Gewerbe belebt, und besonders merkwürdig, in Rücksicht der Betriebsamkeit des Ortes, ist die eine Viertelstunde entfernte, im Pulsnitzthale gelegene Richtersche Baumwollenspinnerei, welche durch Dampf getrieben wird. Der Handel mit Obst, Korn, Holz und Steinen nährt die Bewohner Tetschens, und schon seit mehreren Jahren gilt die Stadt für den Hauptstapelplatz der Elbschiffahrt Böhmens.

Der Schlossberg steht fast isolirt in dem Kessel des Thales; gegen Mittag und Abend ist seine Felswand steil, gegen Nordost aber fällt sie so allmählig ab, dass man von dem östlichen Thore der Stadt gemächlich auf einer vier hundert acht und sechzig Ellen langen und sechzehn Ellen breiten Rampe auf das Schloss fährt, welches ein zwei hundert Ellen tiefer Brunnen mit Wasser versorgt. Es wurde im Jahre 1674 vom Grafen Max Thun beendet; der jetzige Besitzer aber hat es erst in den gegenwärtigen herrlichen Stand gesetzt. In das Innere des Schlosses konnte ich zu meinem Bedauern nicht kommen, und so entging mir auch die Besichtigung der reichen Bibliothek, der kleinen Kapelle und der übrigen Kunstschatze, die hier aufgestellt sind. Die schönen Gartenanlagen aber besichtigten wir und ergötzen uns daran.

Das Schloss ist gewiss eine der schönsten Zierden der Elblandschaft, von allen Seiten nimmt es sich majestätisch

und malerisch aus. Im Jahre 1300 kam es an die von Wartenberg, im J. 1511 aber verkaufte es dies Geschlecht, worauf es sechs Jahre später wieder in andere Hand kam, bis es das Eigenthum derer von Salhausen ward. Bald darauf kam es in den Besitz derer von Büнау, bis Rudolph von Büнау es, nebst allen seinen Besitzungen, verlassen musste, da er nicht zur katholischen Religion übertreten wollte. Der Freiherr Simon Thun kaufte sämmtliche Güter für zwei hundert sechs und zwanzig tausend Gulden, und unter dem Grafen Max Thun ward es ein Majorat. Im Hussitenkriege eroberten und zerstörten es im J. 1444 die Prager, es wurde aber kurz darauf wieder hergestellt; im dreissigjährigen Kriege hatten es mehrere Jahre die Sachsen besetzt, übergaben es aber im J. 1663 dem schwedischen Obersten Stahlhans, der es zwei Jahre behauptete, es an die Kaiserlichen verlor, Stadt und Schloss aber im J. 1638 zum zweitenmale wieder in Besitz nahm; späterhin wurde es von den Kaiserlichen zurückerobert und abermals verloren. Im Jahre 1741 besetzten es die Franzosen, mussten es aber der österreichischen Landmiliz übergeben, die 1744 dort von den Preussen zu Gefangenen gemacht wurde. Auch im Anfange des siebenjährigen wie des einjährigen Krieges wurde es von den Preussen genommen, im J. 1813 von Neuem in Vertheidigungszustand gesetzt, doch aber, nach eingetretenen günstigen Verhältnissen, mit dessen Befestigung eingehalten. Das ist Alles, was ich von den früheren Schicksalen des Schlosses erfahren konnte.

Erst spät am Abende kehrten wir in das Josephsbad zurück, nachdem wir alles Merkwürdige der Stadt und Umgegend besehen hatten. Stadt und Schloss Tetschen werden stets in meinem Gedächtnisse bleiben, denn sie haben einen zu freundlichen Eindruck in mir zurückgelassen.



Ges. v. Archer.

B I E L E R G R U N D .

Ges. v. Benjamin.

Hier Grund.

Von einem guten Beschützer gestützt, begannen wir am andern Morgen unsere Mühsame Wanderung. Sie sollte nun über das Gebirge von der Ferne gesehen, hohen Schneeberg nach dem hohen Thale, dem Langhennersdorfer Wasserfalle, nach dem Thale, nach meiner Vaterstadt gehen. Ich verlor mich nur in einem Theile des Weges nur wenig, denn der Weg war so deutlich ohne einen verliert ihren meisten Theil. Der Weg war, einem röhrend gebauten, dem Großen Thale gehörig. Hier waren wir auf einer von hier bis Arnsdorf gehörigen Straße, verlassen sie aber schon bei Hirschberg, wo wir wieder in den Wald und kamen, nachdem wir einen sehr beschwerlichen, ungemein ermüdenden Weg zurückgelegt hatten nach Schneeberg, einem gleichfalls zu Tetschen gehörigen, am Fuße liegenden Gebirgsdorfe. Hier mussten wir uns bei der, eine halbe Stunde entfernten, Mauth melden, um den hohen Schneeberg besteigen zu dürfen, zu dem wir, ohne diesen sonderbaren Zwang, viel früher hätten gelangen können. Wir erhielten einen Führer und das Befehl, dass wir dort nicht zeichnen, nicht messen, und nicht etwas anderes thun sollten. Ist man denn hier vor einem Schatzgräber zu stehen?

Wir befanden uns bald auf dem Gebirge, das wir nun gelangten auf sumpfigem Wege. Der Weg war, wie ich schon gesagt habe, verbessert ist, an die obere Seite des Gebirges, wo das ganze Plateau wie mit einem dicken, weichen, weichen Teppich umziet. Die Seiten des Gebirges sind mit Holz bewachsen, und nur gegen das Gebirge sind Felswände, doch nicht senkrecht empfindlich, denn auf den Seiten steht mancher schöne Baum. Sie sind gleichfalls oft durch Klüfte durchschnitten, die mancherorts Höhlen bilden, in denen die

Bieler Grund.

Von einem guten Nachtlager gestärkt, begannen wir am andern Morgen frohen Muthes unsere Wanderung. Sie sollte nun über den, so oft aus der Ferne gesehenen, hohen Schneeberg nach dem Bieler Grunde, dem Langhennersdorfer Wasserfalle, nach dem Königstein und meiner Vaterstadt gehen. Ich versprach mir von dem ersten Theile des Weges nur wenig, denn ich glaube eine Berggegend ohne Strom verliert ihren meisten Reiz. Von Bodenbach, einem reizend gebauten, dem Grafen Thun gehörigen Dorfe, gingen wir auf einer von hier bis Arbesau führenden Chaussee, verliesen sie aber schon bei Bünauburg, wandten uns rechts in den Wald und kamen, nachdem wir einen stundenlangen, ungemein ermüdenden Weg zurückgelegt hatten, nach Schneeberg, einem gleichfalls zu Tetschen gehörigen, zerstreut liegenden Gebirgsdorfe. Hier mussten wir uns bei der, eine halbe Stunde entfernten, Mauth melden, um den hohen Schneeberg besteigen zu dürfen, zu dem wir, ohne diesen sonderbaren Zwang, viel früher hätten gelangen können. Wir erhielten einen Führer und den Befehl, dass wir dort nicht zeichnen, nicht messen und nicht Tabak rauchen sollten. Ist man denn hier vor einem Waldbrande so bange?

Wir befanden uns bald am Fusse des Berges und gelangten auf sumpfigem Wege, der jedoch mit Faschinen ausgebessert ist, an die obere Stufe des Berges, welche das ganze Plateau wie mit einem Kranze von zackigen Klippen umzieht. Die Seiten des Berges sind fast überall mit Holz bewachsen, und nur gegen Süden heben sich Felswände, doch nicht senkrecht empor, denn auch auf ihnen steht mancher schöne Baum. Sie sind gleichfalls oft durch Klüfte durchschnitten, die mancherlei Höhlen bilden, in denen die

Landleute Schätze aufsuchen würden, wenn nicht die Sage sie abschreckte, dass, wer auch den richtigen Eingang zu ihnen gefunden hätte, von dem Teufel so geblendet werde, dass er ihn nie wieder auffinden könne.

Drei Hüttchen von Baumrinde sind in Zwischenräumen von zehn zu zehn Minuten, zur Bequemlichkeit der Wanderer auf dem Plateau errichtet, und von hier aus hat man nah und fern erhabene Aussichten, denen nur ein schönes Stromthal fehlt. Man erblickt zwar von hier zweimal die Elbe, erst an der Mündung der Pulsnitz, dann an der des Bodenbaches, aber, wenn mich nicht der Führer darauf aufmerksam gemacht hätte, würde ich sie bestimmt für ein paar Teiche gehalten haben, da man nur einen kleinen Bogen von ihr gewährt wird. Die Aussicht von hier nach Böhmen zu ist besonders schön, auch der Blick hinab in das acht hundert Ellen tiefer gelegene fruchtbare, von dem Bodenbache durchströmte Thal hat seinen Reiz, wie denn überhaupt von hier die Umsicht meist weit und grossartig ist. Ich bedauerte sehr, nicht früher erfahren zu haben, dass der Aufgang der Sonne hier so ausserordentlich schön sein soll, ich hätte meinen Reiseplan danach eingerichtet, zumal da sie heute so besonders herrlich und ungetrübt aufgegangen war.

Auf dem nämlichen Wege, den wir hinaufgestiegen waren, kehrten wir wieder nach der Mauth zurück, und so bin ich doch nun auch auf dem hohen Schneeberge gewesen, der mich so oft aus der Ferne begrüsst hat, wenn ich auch gleich dort nichts gesehen habe, was mir neu gewesen wäre. Ich glaube, je länger man in diesen Bergen und Thälern herumwandelt, desto weniger sollte man Alles sehen wollen, denn die Ansichten und Gegenstände wiederholen sich zu oft; aber es hat doch etwas Anziehendes, sich sagen zu

können, man sei überall gewesen und habe keinen wichtigen Punkt unbesucht gelassen.

Jetzt überschritten wir wieder die Grenze, wo der Führer uns unserer eigenen Leitung überliess, was er auch füglich konnte, da eine Waldchaussee uns in das nicht ferne Rosenthal führte. Dies bedeutende, aus 100 Häusern bestehende Dorf mit seiner kleinen Pfarrkirche, liegt fast drei Viertelstunden auseinander gedehnt, und hat nichts Merkwürdiges, als dass es der Geburtsort des bekannten Kirchenkomponisten Homilius ist, und dass man hier in den Sandsteinblöcken sehr schöne Petrefacten findet. Wir hielten uns nicht lange auf, verliessen das Dorf zwischen dem Erbgerichte und der Kirche und kamen nach kurzer Zeit, auf ganz ebenem Wege, zu einer Schlucht, wo wir von der schnellen Abwechselung der Gegend sonderbar überrascht wurden, da hier Alles romantisch uns entgegentrat. In dieser Schlucht stiegen wir zum Bielergrunde und zur Schweizermühle hinab.

Wir rasteten und erquickten uns in der Mühle und nahmen hier einen Führer, um uns die Merkwürdigkeiten des Grundes zeigen zu lassen. Selbst von der Mühle aus ist dieses Thal romantisch, denn noch nie habe ich die sonderbare Gestaltung der Sandsteinfelsen in dem Grade gesehen, als hier. Die Felswände sind ganz zerrissen und heben sich, die sonderbarsten Gestalten bildend, meist in lauter Säulen aus dem Grundfelsen empor. Wasserfluthen müssen sie so zerrissen, und die Zeit muss sie so verwittert haben, dass sie wie schichtweise auf einander gethürmte Säulen dastehen, wovon hier mehrere mit einander am Fussgestelle verbunden sind, dort einige ganz isolirt, wohl auch zu zwei und zwei, ihre meist mit Gebüsch umwachsenen Häupter emporstrecken. Die Bäume und das Gestrüppe, was sich

zwischen diesen Säulen hervordrängt, auch die Waldparthieen, die sie bekränzen, beleben das Ganze, und da bei der Mühle das Thal sich erweitert und dem Auge manche reizende Abwechslung bietet, so hat man mit Recht der Mühle, die sonst die Oberhüttenmühle hiess, den Namen der Schweizermühle gegeben.

Wir begannen nun unsere Wanderung im Thale, besuchten von hier aus das sogenannte Schwedenloch, einen sechzig Fuss langen, anfangs enger, zuletzt immer breiter werdenden Gang, worin während der Kriege die umliegende Gegend wahrscheinlich ihre beste Habe geborgen hatte, und kehrten nach der Schweizermühle zurück, wo wir den Kanzelstein erklimmten, von welchem herab in früherer Zeit ein Priester dem sich hier sammelnden Hüttenvolke Sonntags predigte.

So sehr es mich auch nach Pirna hinzog, liess ich mich doch immer wieder zu kleinen Abweichungen von meinem Reiseplane verleiten. Wir schlugen, ganz gegen den gestern entworfenen, den Weg längs einer grossen Eichenwaldung durch das Diebsgründel nach einem dichten Walde ein, wo wir bald zu dem Pfarrdorfe Markersbach gelangten. Bei diesem Dorfe tritt das Urgebirge aus dem Sandsteine hervor, was man auf dem Wege nach dem Hartensteine am besten beobachten kann. In der dasigen Gegend fielen auch im Jahre 1813 viele kleine Gefechte vor.

Von hier brachte uns der Führer durch Hellendorf nach dem anmuthigen Oelsengrunde, wo wir, zwischen Granitfelsen wandernd, nach Gottleube, einem freundlichen Städtchen von fünf hundert Einwohnern, kamen. Unfern des Städtchens, auf einer Höhe, zeigte man uns einen Punkt, die vierzehn Nothhelfer genannt, wo, wie die Tradition berichtet, im Jahre 1429 vierzehn tapfere Bürger des Städtchens sich den andringenden Hussiten muthig widersetzten und im



THE LANGHEIM MOUNTAIN.

Heldenkämpfe fielen. Das Thal gewann nun bei weiterem Fortschreiten an Anmuth, und als wir den nachbarlichen Hohnstein bestiegen, öffnete sich uns eine reizende Aussicht. Doch wir verweilten hier nicht lange, sondern setzten unsern Weg über grüne Wiesen und unter dem Schatten hoher Buchen nach Giesshübel fort, welcher unser Interesse doppelt erregte, als wir erfuhren, dass Gellert und Rabener, als sie das dortige Bad brauchten, hier oft lustwandelten. Welche Gespräche mögen wohl der einfache Gellert und der humoristische Rabener hier geführt haben?

Das Städtchen Berggiesshübel, wo wir übernachteten, liegt mit seinen hundert Häusern recht anmuthig, und es nähren sich dort sieben hundert Einwohner durch das Bad, von Spinnerei und Leinenweberei, vom Strohflechten und der Fertigung von Schnallen und Knöpfen aus Composition ganz gut; aber die sonst hier gestandenen Eisenhütten sind eingegangen. Das Bad, in dem wir unser Quartier genommen hatten, ist ein recht ansehnliches Wohnhaus von drei Etagen, und die andern dazu gehörigen Gebäude sind für die Bedeutsamkeit des Bades recht hübsch. Die Anlagen um das Bad, und die Spaziergänge in der herrlichen Gegend machen es gewiss zu einem recht reizenden Aufenthalte, dem zum bessern Emporkommen das Nämliche, wie dem Bade zu Schandau entgegensteht, die Nähe der böhmischen Heilquellen.

Wasserfall bei Langhennersdorf.

In der Frühe verliessen wir Giesshübel, nachdem wir uns noch zu dem Pulverthurme, oberhalb der Kirche und zum hohen Stein mit seiner herrlichen Aussicht auf die Elbe hatten führen lassen, und gingen nach dem nahen,

schon seit hundert Jahren der von Leysserschen Familie gehörendem Rittergute Gersdorf, wo wir die treffliche Musterwirthschaft und die ausgezeichnete Schäferei besuchten.

Wir kehrten gegen Mittag nach Berggiesshübel zurück, wo mein Begleiter blieb, da er ausgekundschaftet hatte, dass wir bis Königstein nichts Gutes zu essen bekommen würden, ich aber ging mit dem Führer nach der Zwiesel, wo wir an grünen Wiesen, einigen Häusern und einer Mühle vorbeikamen, bald aber in ein wildes, von einem Bache durchraushtes Felsthal traten, von wo aus der Weg durch einen dichten Wald zur einsam gelegenen Buschmühle führte. Nach Verlauf einer Viertelstunde hörten wir auch schon das Rauschen des Wasserfalles, aber der Führer brachte mich erst noch einige hundert Schritte seitwärts an die Gottleube, um mir den kleinen von diesem Bache gebildeten Wasserfall zu zeigen, der zwar nur drei Ellen hoch ist, wo sich aber das Wasser brausend herabstürzt und gleich darauf den Langhennersdorfer Bach, unweit des Falles, aufnimmt. Wir stiegen nun zu dem eigentlichen Wasserfalle hinauf und standen bald vor ihm. Ich hatte einen glücklichen Zeitpunkt getroffen, da es in hiesiger Gegend stark geregnet hatte; denn ist der Bach seicht, so ist der Fall unbedeutend, ist er aber durch Regen angeschwellt, so ist er wohl der schönste der sächsischen Schweiz.

In einer Spalte des Felsens stürzt sich das Wasser über dreizehn Ellen tief in ein Bassin hinab, von wo es in mehreren kleinen Kaskaden, die wohl zusammen noch dreissig Ellen betragen, in die Tiefe niederrauscht, ehe es sich mit der Gottleube vereint. Die hoch in Mittag stehende Sonne beleuchtete eben magisch die herunterstürzenden Wasser, wodurch zwei herrliche, concentrische, in den schönsten Farben prangende Regenbogen entstanden. Der am Felsen



Gez. v. Lacey.

Gez. v. Lacey.

LILIENTHAIN & KÖNIGSTEIN.

sich rankende Kletterpflanzen, auf deren Blättern die Tropfen im Sonnenlichte glänzten, schätzte auch das Malerische dieses romantischen Landschaften. Mit den Sonnenstrahlen schwand die grüne Färbung dieses Schauspiels, ich verließ es auch bald, um dem Hüter nach Königstein zu kommen, besuchte aber vorher noch das Zwergloch, eine wahrscheinlich durch einen alten Kessel entstandene Höhle, und wanderte noch durch das hier sehr langgestreckte Dorf, einem freundlichen Dorfe mit grünen Wiesen und gutem Gewächshause, das dem Besitze von Hirschfeld, dem Generalleutnant von Dreyer gehört. Hier sah ich eine sonderbare Wasserleitung, bestiegen dann den Berg, wo wir einer, wenn auch nicht weiten, doch schönen, süßen Aussicht uns erfreuten. Nun stiegen wir in das tiefe Bielathal hinab, von wo aus ich das berühmte Rasthaus Hermsdorf betrachtete. Von hier folgte ich dem Laufe der Biela durch ihren romantischen Grund und wanderte am steilen Fusse des Quirls vorüber nach dem freundlichen Städtchen Königstein, wo ich meinen Reisegefährten erwartete, um mit ihm morgen in aller Frühe, oder besser noch in der Nacht, den Lilienstein zu besteigen und dort den Sonnenaufgang zu bewundern.

Königstein und Lilienstein.

Während mein Begleiter noch auf sich warten lässt, sitze ich hier im kleinen Saale, schreibe an meinem Tagebuche und erkundige mich nach der Geschichte und den Merkwürdigkeiten der Stadt und Gegend, denn so wie mein Wirth versicherte, würde ich wohl dort oben ohne besondere Erlaubnis nicht eingelassen werden. Dies schmerzte



East of Leary

East of Leary

sich rankende Epheu und das dunkle Immergrün, auf deren Blättern die Tropfen im Sonnenlichte funkelten, erhöhten noch das Malerische dieses entzückenden Schauspieles. Mit den Sonnenstrahlen schwand die grösste Schönheit dieses Schauspiels, ich verliess es auch bald, um desto früher nach Königstein zu kommen, besuchte aber vorher noch das Zwergloch, eine wahrscheinlich durch einen alten Stollen entstandene Höhle, und wendete mich dann von hier nach Langhennersdorf, einem freundlichen Dorfe mit grossem Herren- und gutem Gewächshause, das dem Besitzer von Gersdorf, dem Generallieutenant von Leysser gehört. Hier sahen wir eine sonderbare Wasserleitung, bestiegen dann den Bernhardstein, wo wir einer, wenn auch nicht weiten, doch schönen, wilden Aussicht uns erfreuten. Nun stiegen wir in das tiefe Bielathal hinab, von wo aus ich das bethürmte Rittergut Hermsdorf betrachtete. Von hier folgte ich dem Laufe der Biela durch ihren romantischen Grund und wanderte am steilen Fusse des Quirls vorüber nach dem freundlichen Städtchen Königstein, wo ich meinen Reisegefährten erwartete, um mit ihm morgen in aller Frühe, oder besser noch in der Nacht, den Lilienstein zu besteigen und dort den Sonnenaufgang zu bewundern.

Königstein und Lilienstein.

Während mein Begleiter immer noch auf sich warten lässt, sitze ich hier im blauen Stern, schreibe an meinem Tagebuche und erkundige mich nach der Geschichte und den Merkwürdigkeiten der Stadt und Festung, denn so wie mein Wirth versicherte, würde ich wohl dort oben ohne besondere Erlaubniss nicht eingelassen werden. Dies schmerzte

mich sehr, denn ich hätte gern die für unüberwindlich gehaltene Festung sehen mögen, und mir Laien in der Kriegskunst hätte man leicht dies Vergnügen gönnen können; doch da es nicht sein kann, will ich niederschreiben, was ich darüber hörte und las.

Das Städtchen Königstein liegt am Einflusse der Biela in die Elbe, und am Fusse des hohen und steilen Berges, von welchem die Festung stolz darauf herabblickt; dasselbe hat mit den beiden dazu gehörigen Dörfern hundert und achtzig Häuser und tausend sieben hundert Einwohner, ist recht artig gebaut, hat eine schöne Kirche, besitzt zwar wenig Boden zum Ackerbau, jedoch bedeutende Steinbrüche, Fischerei und einen Elbzoll. Schifffahrt, Steinbrechen und Leinweben sind die Hauptnahrungszweige seiner Bewohner.

Auf dem Felsen, worauf die Festung gebaut ist, stand schon in den ältesten Zeiten eine Burg, welche König Wenzel von Böhmen dem Stirnrad vom Winterberge verpfändete. Sie kam späterhin in den Besitz der Grafen von Dohna, die sie jedoch in der Fehde des Burggrafen Jeschke gegen Markgraf Wilhelm den Einäugigen verloren; im Jahre 1459 wurde sie durch den Egerschen Vertrag für immer von Böhmen an Meissen abgetreten. Im Hussitenkriege ging die alte Burg in Flammen auf, wurde auch nicht wieder aufgebaut, und der Felsen blieb fast ein ganz Jahrhundert lang unbewohnt. Erst 1516 baute Herzog Georg der Bärtige auf den Trümmern der alten Burg ein Cölestiner-Kloster, das mit Mönchen vom Kloster Oybin in der Lausitz besetzt wurde, aber nach wenigen Jahren wieder einging, da in dem eben nicht reichlich begabten Kloster die Mönche Noth litten, und durch Luthers Lehre bewogen, meist fort und nach Wittenberg wanderten; ein einziger Mönch blieb zurück. Kurz darauf hob Herzog Georg das Kloster auf, und Kurfürst Au-

gust I. begann den Grund zu der neuen Festung zu legen, die sein Sohn, Kurfürst Christian I., ausbaute. Fast alle folgende Beherrscher Sachsens haben zur Verschönerung und Befestigung das Ihrige beigetragen. Die Lage der Festung ist in militärischer Hinsicht wichtig, besonders seit man Vorrichtungen getroffen hat, die Elbe wirksam beschiessen zu können, allein sie ist auch dem Lande von grossem Werthe, da in Kriegszeiten alle Kunstschatze und Kostbarkeiten dahin in sichere Verwahrung gebracht werden können, denn die Festung wird für unüberwindlich gehalten, oder könnte nur mit den grössten Aufopferungen genommen werden. Seit dem dreissigjährigen Kriege bis auf jetzige Zeit ist sie nicht belagert worden, im siebenjährigen Kriege wurde sie für neutral erklärt. Hierher flüchtete im Anfange des letztgenannten Krieges König August von Polen und musste von hier die Gefangennehmung seines schönen Heeres sehen, das zwischen Pirna und Königstein gelagert, ohne Substanzmittel gezwungen war, die Waffen zu strecken.

Nur ein Weg führt zu der Festung, die auf einem von allen Seiten so steilen Felsen liegt, dass sie an keinem Orte zu ersteigen ist. Der Eingang ist durch einige Aussenwerke vertheidigt, von dem eisernen Thore führt eine hölzerne, in steiler Böschung ansteigende Brücke über einen breiten, in den Felsen gehauenen Graben in einen dunkeln, steil ansteigenden gewölbten Gang, und dann tritt man auf das Plateau des Berges. Ueber diesem Eingange befindet sich der jetzt zu einem Zeughause eingerichtete Johannissaal, welcher 1806 abbrannte, jetzt aber wieder hergestellt ist. Die Bildnisse aller Regenten Sachsens, von der Fabelzeit bis auf Kurfürst Christian I., hängen hier, so wie hier und im alten Zeughause die Portraits aller Generale und Obersten, welche Johann Georg III. zum Entsätze von Wien begleite-

ten. Die Bildnisse der Regenten Albertinischer Linie, vom Kurfürst Moritz an, so wie die der Kommandanten der Festung, hängen in der Wohnung des Kommandanten.

Die vom Kurfürst Christian dem Ersten erbaute Christiansburg wurde vom Könige August verschönert und nach ihm die Friedrichsburg genannt. In ihr befand sich der 1744 durch einen Blitztrahl zerstörte berühmte Speisesaal, wo mittelst angebrachter Vorrichtung die Tafel, an welcher der König mit seinen Vertrauten speiste, herab und heraufgelassen werden konnte, und man auf diese Weise keine Bedienung um sich zu haben brauchte. In der von dem Kurfürsten Johann Georg I. erbauten Georgenburg wurden schon in früheren Zeiten Staatsgefangene verwahrt, unter denen der Kanzler Crell, welcher bis zu seiner Enthauptung zehn Jahre hier sass, der Adept Klettenberg, der den König August so lange täuschte, auch der unglückliche Reinhold von Patkul, welchen August der Starke der Rache Karls XII. von Schweden ausliefern musste, erwähnt zu werden verdienen. Auch der Cabinetssekretair Menzel, der Friedrich II. die zwischen Oestreich und Sachsen gewechselten Staatschriften auslieferte, ward hier verwahrt, und erst kürzlich wurden die bei den in Dresden stattgefundenen Unruhen Betheiligten dort festgesetzt, von denen zwei sich selbst das Leben nahmen.

Der Brunnen ist höchst merkwürdig; er hat an 400 Ellen Tiefe, und 40 Jahre wurde daran gegraben, ehe man trinkbares Wasser fand. Vier Soldaten treten ein grosses Rad, um das Wasser heraufzuwinden, und es dauert zehn Minuten, ehe der Eimer oben erscheint. Die in den Felsen gehauenen Kasematten sollen sehr geräumig und trocken sein.

Die Aussicht von hier, da man rings um die Festung gehen kann, soll ausnehmend schön sein und die ganze Land-

schaft sich als herrliches Panorama zeigen. Wenn ich sie nicht geniessen kann, so tröste ich mich mit der Aussage Aller, dass die auf dem Lilienstein noch vorzüglicher sei. Dass ich das Pagenbett nicht sehe, wo einst ein betrunken 36jähriger Page Johann Georg's III. durch eine Schiesscharte kroch, sich am Abhange des steilen Felsens niederlegte und sanft einschlief, worauf ihn der Kurfürst festbinden und mit Trompetenschall wecken liess, kümmert mich nicht, ich hätte doch nur einen Stein und weiter nichts gesehen; am meisten aber hat mich dabei interessirt, dass dieser alte Page auch ein sehr alter Mann geworden ist, denn ich las in Christian Henkels historischer Beschreibung vom Königstein, dass er noch 1736 als ein Mann von 97 Jahren in Torgau gelebt habe.

Das Plateau des Königsteins ist meist bebaut; man findet hier herrliche Bäume, schattige Spaziergänge, niedliche Gärten und Anlagen, was den Bewohnern bei ihrer Abgeschiedenheit sehr angenehm sein muss.

Endlich ist der Maler eingetroffen. Er schien bei der Nachricht, dass wir heute Abend, sobald es finster würde, über die Elbe setzen und bei unserm Führer in Ebenheit die Nacht auf Stroh zubringen würden, eben nicht heiterer gestimmt, doch da ich fest auf meinem Vorsatze beharrte, die Sonne auf dem Liliensteine aufgehen zu sehen, und wir uns einen schönen Tag versprechen konnten, bequeme er sich endlich und traf mancherlei Vorkehrungen zu dieser Nachtparthie, wie er sie nannte.

Um Eilf Uhr sassen wir schon vor einem kleinen Hüttchen in Ebenheit, die Nacht war schön und sternenhell und da uns das Strohlager nicht lockte, so blieben wir im Freien. Um Ein Uhr mahnte uns der Führer zum Aufbruch.

Wir begannen nun die Wanderung, die Sterne leuchte-

ten uns, und bald erreichten wir die Stelle, wo 1813 Napoleon ein verschanztes Lager anlegen liess, welches nun verschwunden ist; das darüber wahrhaft schreckbar hängende Felshorn konnten wir erst beim Herabsteigen sehen. Nun betraten wir einen nicht eben steilen, aber sehr sandigen, ermüdenden Pfad, der sich ostwärts hinaufzog. Jetzt, nach langem Steigen, wären wir der Höhe des Königsteins gleich, meinte der Führer, und nun erst gehe der eigentliche Felsen an. Hier wollte er ein Kienscheit anbrennen, allein ich untersagte es, da die Nacht sehr hell war und jenes Licht uns nur geblendet haben würde. Wir kamen auch glücklich auf einem Wege, in welchen Stufen gehauen waren, durch eine kurze Felsspalte zu der Brücke, welche zu einer grössern Schlucht führte, überschritten noch einige kleine über Felsrisse geschlagene Brücken, und stiegen dann rechts eine hohe Treppe hinauf, von wo der Weg, durch den Busch führend, uns zum Obelisk brachte.

Mir klopfte laut das Herz, als die Sterne zu bleichen und es zu dämmern begann. Kein Nebel, nur ein Duft, der sich bald in Thau auflösen musste, umgab den Horizont, und nach und nach wurde das dunkle Grau heller, bis jetzt ein Lichtglanz hinter den fernen Bergen aufging, der anfangs nur ein matter Schein, endlich strahlend, rosig wurde. Die Brust war mir bei dem ersten Nahen des Tages beengt, aber jemehr er hervorbrach, desto leichter wurde mir, und jetzt, da er mit seinem Rosenscheine die schlummernde Natur weckte und begrüßte, athmete ich tief, athmete ich freier auf, und ein leises Morgengebet erwiederte den Gruss. So muss wohl das Gefühl des Jünglings sein, dachte ich in diesem Augenblicke, wenn er am Tage der Weihe sehnuchtsvoll die Braut erwartet, Hoffnung die Brust ihm beengt, die Ersehnte jetzt strahlend, herrlich, schön und ro-

sig hervortritt und ihn: Willkommen mein Geliebter! begrüsst. Ach, die Morgenröthe, dieser sichere, freundliche Bote der Auferstehung, senkt ihre Strahlen tief in die führende Brust, sie erweckt eine so unaussprechliche Sehnsucht, wie die Abendröthe, die tiefe Wehmuth hervorruft. Das Morgenroth ist schön, ist es doch die Wiege des jungen Tages, wie die Abendröthe sein Grab ist.

Jetzt erglühte der Himmel, die Berge hinter mir flammten in Rosengluth, der Dunst löste sich in Thautropfen auf, und hell und licht lag die Landschaft vor uns, floss die Elbe magisch bestrahlt uns entgegen. Der Tag war erwacht! — und doch hatten wir ihn nicht begrüsst, wie wir gewollt; ich war von stiller Andacht ergriffen, der Maler hielt einen gefüllten Becher in der Hand und war, gleich mir, im Anschauen versunken, und erst jetzt, da die Landschaft sich belebte, das Rosenroth in dem Aether verschwamm, da hob er den Becher empor und rief; „Willkommen Sonne, Königin der Welt! Wahrlich, ewig jugendlich, ewig herrlich entsteigst du deinem Lager. Willkommen!“ Er trank, dann reichte er mir den wiedergefüllten Becher, und wahrlich ich habe ihn so andachtsvoll, mit so tiefer Rührung geleert, wie ich wohl keinen je wieder leeren werde.

Die Aussicht von hier war belohnend, sie führte mich in den Kreis so vieler alten Bekannten zurück, die mir eine liebe Erscheinung waren, und Jedem, dessen Kräfte es erlauben, diesen wohl etwas beschwerlichen Weg zu steigen, rathe ich, sich die Mühe nicht verdriessen zu lassen, wenn er es auch nicht bei Nacht thun will, wie wir.

Auf dem nämlichen Wege gingen wir wieder zurück, besahen hier erst die erkletterten Pfade, genossen auch hier manchen herrlichen Anblick, und bald waren wir wieder in Königstein, wo ich mich von meinem Gefährten, der nach

bestand zu zerbrechen und in die nördlichen Gegenden des Gebirges
wollte, mit wahrer Rührung und Bedauern trennte. Er war
sich auf dem Liliensteine wieder werth geworden, und war
gewiss ein guter Mensch.

Pirna und Sonnenstein.

So sitze ich nun hier in der Stadt meiner Väter, hier,
wohin mich die Sehnsucht so mächtig trieb, dass ich mich in
Rönigstein auf einen Wagen setzte, um nur recht bald hier
zu sein. Ach, der kurze Brief meines alten Vaters, den
ich hier auf der Post fand, die wenigen, mit zitternder Hand
geschriebenen Worte haben mich so unaussprechlich glück-
lich und doch so traurig gemacht. Nun ich will auch hier
nur einige Wochen verweilen, und dann zurück zu ihm. —
Ich soll kommen, schwärmt er. Er hat Augen zuzudrücken,
soll kommen, doch nicht ohne, bis ich noch so Manches ge-
sehen, soll Böhmens, soll Preussens Hauptstadt besuchen
und dann erst kommen! — Weist Du alter Vater, ob der
Tod nicht früher erscheint? Er ist ein unerbittlicher Herr
der Vergänglichkeit — und wer drückte Dir dann die Au-
gen zu? — Doch weg ihr quälenden Gedanken, beschwört
mein überdies schon aufgeregtes Gemüth nicht noch mehr.
Mein dem alten Grafen gegebenes Wort will ich halten.
dann, was Lissabon mich Prag und Berlin, dann fort nach
Norwegen!

Ich habe wenig und doch so Viel gesehen. Ich
stehe hier vor so grossen, schönen gothischen Kirchen, wo
ich auf dem Altar stand, an dem ich getauft wurde. Ich
fühle ein heiliges Gefühl in mir, wenn ich mich da
auf den Boden der Erde, wo ich, ein unschuldiges Kind
mit dem Namen der Taufe empfing, mir vorstelle.



Gen. v. R. Roberts.

P I R N A.

Gen. v. R. Roberts.

Vater, vielleicht auf jenem Platze, noch in jugendlicher Kraft stehend, die alte Frau des Holzhändlers, den Gewürzkrämer, unseren Nachbar, und den hochgeehrten Amtsactuar dachte, die hier als Taufzeugen andächtig gestanden, und in deren Hände die vorsorgliche Kindmutter mich der Reihe nach gelegt hatte. Ich habe seitdem so wenig erfahren, mein Stillleben ist so einfach, so friedlich gewesen, und doch, welch eine Veränderung in mir seit jener Zeit! Das Reiss ist zum Baume emporgeschossen, und die kernige Eiche beginnt zu verdorren.

Es war mir unmöglich, heute die Kirche zu besuchen, ich war zu bewegt, eilte nach dem Friedhofe und fand nicht, was ich suchte, kein Kreuz mit dem Namen meines Geschlechtes, das mir gesagt hätte, hier ruht einer deiner Alvordern. Ach, es ist im Tode, wie im Leben, Einer macht dem Andern Platz, in der grossen Welt, wie in der engen Gruft, in mütterlicher Erde! — Ueberdies fand ich keinen Friedhof mehr, ohne Kreuz und Stein ruh'n jetzt die Todten.

Auch von allen den Menschen, an die mich mein Vater durch Briefe empfohlen hatte, fand ich keinen mehr, Alle waren gestorben, oder von hier weggezogen, und ich befand mich hier wieder so allein, wie überall ausserhalb meines väterlichen Hauses; nicht einmal unter den Todten finde ich Einen, dem ich angehört hätte.

Ehe ich denn morgen meine Wanderung allein beginne, will ich heute noch aufzeichnen, was ich von der Geschichte der Stadt und ihren jetzigen Verhältnissen erfahren habe.

Pirna kam als Heirathsgut der böhmischen Prinzessin Agnes an Heinrich den Erlauchten, dessen Sohn Friedrich sie an den Bischof Wittigo von Meissen für 3000 Mark verkaufte, und darauf an Bertold, dessen Nachfolger sie dem König von Böhmen Wenzel II. verhandelte; dann kam sie als Unterpfand an den Kurfürsten Rudolph, wurde von Carl IV. wieder

eingelöst, und endlich von Johann von Görlitz an den Markgrafen Wilhelm den Einäugigen, für drei tausend Schock Groschen, verpfändet. Im Egerschen Vertrage kam sie für immer an Meissen, wo sie manche Drangsale, besonders im dreissigjährigen Kriege durch den Streifzug Holck's und durch die Eroberung der Schweden unter Banner auszustehen hatte. Nach achttägiger Belagerung nahm dieser Feldherr die Stadt mit Sturm, wobei vier hundert Soldaten und Bürger niedergehauen wurden. Die hierauf erfolgte vergebliche Belagerung des Sonnensteins kostete den Schweden viel und erbitterte sie noch mehr gegen die Stadt, so dass, als General Hatzfeld zum Entsatz des Schlosses heranzog, Banner vor seinem Abmarsche den grausamen Entschluss fasste, die Stadt anzuzünden. Schon waren die Häuser mit Pechkränzen und anderen brennbaren Stoffen angefüllt, schon flüchteten die Einwohner über die Elbe, als dem Obersten Oesterling, einem Deutschen, das Schicksal der Stadt jammerte und er dem dasigen Apotheker Jakobäer den Rath gab, nach Dresden zu jagen, um die Kurprinzessin Magdalena Sibilla, die aus dem Brandenburgischen Hause stammend, dem Schwedischen nahe verwandt war, zu bewegen, Banner durch ihre Fürbitte zur Schonung der Stadt zu vermögen, in welcher Absicht er dem Apotheker eines seiner eigenen Pferde lieh. Die Verwendung der Kurprinzessin hatte auch guten Erfolg, und es wurden nur die Festungswerke und einige öffentliche Gebäude zerstört. Auch im siebenjährigen und im letzten Kriege litt die Stadt bedeutend.

Jetzt ist Pirna ein ganz ansehnlicher, grösstentheils massiv gebauter Ort, zählt nebst den Vorstädten vier hundert drei und funfzig Häuser und vier tausend fünf hundert Einwohner, und liegt in einer sehr angenehmen Gegend.

Heute habe ich meine Wanderung begonnen, die Besichtigung des Sonnensteins aber, mit seinem Irrenhause, mir bis zuletzt aufgespart, denn ich muss gestehen, so sehr mich auch Neugierde und Theilnahme dahin zieht, so wird es mir doch schauerlich zu Muthe, denke ich mich unter lauter Irren herumgehend, die alle mein Mitleid verdienen, und denen ich doch nicht helfen kann.

Mein erster Gang war wieder nach der Kirche, wo ich mich auf dem sie umgebenden Freiplatze, der einst der Kirchhof war, lange aufhielt. Jetzt wandelt man dort über verschüttete Gräber, aus der Asche der Todten sprosst üppiges Gras hervor, und der Bäume Wurzeln saugen ihre Nahrung aus den Ueberresten der Verwesung. Wer weiss, ob ich nicht in diesem Augenblicke auf dem morschen Schädel eines meiner Vorfahren stehe! So zweckmässig es mir auch dünkt, die Kirchhöfe aus den Städten zu verlegen, so ist es für mich doch ein trauriger Gedanke, dass die Ruhe des Grabes gestört, und die Knochen von Tausenden in ein Beinhaus geschüttet, oder in eine Gruft gesenkt werden. Friede den Todten!

In die Kirche, ein schönes Denkmal altdeutscher Baukunst, trat ich mit erhöhter Theilnahme, da mir mein Vater so viel davon erzählt hatte. Die Stelle, wo der Segen des Priesters ihn mit der Mutter verbunden, betrachtete ich mit wahrhaft kindlicher Rührung, und es dauerte einige Zeit, ehe ich mein Auge davon abziehen konnte. Auch ergötzten mich die bunten Fenster, auf denen alte Heiligengeschichten gemalt sind, ich bewunderte die mühevollen, bis in's Kleinste ausgeführte Arbeit der alten Bauart und bedauerte nur, dass durch die erst vorgenommene Ausbesserung des Inneren der Kirche so manches Alterthümliche untergegangen ist; besonders that es mir leid, das Zerrbild des Tetzels nicht mehr zu

finden, der neben dem Ablasskasten auf einem Esel sitzend abgebildet war und den Umstehenden zurief: „Sobald der Gülden im Becken klingt, im Huy die Seel' im Himmel sich schwingt!“

Auch das Rathhaus und andere öffentliche Gebäude besah ich, suchte aber vergebens mein väterliches Haus auf, es war eingerissen worden, und ein neues stand an seiner Stelle, bei dessen Anblick es mir war, als riefe es mir zu; „Du sollst hier nichts mehr finden, das Dich fesseln könnte, die Heimath soll Dich nur als Fremden kennen, ziehe fort!“

Traurig ging ich in das Wirthshaus zurück. So sehr es mich auch nach Pirna gezogen hatte, so sehr trieb es mich wieder fort, und um dies Gefühl nur etwas zu beschwichtigen, nahm ich Bündel und Knotenstock und ging den Nachmittag schon nach Dohna. Morgen will ich über Weesenstein wieder zurückkehren, den Sonnenstein besuchen und, finde ich dann keinen Brief von Töplitz, nach Dresden und von da zu meinem Vater zurückreisen.

Weesenstein.

Immer noch trübe gestimmt nahm ich nun meinen Weg auf gebahnter Strasse nach Dohna, stieg bald die Höhe hinauf, wo ich das königliche Schloss Gross-Sedlitz zu besuchen, von der Strasse abging. Dies Schloss wurde nach einem Brande von seinem damaligen Besitzer, dem Grafen Wackerbarth prachtvoll wieder aufgebaut und später dem Könige August dem Starken verkauft, der es, so wie sein Nachfolger, bedeutend erweiterte und verschönerte. Hier besonders wurden Thierhetzen und Ordensfeste, zwei ganz heterogene Dinge, mit beispielloser Pracht gehalten; die Gärten waren reizend, das Schloss mehr als königlich ausgeschmückt, und

Gen. V. H. Robert



Gen. V. H. Robert

W. H. A. N. S. T. E. R.

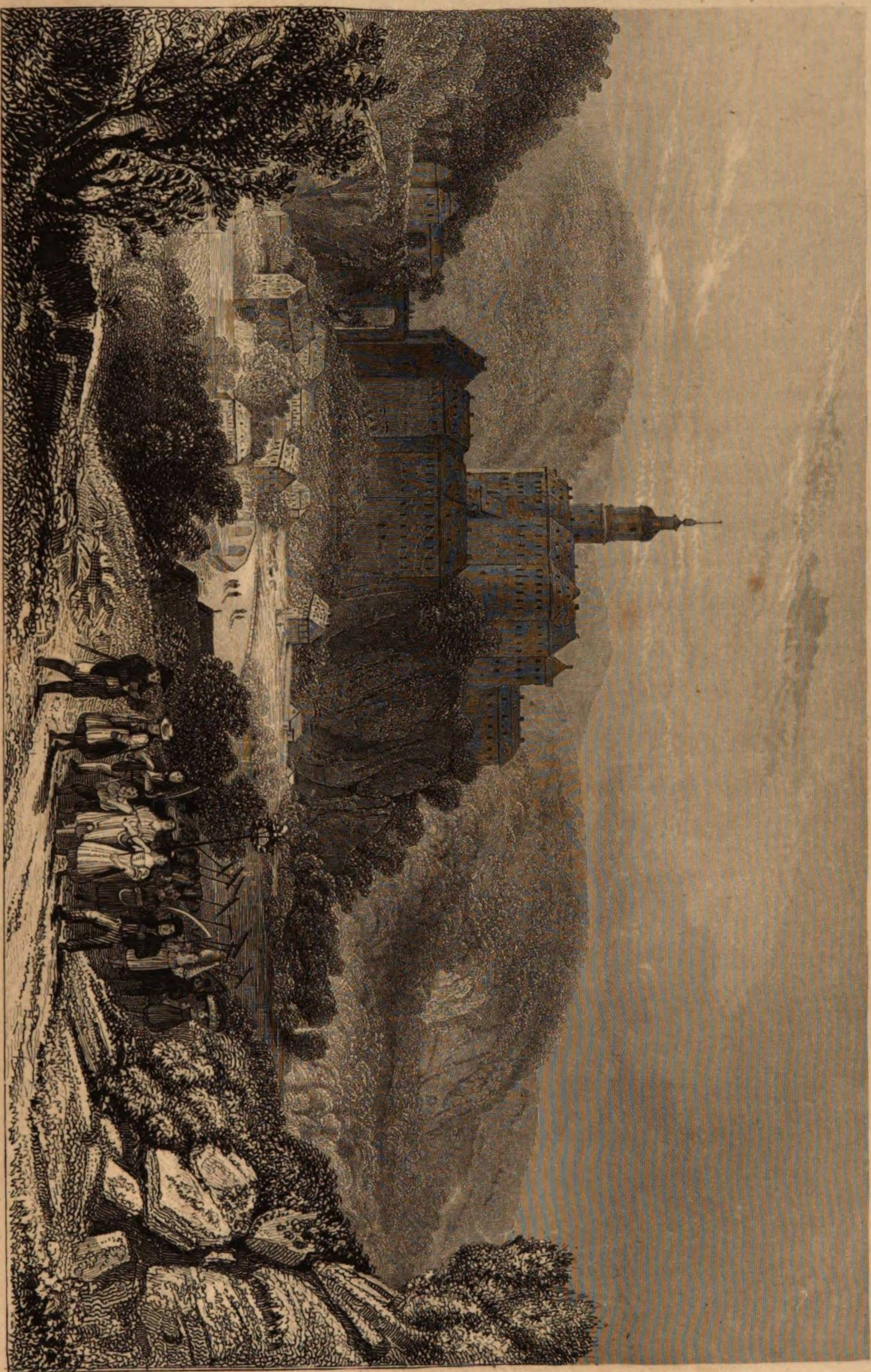
finden, der neben dem Ablasskasten auf einem Fael sitzend abgebildet war und den Umstehenden zurief: „Sobald der Gulden im Becken klingt, im Hcy die Seel' im Himmel sich schwingt!“

Auch das Rathhaus und andere öffentliche Gebäude besah ich, suchte aber vergebens mein väterliches Haus auf, es war eingerissen worden, und ein neues stand an seiner Stelle, bei dessen Anblick es mir war, als riefte es mir zu: „Du sollst hier nichts mehr finden, das Dich fesseln könnte, die Heimath soll Dich nur als Fremden kennen, ziehe fort!“

Traurig ging ich in das Wirthshaus zurück. So sehr es mich auch nach Pirna gezogen hatte, so sehr trieb es mich wieder fort, und um dies Gefühl nur etwas zu beschwichtigen, nahm ich Bündel und Knotenstock und ging den Nachmittag schon nach Dohna. Morgen will ich über Weesenstein wieder zurückkehren, den Sonnenstein besuchen und, finde ich dann keinen Brief von Töplitz, nach Dresden und von da zu meinem Vater zurückreisen.

Weesenstein.

Immer noch trübe gestimmt nahm ich nun meinen Weg auf gebahnter Strasse nach Dohna. Hier bald die Höhe hinauf, wo ich das königliche Schloss Weesenstein zu besuchen, von der Strasse abging. Dies Schloss wurde nach einem Brande von seinem damaligen Besitzer, dem Grafen Wackerbarth prachtvoll wieder aufgebaut und später dem Könige August dem Starken verkauft, der es, so wie sein Nachfolger, bedeutend erweiterte und verschönerte. Hier besonders wurden Festsitzen und Ordensfeste, zwei ganz heterogene Dinge, mit beispielloser Pracht gehalten; die Gärten waren reizend, das Schloss mehr als königlich ausgeschmückt, und



Gez. v. R. Roberts.

W E I S S E N S T E I N .

Gez. v. A. H. Payne.

was nur der Luxus damaliger Zeit bot, konnte man hier finden. Da brach der verhängnissvolle siebenjährige Krieg aus und alle Herrlichkeit lag in Trümmern.

Ich verliess den einst so geräuschvollen, jetzt so einsamen Pallast, der nie wieder im vorigen Glanze hergestellt worden ist, und nach kurzem Wandern trat die alte, auf zwei Seiten von der Müglitz umflossene Burg Dohna mir entgegen, dieser alte Stammsitz des einst so mächtigen Geschlechtes der Burggrafen von Dohna. Im vierzehnten Jahrhunderte herrschte dies hier über einen grossen Theil der hiesigen Gebirgsgegend, vom Winterberge an bis nach Potschappel und Seiffersdorf, jetzt besitzt es nur noch von allem diesen ein Lehngut und den kahlen Berg, auf welchem die alte Stammburg stand.

Die Stadt bot wenig Sehenswerthes, nur der Theil, der 1813 abbrannte, ist leidlich, der übrige aber schlecht gebaut; sie enthält hundert und fünf und dreissig Häuser und tausend zwei hundert Seelen, die sich von Strohflechten, Spinnerei und einiger Posamentirarbeit ernähren. In dem letzten Kriege litt Dohna bei Gelegenheit eines hier stattgefundenen Gefechtes sehr, und mehrere Häuser wurden eingeschossen.

Wichtiger ist Dohna's Geschichte im Mittelalter, wo die Grafen, kleinen Fürsten gleich, mit ihren Vasallen zuweilen in hiesiger Gegend sehr übel hauseten. Unter der Lehnsherrschaft von Böhmen und Meissen wurden sie bald von diesem in ihren Fehden geschützt, bald von jenem verfolgt, je nachdem sie sich vor ihren Lehnsherren beugten oder ihnen trotzten. Doch scheinen diese mächtigen Dynasten besonders durch das im Mittelalter so berühmte dohnische Mal und Ritterding, welchem, unter der Burggrafen Vorsitze, ihre achtzehn adelichen Vasallen als Schöppen beiwohnten, und wo von diesem Schöppenstuhle über Alles, worüber man sich

beklagte, Recht gesprochen wurde, wohl den Markgrafen von Meissen mehr als den Königen von Böhmen lästig geworden zu sein. Ein sonderbarer Zufall gab 1407 dem Markgrafen Wilhelm ein anscheinendes Recht, sich dieser stolzen Vasallen zu entledigen. Auf dem Adelstanze, den der Markgraf gewöhnlich am Martinstage auf dem Rathhause zu Dresden seinen Vasallen gab, war auch das Haupt der Familie, der Burggraf Jeschke, und Rudolph von Körbitz, dessen Geschlecht schon lange in Fehde mit den Dohna's lebte. Der Burggraf wahrscheinlich vom Weine erhitzt, bewarb sich vielleicht zu auffallend um die Gunst von Rudolphs schöner Hausfrau, der ihm, darüber aufgebracht, beim Tanze ein Bein stellte, welchen Schalksstreich der Burggraf durch eine Ohrfeige bestrafte. Nach diesem Vorfall brach die alte Fehde nur noch heftiger aus, und weder der Burggraf, noch der von Körbitz hörten auf die abmahnenden Worte des Königs von Böhmen und des Markgrafen. Da sandten Jeschke und seine Mitbelehnten diesem den Fehdebrief, der nun mit Freuden die Gelegenheit ergriff, den übermüthigen Burggrafen mit Heeresmacht überziehen zu können. Zwei Dohna's waren schon in der blutigen Fehde gefallen, Jeschke's alter Vater starb auf der Burg Meusegast als Gefangener Rudolphs, und Jeschke selbst musste endlich, in seiner Burg zu Dohna eingeschlossen, auch diese verlassen, da er keine Rettung mehr sah, und in der Nacht nach Weesenstein fliehen, wohin ihm der Markgraf mit dem Heere folgte, nachdem er zuvor Dohna von Grund aus zerstört hatte. Auch Weesenstein und den Königstein, wohin er sich zuletzt zurückzog, musste er verlassen, und beide Burgen fielen in die Hände des Markgrafen, der nun sämtliche Besitzungen derer von Dohna als verwirktes Lehen einzog. Der Burggraf aber, der nach Ofen zum Kaiser ging, wurde dort, wegen Störung des Landfriedens, enthauptet.

Auf steilem, jedoch meist anmuthigem Pfade ging ich am andern Morgen von Dohna, wo es mir eben nicht behagt hatte, nach dem Schlosse Weesenstein, das, auf einem vorspringenden Felsen sich erhebend, höchst malerisch erscheint. Es theilte in seiner früheren Zeit gleiches Schicksal mit Dohna, bis es vom Markgrafen Wilhelm dem Einäugigen einem von Büнау zu Lehn gegeben wurde, wo es beinahe vier hundert Jahre bei dieser Familie verblieb, und dann an den Baron von Uckermann kam, dessen Sohn es vor sechs Jahren dem Könige Anton von Sachsen käuflich überliess.

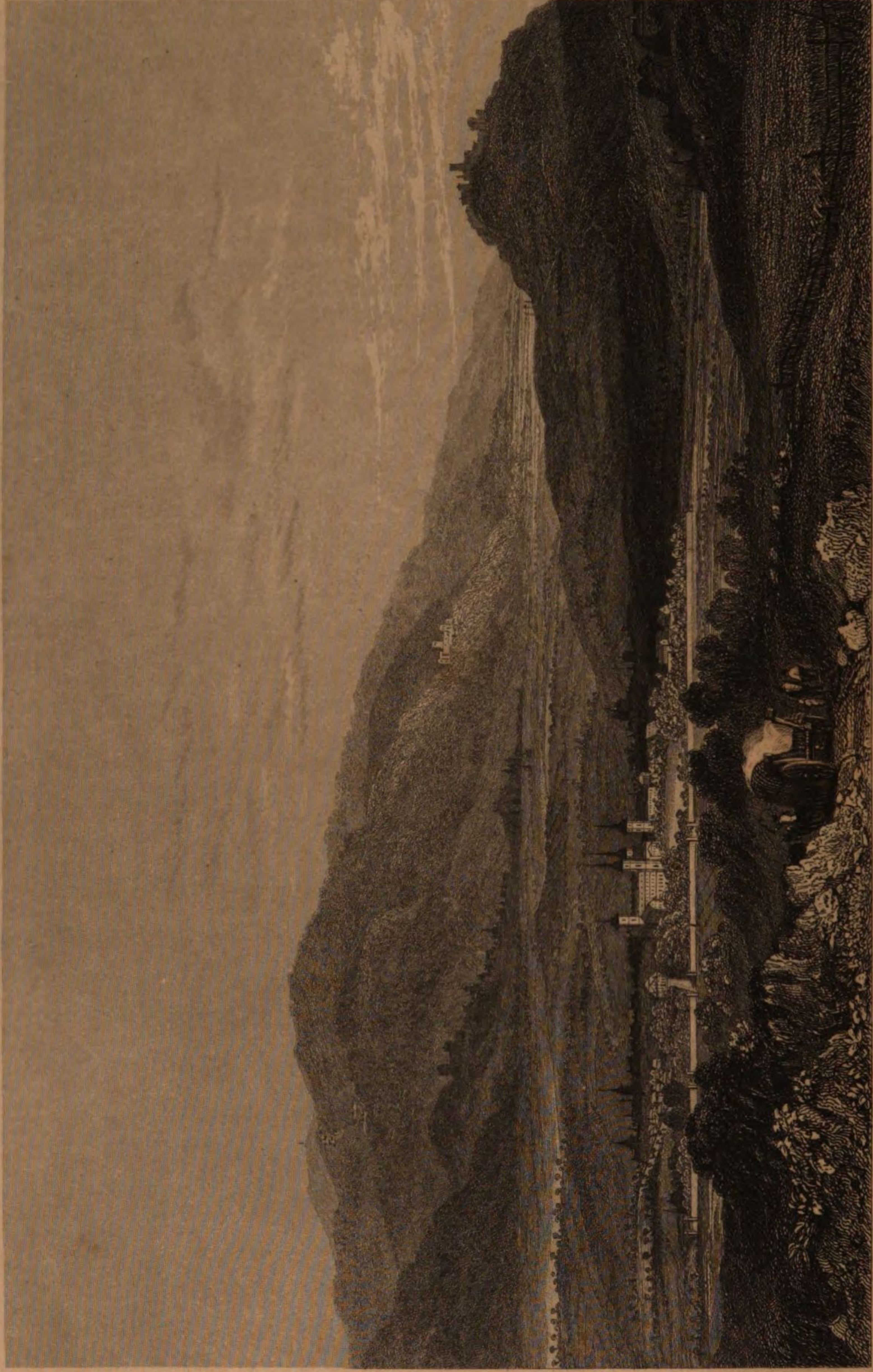
Das Schloss liegt am rechten Ufer der Müglitz in einer der anmuthigsten Gegenden Sachsens und gehört sowohl wegen seiner reizenden Lage als wegen seiner Bauart, zu einem der interessantesten und merkwürdigsten des Landes. Es ist auf einem hellfarbigen Felsen, der meist der Gneis des Gebirges ist, und aus dem hohen Gebirge, wie eine Landzunge, weit hervor tritt, fast ganz in den Felsen hineingebaut, denn dieser reicht im höchsten Gebäude des Schlosses fast bis unter das Dach, in den meisten Zimmern und Sälen kann man ihn bald als Wand, bald als Deckwölbung finden, und dies ist eben so der Fall in den Ställen und übrigen Wirthschaftsgebäuden, das Thor, die Kanzel und der Altar der Kirche sind aus ihm gehauen. Der Felsen hing in früherer Zeit mit dem ihm gegenüberliegenden, da wo jetzt das Vorschloss steht, zusammen, wurde künstlich davon getrennt, und der Mühlgraben, über welchen die hohe, nur auf einem einzigen Bogen ruhende Brücke führt, in die geöffnete Schlucht geleitet. Das Vorschloss besteht aus Wirthschaftsgebäuden und Wohnungen für die Dienerschaft.

Ueber die Brücke des Mühlgrabens gelangt man in das Hauptthor des Schlosses, dessen Inneres schwer zu beschreiben ist, da man überall auf Sonderbares und Unregelmässi-

ges stösst. So steigt man aus dem ersten Hofe, um in die schönsten herrschaftlichen Zimmer zu gelangen, mehrere Treppen, und bis zu dem Bade, welches am Fusse des Berges gebaut ist, neunzig Stufen hinunter, wogegen man, wenn man nicht erst über den andern Hof gehen will, drei Etagen hinauf steigen muss, um zu den Kellern zu kommen. Man kann füglich annehmen, dass das Schloss mehr in den Felsen, als auf demselben gebaut ist, und da kein Flügel im gleichen Niveau steht, so würde das Schloss, wenn man einen Flügel auf den andern schieben konnte, acht Etagen hoch sein; es ist die sonderbarste und merkwürdigste Bauart, die ich bis jetzt gesehen.

Der das Schloss umgebende Garten ist zum Theil parkartig, zum Theil im altfranzösischen Geschmacke angelegt und hat ein gut unterhaltenes Treibhaus, schöne Springbrunnen und Wasserbehälter, so dass das Ganze des Schlosses und seine nächsten Umgebungen grossartig und reizend zugleich genannt werden können. Die das Schloss umgebenden, meist mit niederem Gebüsch bewachsenen Berge machen die Ansicht von Weesenstein noch maleriseher; zu ihnen führen bequeme Wege, an deren Seiten oft kleine englische Anlagen angebracht sind; auch findet man hier mehrere Ruhepunkte, von welchen sich schöne Aussichten darbieten. So erfreute mich besonders das Jagdhaus, wie es mein Führer nannte, wo man eine weite Uebersicht der sächsischen Schweiz und des Elbthals nach Dresden zu hatte.

Ich verdenke es dem Könige von Sachsen nicht, dass er sich Weesenstein zu seinem Lieblingsaufenthalte wählte, die Lage ist reizend, der Bau des Schlosses wirklich originell, und die Umgebungen sehr schön; ich wüsste keinen Punkt, der mir auf meiner Wanderung aufgestossen wäre, wo ich so gern mein Hüttchen aufgeschlagen hätte, als hier.



Gest. v. Benjamin

Gez. v. Archer.

T O E P L I T Z .

Ich bin deshalb, so lange ich konnte, hier geblieben und habe erst spät meinen Rückweg nach Pirna angetreten.

Aber in Pirna angekommen, fand ich zwei Briefe, einen von dem alten Grafen, den andern vom Fürsten Demetrius. Letzterer schrieb mir, der Graf bestehe darauf, dass ich bei seiner Vermählung zugegen sein sollte, er bäte mich daher inständigst, des Grafen Wünsche und die seinigen zu beachten, mich sogleich aufzumachen und nach Töplitz zu kommen, wo ich von Allen mit Sehnsucht erwartet würde. Der Graf schrieb:

„Junger Freund! — Ich erinnere Sie an das in Schandau gegebene Versprechen, auf meine Bitten nach Töplitz zu kommen, und nehme es jetzt in Anspruch. Ich möchte nicht gern an dem Tage, an welchem sich Hedwig von mir losreisst, ganz isolirt stehen, möchte wohl noch eine Hand haben, die ich mit Herzlichkeit drücken könnte, welche diesen Druck verstände und ihn erwiderte. Kommen Sie daher sobald als möglich, ich erwarte Sie mit Sehnsucht; scheuen Sie keine Kosten, jede Minute, die Sie früher kommen, hat Werth für mich.“

Was kann ich thun? Ich habe mein Tagebuch geschlossen und will nun, obgleich es schon spät ist und ich den Sonnenstein noch nicht besucht habe, auf die Post schicken, Pferde bestellen lassen und noch in der Nacht nach Töplitz fahren.

Toeplitz.

Bei guter Zeit bin ich heute hier angelangt und habe in der Wohnung des Grafen mein Zimmer für mich bereit gefunden. Hätte ich den letzten Tag in Schandau nicht schon unter gleichen Verhältnissen mit diesen Menschen verlebt, ich hätte sie in der Lage, worin ich sie jetzt gegenseitig

sah, nicht wieder erkannt. Der Fürst und Hedwig selig, er, obgleich ihrem Besitze so nahe, schien mir leidenschaftlicher geworden zu sein, Hedwig ruhiger, fast könnte ich sagen abgemessen.

Heute Nachmittag habe ich mich in der Stadt umgesehen, und so weit es erlaubt war, die meisten Bäder selbst von innen besehen. In dem eine Viertelstunde von der Stadt entfernten Schönau habe ich länger verweilt, weil mich dort das reizende von Berg und Hügel begrenzte Thal mit den darin malerisch liegenden Häusern und Gärten mehr anzog, als die wirklich schön gebaute Stadt. Wie Mancher, dem diese Heilquellen die verlorene Gesundheit wieder gaben, wird sich ihrer dankbar, der freundlichen Stadt und ihrer Umgebungen aber mit Liebe erinnern.

Zuerst soll man durch Schweine, welche die Erde aufgewühlt und sich in dem hervorgequollenen Wasser gewälzt und verbrüht haben, auf die Spur dieser Heilquellen gekommen sein. Erst im Jahre 1173 erwähnt die Geschichte Böhmens den Namen Töplitz, als nämlich die Königin Judith am Schlossberge ein Nonnenkloster erbaute und ihm die Gegend von Töplitz zum Eigenthume anwies. Von hier durch Kaiser Rudolfs Soldaten vertrieben, flohen die Nonnen in die Stadt, wo späterhin ihr Kloster durch die Hussiten zerstört wurde. Seit dieser Zeit schweigt die Geschichte von Töplitz, nur so viel weiss man, dass es die Herren von Wrzowecz bis gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts besaßen; eine Tochter des Letzten jenes Namens brachte es durch ihre Heirath mit einem von Kinsky an diese Familie. Dessen Nachkomme baute die alte zerstörte Burg Daubrowska-Hora auf dem Schlossberge wieder auf, und der Sohn dieses, der bekannte Wilhelm Kinsky, Schwager Wallensteins, der zu Eger mit ihm ermordet wurde, hatte den Schlossberg noch

mehr befestigen lassen. Seine Güter wurden eingezogen und dem Grafen Aldringen vom Kaiser geschenkt. Im Jahre 1636 nahmen die Schweden das Schloss und zerstörten es. Bald darauf starb das Geschlecht der Aldringen aus und die Herrschaft fiel an den Schwestersohn Max Johann von Clary. Seit dieser Zeit ist die Familie der Fürsten von Clary und Aldringen im Besitz geblieben. — In dem letzten Kriege war Töplitz lange Zeit das Hauptquartier der verbündeten Monarchen, und in seiner Umgegend ist mancher Kampf gekämpft, manches Menschenleben der edlen Sache geopfert worden.

Morgen will ich das Schloss und den Schlossgarten besuchen, den Nachmittag nach Daubrowska-Hora; dann habe ich noch einen Tag, der mir hier zum Umherstreifen bleibt, und ist der beendet, geht der Wanderer in seine Heimath zurück, legt Ränzel und Knotenstock ab, setzt sich an's trauliche Kamin und erzählt, in der Erinnerung noch einmal den Stab ergreifend, was er hörte und sah seinem alten Vater, der, je näher der Wanderer in seiner Erzählung der Heimath kommt, immer aufmerksamer und aufgeregter wird, bis er endlich erfährt, dass dort in der kurzen Zeit seiner Abwesenheit sich Alles verändert hat, dies ihm eine Thräne entlockt und der Erzähler schweigt.

Ich habe ihn nun gesehen den Mann, den ich so oft im Stillen gesegnet, der im fernen Norden so oft vor meiner Seele stand, wie er gross und edel, ungebeugt und siegreich aus dem Unglücke erstand. Er ist mir das Schönste, Herrlichste, was ich noch auf meiner Wanderung sah.

Ich ging im Schlossgarten spazieren, durchstrich die schönen Anlagen, freute mich, dass auch hier der Reichthum mit so viel Geschmack verwendet sei, und stand eben an einem der Teiche, wo ich mich an den Schwänen und den

bunten Fischchen ergötzte, als ich einen einfach gekleideten Mann mit seinem Begleiter auf mich zukommen sah. Die Würde, der ernste Anstand, mit dem er sich nahte, zwang mich, meinen Hut zu ziehen, ihn ehrfurchtsvoll zu grüssen, und es freute mich, als ich bemerkte, dass es alle Umstehende gleich mir thaten. „Wer ist der Mann?“ fragte ich den Nächststehenden. „Kennen Sie den König von Preussen nicht?“ erwiderte er verwundert, und mich ergriff ein heiliges Gefühl, ich faltete unwillkürlich meine Hände. „Gib jedem Lande einen solchen Vater, allmächtiger Gott, und schenke ihm ein langes, stets ungetrübtes Leben!“ so betete ich im Stillen, und würde noch lange in tiefer Andacht gestanden haben, wenn mich nicht das Angaffen der Umstehenden erinnert hätte, dass ich hier nicht allein sei. Ich kümmerte mich zwar wenig um die mir Unbekannten, war jedoch verstimmt, in meiner Rührung gestört worden zu sein, und ging, das Bild des edlen Fürsten immer vor Augen, in meine Wohnung zurück; es hat mich dahin, es hat mich auf meiner Wanderung nach Daubrowska-Hora begleitet, und steht noch, indem ich dieses niederschreibe, edel und gross vor mir.

Ich habe heute Nachmittag den Schlossberg erstiegen und mich auf die Trümmer der Burg gesetzt, deren letzter sie in ihrem Glanze bewohnender Besitzer Wilhelm von Kinsky war, der durch sein tragisches Ende, fast aber mehr noch durch Schillers herrliche Dichtung, dem Gedächtnisse der Nachwelt aufbewahrt wurde. Was ist es wohl eigentlich, das die düstere, drückende Empfindung in mir erweckt, trete ich in die Ruinen einer alten Burg? — Was führt die Wehmuth in meine Brust und erregt den unwillkürlich mich übermannenden Schauer, der mich überfällt, durchkrieche ich die Trümmer vergangener Grösse? Ist es der entmuthigende Gedanke, dass alles Grosse, für die Ewigkeit Gebaute so bald in

Nichts zerfällt? Ist es die Wirkung reger Einbildungskraft, die mir die hohen Bogen dieser Hallen, die hochgewölbten Säle, diese weiten Gemächer in ihrer alten einfachen Würde zurückzaubert und ein kräftiges Geschlecht dort vor meiner Seele vorüberziehen lässt? Ist es die Nebelferne, durch deren Grau mir alle Gegenstände grösser, erhabener dünken, ist es das Kleinliche unsrer Zeit, neben diesen grossartigen Resten der Vorzeit, die diese in meinen Augen so hoch, jene so tief stellt? Ich weiss es nicht! Ueberhaupt vermag ich mir nur so selten von meinen Gefühlen Rechenschaft zu geben. Hier, in den noch bedeutenden Ruinen von Daubrowska-Hora, tritt die Geschichte vor meinen Geist und rollt mir das Bild jener Zeit des dreissigjährigen Krieges, der einzigen romantischen Epoche Deutschlands auf, und Wallenstein und Kaiser Ferdinand, Gustav Adolph und Bernhard von Weimar, der unerschütterliche Maximilian von Bayern und der schwankende Johann Georg stehen vor mir, und Banner, Gallas, Torstenson, Piccolomini, Turenne und Pappenheim schliessen einen Kreis um mich, und über ihnen schwebt das greise Männlein, der Tilly, Magdeburgs Brandfackel in der Hand, und blickt mit seinen blitzenden Augen auf sie herab, die vollendeten, was er blutig begann. Ich sehe die Heldenbrust Wallensteins von der Hellebarde durchbohrt, sehe ihn sinken und mit ihm die Victoria seiner Parthei. — Alles schwebt im Nebelgrau vor mir, verschwindet, und nichts bleibt zurück, als die Trümmer, auf denen ich stehe.

Der Graf hatte mir, als ich kaum aufgestanden war, den Vorschlag machen lassen, mit ihm nach Dux und Bilin zu fahren: so kam er meinen Wünschen entgegen und bald rollte der Wagen dahin. Während der Fahrt stand bald der riesige Fürst von Dux, bald der eben so riesige Herzog von Friedland vor mir, und ich verliess mit Herzklopfen den

Wagen, als wir in Dux ausstiegen, und ich das Schloss vor mir liegen sah, wo einst Wallenstein gehaust hatte, und das von seinen vielen Besitzungen der Familie noch geblieben ist. Wir gingen sogleich hinauf, und kaum trat ich in den Schlosshof, als ich auch schon an einem Denkmale jener Zeit, an dem metallenen Bassin stand, das Wallenstein zum Schmuck seines Gartens in Prag, aus eroberten schwedischen Geschützen hatte giessen lassen. Ich glaube aber, hierbei waltet ein Irrthum ob, aus eroberten feindlichen Geschützen mag das Bassin gegossen sein, aber aus schwedischen wohl schwerlich, denn ich wüsste nicht, wo Wallenstein den Schweden so viel Kanonen abgenommen hätte, als zu dem Bassin erforderlich sind.

Am meisten sprach mich im Schlosse der grosse Familiensaal an, wo ich die Bildnisse der Familienglieder, auch das des Friedländers selbst, fand; ich habe dieses ernste, finstere Gesicht lange betrachtet, es aber nicht so gefunden, wie ich gedacht hatte. Durch Schiller so sehr idealisirt, tritt uns in Wallenstein immer ein zwar ältlicher, aber kraftvoller Mann mit geistvollem Antlitze entgegen, ein Heros an That- und Körperkraft, und wir vergessen darüber ganz, dass er gerade in der letzten Epoche seines Glanzes, wo ihn Schiller darstellt, schwächlich und von der Gicht geplagt, selbst während der Schlacht von Lützen sich auf einem Sessel tragen lassen musste. Aber doch stand ich mit Ehrfurcht vor dem Bilde des Mannes, der allein ein Heer schuf, und vor dem ganz Europa, nur nicht der Schwedenheld, erzitterte. Auch war mir hier das Deckengemälde merkwürdig, welches eine interessante Anekdote aus der früheren Geschichte der Waldsteine darstellt. König Ottokar II. hatte im Jahre 1254 die Ritter und Herren der böhmischen Lande zu einer Berathung, jedoch mit dem Befehle zu sich entbieten lassen,

ohne allen Prunk und nur von einem einzigen Knappen begleitet, vor ihm zu erscheinen. Alle seine Vasallen waren, dem Gebote gehorchend, so vor ihm erschienen, nur der alte Waffenheld, Heinrich von Waldstein fehlte. Endlich erschien er, gefolgt von vier und zwanzig Rittern in blanken Harnischen, deren jeder von einem Knappen begleitet wurde. Der König blickte finster auf den Heldengreis, und fuhr ihn zornig an, ihn fragend, weshalb er gegen sein Gebot mit diesem Gefolge vor ihn träte; aber Waldstein ordnete ruhig seine kleine Schaar, liess sie die Visiere aufschlagen und stellte sie seinem Herrn als tapfere Ritter und Edle, als — seine Söhne vor, über deren Blut und Leben der König zu befehlen habe.

In den anstossenden Zimmern ist die Gemädegalerie, die Kunstkammer und die Bibliothek aufgestellt, die ich mit Interesse besah, doch hielt der Waffensaal mich wieder am meisten fest, denn hier sah ich mehrere Waffenstücke des Friedländers, die mein Auge gierig verschlang, meine Hand nur zitternd erfasste. Was herrscht doch für eine magische Kraft in diesen Resten der Vorzeit, weshalb blickt man mit ganz anderen Gefühlen auf das einfache Schwert, welches ein berühmter Mann der Vorzeit trug, als auf das, welches noch so künstlich aus der Werkstatt des Waffenschmiedes hervortrat, an das sich aber kein historisches Interesse knüpft? —

Ueber Bilin, diesen durch seine Heilquellen gleichfalls berühmten Orte, erhebt sich auf einem vorspringenden Felsen des Hraditsch das dem Fürsten Lobkowitz gehörige Schloss. Von beiden Seiten dieses Berges ziehen sich zwei romantische, mit blumigen Wiesen und Obstgärten geschmückte Thäler bis zu den, von zwei Waldbächen durchrieselten Dörfern Kutschlin und Radowesitz. Diese Thäler, welche ich durchstreifte, während der Graf in der Stadt zurückblieb,

sind wahrlich malerisch schön, die Aussicht auf manchen Stellen ist reizend.

Nicht lange in der Umgegend und der Stadt verweilend, eilte ich nach dem Schlosse, aber nachdem ich in dem Schlosse Wallensteins verweilt hatte, machte das, was ich hier sah, wenig Eindruck auf mich, und ich kehrte in die Stadt und von dort mit dem Grafen nach Töplitz zurück.

Ich möchte die Feder weglegen, um mich zu sammeln, denn heute sollten meine Gefühle zum erstenmale schmerz-lich und doch angenehm berührt werden; dieser Tag wird mir gewiss ewig unvergesslich bleiben.

Als wir in dem Zimmer des Grafen angelangt waren und uns gegenüber sassen, fragte der Graf nach meinem Vornamen? — Ich sagte: „Friedrich“. —

„Hören Sie mir jetzt aufmerksam zu“, begann er, „beachten Sie jedes Wort, das ich Ihnen sage, und ehe Sie mir antworten, ehe Ihr Gefühl Sie vielleicht zu einem raschen Worte hinreisst, überlegen Sie erst, überlegen Sie bedächtig, was Sie sagen“. Ich war, obgleich ich den Sinn seiner Worte ahnte, über diese Anrede erstaunt, so dass ich bloss durch ein bejahendes Kopfnicken antwortete.

„Ich bin“, fuhr er fort, „trotz manchem erlittenen Ungemache, noch immer ein wohlhabender, vielleicht in Ihren Augen ein reicher Mann, sieben tausend Dukaten erhalte ich jährlich Pacht von meinen Gütern, und diese Revenue sichert wohl Jedem ein anständiges Auskommen. Ich stehe kinderlos und ohne nahe Verwandte in der Welt, Hedwig hat sich von mir losgerissen, der Fürst hat sich jedes Vermächtniss für seine Gattin, jedes Heirathsgut mit einem Stolze verbe-ten, der dem Polen verwundend sein musste; ich bin also Herr meines Vermögens, ohne dass mich Pflicht oder Rück-

sicht abhalten könnte, frei darüber zu disponiren“. — Er hielt inne, sein Auge ruhte forschend auf mir; ich schwieg.

„Die Aehnlichkeit mit meinem ältesten, wenn auch nicht geliebtesten Sohne“, fuhr er nach einer Pause fort, „hat mir Sie in einer Zeit schon werth gemacht, wo mein ganzes Herz noch an der Tochter Mariens hing. Sie sind mir mit jedem Tage theurer geworden, und nach dem Verluste, welchen mein Herz seitdem erlitten hat, sind sie der Einzige, der ihn mir zu ersetzen vermag. „Friedrich!“ rief er plötzlich, „Willst Du mir Sohn, soll ich Dir Vater sein?“

Ueberrascht, obgleich ich es ahnete, ergriff ich seine Hand, presste sie mit Heftigkeit an meine Lippen, und eine Thräne mochte darauf gefallen sein, denn er entzog sie mir schnell. „Du weinst“, sprach er, und der Ton seiner Stimme drückte den Zweifel aus, der ihn ergriffen hatte — „Sind es auch Freudenthränen?“

„Es sind Thränen der tiefsten Rührung“, erwiderte ich.

„Willst Du mich als Vater ehren und lieben, willst mir folgen nach Ost und West, mein Schicksal mit mir theilen, und dafür mit Gottes Hülfe und des Kaisers Grossmuth meinen Namen führen und mein Erbe sein?“

„Nein“, rief ich, „nein, das kann ich nicht!“ und der Thränenstrom brach hervor, „Meinen alten Vater verlasse ich nicht, zu ihm zieht mich mein Herz, zieht mich meine Pflicht, zu ihm muss ich!“

„Du musst?“ fiel er mir mit flammendem Blicke in die Rede.

„Ich muss nicht allein, ich will auch!“ erwiderte ich frei.

Der Graf blieb sinnend, das greise Haupt gesenkt, schweigend neben mir sitzen, dann hob er es langsam, sah mir ernst und fest ins Auge, aber mit jeder Sekunde ward sein

Auge heiterer, sein Blick freundlicher, dann erfasste er meine Hand, zog mich an sich, so dass mein Kopf auf seiner Schulter ruhte, presste mich an sein klopfendes Herz und küsste meine Stirn. „Du kannst nicht anders handeln, Friedrich“, sprach er, „Du handelst recht; und wenn auch mein Herz darüber vor Gram bräche, ich müsste doch sagen, Du handelst recht! — Ja, Du wärest nicht werth, mein Sohn zu sein, wenn Du um schnödes Geld und Gut Deinen Vater hättest verlassen können. — Ziehe hin in Frieden, der Segen Gottes begleite Dich!“

Ich warf mich an seine Brust, umschlang ihn so fest, als ob ich ihn nimmer lassen wollte, versuchte zu reden, aber ich war zu beklommen und fand keine Worte, meine Gefühle auszusprechen. Da wand er sich aus meinen Armen. „Ziehe in Frieden zu Deinem Vater“, wiederholte er, „ich bleibe allein.“ — Morgen, wenn Hedwig sein Weib ist, dann gehe zurück nach Norden, ich ziehe mit meinem alten Diener nach Süden, und suche dort ein Plätzchen, wo ich in der Einsamkeit mein Schicksal betrauern kann. —

„Warum zieht es Sie nach Süden?“ fragte ich wohl etwas ängstlich und verlegen, „Warum können Sie nicht nach Norden Ihren Weg nehmen? Sie sind frei wie der Aar in der Luft, mich aber halten unzerreissbare Bande dort fest. — Auch bei den Stürmen des Nordlandes kann das Herz ruhig schlagen.“

Er nickte mir bei diesen Worten freundlich zu und nach kurzem Ueberlegen war sein Entschluss gefasst, mir in die Heimath zu folgen.

Bis die Antwort von meinem Vater eingetroffen sein und er unsre Anordnung genehmigt haben würde, wollten wir noch einige kleine Wanderungen durch das sächsische Erz-

gebirge machen, wobei ich die schönen Gegenden, die Industrieanstalten des Landes besuchen werde.

Am andern Morgen fuhren wir in die Kirche zur Trauung. Der alte Graf war sehr bewegt und sprach kein Wort. Aber noch ehe wir den Wagen verliessen, schien er wieder seine Fassung gewonnen zu haben, denn er war während der kurzen feierlichen Handlung ruhig, aber ernst; doch ich, der noch nie einer Trauung von Menschen, die mich interessirten, beigewohnt hatte, ich war erschüttert. Noch höre ich das Ja, das ewig bindende, welches Hedwig mit einer Ruhe und Festigkeit sprach, als handle es sich um ein flüchtiges Versprechen, und mir wurde es ängstlich, dachte ich, dass mit diesem einen Worte der Tod nur ihr Schicksal von dem Schicksale des Mannes trennen könne. Und wenn sich nun dereinst die Herzen getäuscht fühlten, wenn das rosige Licht der Liebe sie nur geblendet hätte, sie enttäuscht würden und der Nimbus verschwände? — Ach mir Unwissenden kommt oft die Liebe wie ein flüchtiger Champagnerrausch vor, während dessen wir alle Menschen für unsere Freunde und das holde Mädchen, das neben uns sitzt, für einen Engel halten! Eine kurze Schlummerstunde, und beim Erwachen ist der Engel verschwunden, die Freunde sind nicht mehr unserer Freundschaft werth. „Gott bewahre Euch vor solchem Erwachen!“ Dieser Gedanke war das stumme Gebet, das ich für sie zum Himmel sandte.

Bei unserer Rückkehr fanden wir den Reisewagen des Grafen schon angespannt. So wie er in sein Zimmer trat, schickte er nach der Tante, mit der Bitte, dass sie zu ihm kommen möchte. Ich wollte mich entfernen, er aber bat mich zu bleiben. „Sehen Sie sich von jetzt an als ein Glied der Familie an,“ sagte er freundlich „für Sie habe ich kein Geheimniss mehr.“

Als die Tante eintrat, ging er auf sie zu, ergriff ihre Hand und führte sie nach dem Kanapee, blieb eine Weile vor ihr stehen und suchte sich zu fassen, dann sagte er mit unverhaltener Rührung: „Sie haben sich bestimmt, Ihrer Nichte zu folgen, wohlan, so leben Sie wohl! — Die Schwester Mariens wird unter allen Verhältnissen einen Bruder an mir finden. Ihre Pension können Sie nach wie vor, selbst nach meinem Tode, in Wilna beziehen, ich habe das Nöthige deshalb verfügt.“

„Sollte ich die noch brauchen?“ fiel ihm die Tante halb gerührt, halb empfindlich in die Rede.

„Vielleicht, vielleicht auch nicht! Doch behalten Sie sie auf den schlimmsten Fall, der eintreten könnte; sie macht Sie nicht abhängig von mir und lässt Sie zugleich auch unabhängig von Jenen sein. Nun leben Sie wohl, es gehe Ihnen gut!“ Er beugte sich, ihre Hand zu küssen, sie aber, von Gefühl ergriffen umarmte ihn weinend und sagte: „Sie haben so redlich an mir gehandelt, auch in der Stunde der Trennung handeln Sie so edel an mir — Gott möge es Ihnen lohnen! Dann entwand sie sich noch weinend seinen Armen und entfernte sich. „Leb' wohl Schwester meiner Marie!“ rief er und sah ihr tieferschütttert nach. Ich hatte der Tante dies Gefühl nicht zugetraut.

„Nun an das Schwerste!“ sagte er tief aufathmend. „Kommen Sie!“ Er nahm mich bei der Hand und wir gingen in Hedwigs Zimmer, wo wir die Beiden in traulicher Umarmung allein fanden.

„Ich komme Ihnen Lebewohl zu sagen, Fürst Demetrius,“ redete der Graf diesen an „und da ich bisher Vaterstelle an Ihrer jungen Gattin vertreten habe, so gibt mir das wohl ein Recht, Sie zu bitten, zu ermahnen, die Tochter der mir so theuren Frau glücklich zu machen. Dich aber

Hedwig bitte ich, sei Weib, Weib in dem zartesten Sinne des Wortes, denn nur so kannst Du Deinen Mann beglücken.“ Sie beugte sich, ergriff seine Hand und führte sie an ihre Lippen. „Lebe wohl, es gehe Dir gut, Gott sei mit Dir! Das ist mein innigster Wunsch, das wird mein tägliches Gebet zu dem Allgütigen sein.“ Er presste sie noch einmal an sein Herz, küsste ihre Stirn, machte eine rasche Verbeugung gegen den Fürsten und verliess das Zimmer. Ich empfahl mich auch, der Fürst umarmte mich und raunte mir zu: „Sorgen Sie ja für den alten braven Mann!“ und Hedwig reichte mir ihre schöne Hand zum Abschiedskuss. Ich sah an ihr auf, ihr Blick war kalt, das Auge nicht nass. Hat ihr denn die Natur die lindernden Balsamtropfen der Thränen versagt? Hat denn die Tante mehr wahres Gefühl als sie?

Der Graf stand schon, meiner wartend, vor der Thüre. „Alle Ihre Sachen sind im Wagen,“ sagte der alte Diener nicht eben freundlich zu mir, und hob mich hinein; der Graf war vor mir eingestiegen und sass schon in der Ecke, der Schlag fiel zu, der Postillon bliess, und wir langten sehr schweigsam, doch von meiner Seite unter mancherlei Träumen in Pirna wieder an.

Wir besuchten hier den Sonnenstein, wo der Graf mit Wissbegierde von Allen, besonders von den Einrichtungen dieser so menschenfreundlichen Anstalt, sich unterrichtete. Ich habe diesen Ort gewissermassen mit Scheu betreten, die sich jedoch nach und nach verlor, als ich unter den Geisteskranken länger umher wandelte und gar nicht das Abstossende, Beängstigende bei ihnen fand, das ich mir vorgestellt hatte. Im Gegentheile wurde ich sogar vertraut mit ihnen, manche schienen sich recht gern mit mir in ein Gespräch einzulas-

sen und waren freundlich und gesprächig, nur einige schienen mir menschenscheu zu sein. Der Herr, der uns herumführte, war ausnehmend gefällig, unterrichtete mich über die Veranlassungen, welche diese Unglücklichen um ihren Verstand gebracht hatte, von manchem jedoch verschwieg er es mir. Als ich meinem Führer bemerkte, dass nach dem, was er mir mitgetheilt habe, mir es schien, als ob Liebe und Ehrgeiz die Hauptdämonen wären, welche so zerstörend auf den menschlichen Geist einwirken könnten, nannte er mir Liebe bei dem weiblichen, Ehrgeiz bei dem männlichen Geschlechte als die Hauptursachen zu dieser Krankheit, und fügte noch hinzu, dass man besonders bei Männern Unglück, das zu heftig auf sie losgestürmt hatte, auch häufig als Grund der Geisteszerrüttung rechnen könne. Bei Frauen sei dies weniger der Fall, sie hätten mehr Kraft ihr Schicksal zu tragen, wenn es nur nicht das Herz getroffen hätte. Oft, meinte er, sei auch die Ursache der Geisteskrankheit körperlich, und so befänden sich manche Kranke hier, denen keine unglückliche Begebenheit Veranlassung zur Zerrüttung ihres Geistes gegeben habe.

Ein Mädchen, welches einen Blumenstrauss in der Hand, im Garten auf und abging, zog besonders meine Aufmerksamkeit auf sich. Es war eine schlanke Nymhengestalt mit schönen, regelmässigen Zügen und besonders sprechendem, wenn auch wohl zuweilen stieren Auge; sie war weiss, wie die Lilie in ihrer Hand, aber auch eben so bleich, nicht ein Blutstropfen in ihrem Gesicht; wer sie mit geschlossenen Augen in liegender Stellung gesehen hätte, musste sie für eine schöne Leiche halten. Sie war eine glückliche Braut gewesen, erwartete am Vorabende ihrer Vermählung ihren Bräutigam, und sie tragen ihn entseelt in das Hochzeithaus. Er war mit dem Pferde gestürzt und hatte sich den Kopf

zerschmettert. „Der Schreck raubte ihr die Vernunft, doch milderte der gütige Himmel ihr Schicksal,“ fuhr der Erzähler fort, „denn mit ihrem Verstande war auch die Vergangenheit für sie begraben. Von dem Augenblicke an, wo sie aufsteht, bis zum späten Abend, fühlt sie sich in Hoffnung und Erwartung beglückt, was eine Braut nur einmal im Leben, nur an diesem Tage empfindet, fühlt sie durch ihr ganzes Leben; erst wenn die Glocke zehn schlägt, scheint die Hoffnung, dass er heute noch kommen werde, sie zu verlassen, dann faltet sie die Hände, murmelt leise ein Gebet, der Schlaf überrascht sie dabei, und Hoffnung und Erwartung begleiten sie im Traume und kehren am Morgen wieder bei ihr ein.“

Das Mädchen ist gewiss glücklicher, als sie es sein könnte, wenn sie jetzt in den Armen ihres Gatten ruhte, dachte ich, Hoffnung beglückt mehr als die Erlangung des Ersehnten, die Träume der Liebe sind gewiss seliger, als die Wonne, die sie uns reicht, und so könnte man fast sagen, das Mädchen ist glücklich zu nennen, könnte fast wünschen, ihr irrer Geist möchte nie wieder rein und klar werden, ihr Auge ewig für die Wirklichkeit getrübt bleiben.

Das Forschen und Beobachten scheint den Grafen sehr interessirt und sehr zerstreut zu haben, denn seit wir auf dem Sonnenstein waren, sind seine Gedanken mehr auf die Irrenanstalt, als auf Töplitz gerichtet. Er hat den ganzen Abend mit mir von der trefflichen Anstalt gesprochen, gleich mir ist ihm die bleiche Braut aufgefallen und hat seine Theilnahme erregt. Meine Ansichten über das Glück ihres Zustandes wollte er nicht theilen, denn er meinte, der Geist sei das Himmlische im Menschen, und mit seinem Verluste die schönste Himmelsgabe dahin.

Am andern Tage fuhren wir nach Dresden zurück, um

von hier aus einige interessante Punkte des Erzgebirges zu besuchen, doch bevor wir Dresden verliessen, wollten wir die im Zwinger aufgehäuften Schätze besehen. Zuerst wurden wir in das von August II. begründete Naturalienkabinet geführt. Hier sahen wir zuvörderst die Mineraliensammlung, wo dem Grafen ein ausserordentlich schönes Stück edlen Opals und zwei Prachtstücke von Aquamarin auffielen, auch einen kristallisirten Lazurstein betrachtete er aufmerksam und zeigte durch seine Fragen und Bemerkungen, dass er in der Mineralogie bedeutende Kenntnisse habe. Mich Unwissenden interessirten die Steine nur wenig, die Versteinerungen zogen dagegen meine Aufmerksamkeit auf sich. Noch mehr interessirte mich die ornithologische Gallerie, wo die Menge ausgestopfter seltener Vögel, die ich wohl meist alle in schönen Abbildungen besitze, hier aber doch mit ihren Federn geschmückt sah. Auch die Gallerie der Säugethiere hatte für mich viel Merkwürdiges und Neues, und ich muss gestehen, dass alle diese Sammlungen sehr bedeutend und für den Wissbegierigen wie für den Naturforscher vom grössten Werthe und Nutzen sind.

In dem Kupferstichkabinet, wohin wir uns nächst dem begaben, hätte ich wohl mehrere Tage zubringen mögen. Welch ein Schatz älterer und neuerer Kunstwerke! Aber leider durchflogen wir dies Alles nur, denn die Sammlung mathematischer Instrumente und die Modellkammer verlangten noch Zeit, und mich trieb es besonders nach dem historischen Museum, denn dies zu sehen hatte ich grosses Verlangen.

Meine Erwartung wurde auch hier nicht getäuscht. Schon im ersten Saale fesselten die Bildnisse der sächsischen Regenten meine Aufmerksamkeit, besonders betrachtete ich den Churfürsten Moritz und dessen Bruder August, diese beiden aus ganz verschiedenen Gründen für Sachsen so wichtigen

Fürsten, lange und genau. Auch freute ich mich, hier so manchen Hausrath aus jenen Zeiten zu sehen, der, gleich den Gebäuden früherer Zeit, weniger auf Eleganz und mehr auf Dauer berechnet war. Wollte sich ein Geharnischer auf einen unsrer jetzigen Stühle setzen, er bräche gewiss mit ihm zusammen. Auch die Gallerie, in welcher die Rüstungen aufgestellt sind, nahm mein ungetheiltes Interesse in Anspruch. Wie laut mögen wohl manchmal die Herzen unter diesen stählernen Panzern geschlagen haben, wie schwerfällig die Geharnischten, wie gross und unbeholfen ihre Pferde gewesen sein? Die armen Kreuzfahrer in den Sandwüsten Syriens, wo so selten ein schattiger Baum, ein frischer Quell sie erquickte, müssen schrecklich unter diesen eisernen Panzern und Helmen gelitten haben.

Wir hielten uns wohl mehrere Stunden hier auf und hatten vollauf an den in grosser Menge aufgestellten Waffen und anderen Merkwürdigkeiten zu sehen. Ich glaube Dresden ist eine der reichsten Städte an Kunstschatzen und Curiositäten, ich freilich kenne die Welt nur aus Büchern, doch ich kenne keine Stadt, wo die Natur so viel gethan, die Kunst so viel gesammelt, wenn auch nicht geschaffen hat, als hier.

Am Nachmittag fuhren wir zu Moreau's einfachem Denkmale. Der Graf stand lange mit verschränkten Armen davor, während der Lohnbediente mir die Stelle zeigte, von woher die verhängnissvolle Kugel abgeschossen wurde. Endlich sagte der Alte dumpf vor sich: Wärest Du bei Hohenlinden und nicht hier gefallen, so nannte Dich die Nachwelt einen grossen Mann. — So aber“ — er murmelte noch Einiges vor sich hin, stieg dann rasch in den Wagen, und wir kehrten nach Dresden zurück.

Tharand.

Wir fuhran heute früh aus Dresden, verliessen aber schon beim Eintritt in den Flaischen Grund, wo das Felsthal der Weiseritz beginnt, den Wagen, um den grössten Theil unseres Weges zu Fuss zu gehen. Der Eintritt in den Grund ist imposant, die hohen aus Syenit bestehenden Felswände, an deren Fusse die Weiseritz hinströmt, die vielen reizend gelegenen Mühlen mit ihren freundlichen Gärten und den webleingerichteten Plätzen, die dort rastenden Gäste aufzunehmen, die anmuthige *Villa Grassi*, nach ihrem früheren Besitzer, dem Maler Grassi so genannt, jetzt ein Belustigungsort für die Bewohner der Residenz, dies Alles gibt dem Grunde einen höchst romantischen Charakter.

Bei einer der Mühlen verliessen wir die Chaussee und stiegen den Grund zum Knappe hinauf, einem steinernen Ruheplatze, wo wir das reizende Thal bis Döhlen übersehen konnten. Wieder auf die Strasse hinabgestiegen, begegneten uns ganze Reihen mit Steinkohlen beladener Wagen, denn in diesen Bergen sind die reichhaltigen Kohlenwerke, welche die Umgegend mit Kohlen versorgen. Ueberhaupt zeigt sich auf der ganzen Strasse, vom Eingange des Flaischen Grundes an, eine seltene Betriebsamkeit, und es zeigt sich, wie meist überall, wo ein Waldbach rauscht und Steinkohlengruben sind, ein reiches Etablissement der Industrie.

Von Petershagen an erweitert sich das Thal, bleibt aber noch immer mit seinen sanften Hängen immer noch anmuthig, wie es die Thäler der ganzen norddeutschen Ebene sind. Wir kamen dem Ende des Flaischen Grundes nahe, wo wir nach kurzer Rast, unsern Weg wieder auf der Strasse fortsetzten.

Am Ende des Flaischen Grundes steht der alte Schlossberg, ein nicht bedeutender Felsen



gez. v. L. Richter.

THA RAND.

gest. v. J. Woods.

liegt. Das Schloss, früher Eigenthum der Burggrafen von Meissen, fiel späterhin den Markgrafen zu, und Heinrich der Erlauchte hielt sich oft hier auf. Herzog Albert gab Tharand seiner Gemahlin Sidonie zum Leibgedinge, die zehn Jahre hier als Wittwe lebte und auf dem Schlosse starb. Kurfürst Moritz hielt hier zu Ehren des Erzherzogs, nachmaligen Kaisers Maximilian II., ein glänzendes Jagdfest, bei welchem sich der Erzherzog verirrt und in der Hütte eines Hirten übernachten musste. Dieser, von der reichen Kleidung seines Gastes verlockt, suchte ihn zu ermorden, was jedoch noch die Wachsamkeit des Erzherzogs verhinderte. Das Jagdfolge fand endlich den Fürsten, der Hirte wurde ergriffen, hingerichtet, und seine Hütte verbrannt. Seit der Herzogin Sidonie ist das Schloss unbewohnt geblieben, und nachdem im Tharander Walde Churfürst August das Jagdschloss Grillenburg erbauen liess, ist es nach und nach verfallen; die Glasmalereien wurden nach dem neuen Schlosse gebracht, späterhin die Mauern zum Theil niedergerissen und die jetzige Kirche davon erbaut. Der Ueberrest wird jedoch jetzt sorgsam erhalten.

Das Städtchen Tharand, das sonst Granaten hiess, zählt ein tausend vier hundert Einwohner und hat eine reizende Lage. Am Fusse des Schlossberges, auf dessen Vorsprunge die freundliche Kirche liegt, vereinigen sich die drei Thäler der Weiseritz, des Schleitzbaches und der wilden Weiseritz; diese Thäler sind theils von Felsen, theils von wildumkränzten Höhen umgeben, an deren Fusse die Häuser der Stadt angebaut sind. Vom Schlossberge aus geniesst man eine herrliche Aussicht. Das Zuströmen der diesen reizenden Aufenthalt besuchenden Fremden, das Bad, besonders die treffliche Forstakademie bringen in dieses Städtchen nicht unbedeutendes Leben.

Wir besuchten nun die vorzüglichsten Punkte, welche die Natur dem Forschenden und Schaulustigen bietet. Beim Eintritt in die heiligen Hallen — es war ein sehr heisser Nachmittag — überfiel mich wirklich eine Art Schauer, der wohl mehr der Kühle des Ortes, wie seinen hohen schlanken Buchen, hoch und schlank wie ich sie noch nie gesehen, zuzuschreiben war; diese in sanfter Schlucht aufsteigende Bergwand, mit den schönen schlanken Bäumen, welche die Stürme jedoch sehr gelichtet haben, geben dem Orte ein wirklich feierliches Ansehen, weshalb er auch den Namen nicht mit Unrecht führt. Von hier stiegen wir nach der Waidmannsruhe, von wo man, in das Thal hinabblickend, eine herrliche Aussicht geniesst, gingen dann in einer Schlucht längs einem rieselnden Bache hin, welche der Führer, der Himmel weiss weshalb, die stille Liebe nannte, stiegen dann wieder zum Sonnentempel hinauf, der, von der Abendröthe bestrahlt, sich vom Bade aus in seiner ganzen Schönheit zeigen soll, ergötzten uns an dem Blicke nach der Stadt und den Schlossruinen, und da der Graf nicht noch den höchsten Punkt, den sogenannten Königsplatz, ersteigen wollte, kehrten wir zurück, verliessen Tharand und erreichten noch am späten Abende Freiberg.

Frauenstein.

Der Graf ist ein sonderbarer Mann, er glaubt, ich nehme an nichts Theil, als an schönen Gegenden und alten Burgen, und so hat er mich heute gezwungen, statt mit ihm die bedeutenden Hüttenwerke und das Merkwürdige Freibergs zu besehen, einen Miethwagen zu nehmen und allein nach dem zwei Meilen entfernten Frauenstein zu fahren. Vielleicht, und ich glaube es fast, fürchtet der alte Mann, es könne mir, da ich in Allem so wenig Erfahrung habe,



Wir besahen nun die vorzüglichsten Punkte, welche die Natur dem Forschenden und Schaulustigen bietet. Beim Eintritt in die heiligen Hallen — es war ein sehr heisser Nachmittag — überfiel mich wirklich eine Art Schauer, der wohl mehr der Kühle des Ortes, als seinen hohen schlanken Bäumen, hoch und schlank wie ich sie noch nie gesehen, zuzuschreiben war; diese in sanfter Schlucht aufsteigende Bergwand, mit den schönen schlanken Bäumen, welche die Stämme jedoch sehr gelichtet haben, geben dem Orte ein wirklich feierliches Ansehen, weshalb er auch den Namen nicht mit Unrecht führt. Von hier stiegen wir nach der Waidmannsruhe, von wo man, in das Thal hinabblickend, eine herrliche Aussicht geniesst, gingen dann in einer Seebucht längs einem rieselnden Bache hin, welche der Führer, der Himmel weiss weshalb, die stille Liebe nannte, stiegen dann wieder zum Sengentempel hinauf, der, von der Abendröthe bestrahlt, sich vom Bache aus in seiner ganzen Schönheit zeigen soll, ergötzen uns an dem Blicke nach der Stadt und den Schlossruinen, und da der Graf nicht noch den höchsten Punkt, den sogenannten Königsplatz, ersteigen wollte, kehrten wir zurück, verliessen Tharand und erreichten noch am späten Abende Freiberg.

Frauenstein.

Der Graf ist ein sonderbarer Mann, er glaubt, ich nehme an nichts Theil, als an schönen Gegenden und alten Burgen, und so hat er mich heute gezwungen, statt mit ihm die bedeutenden Hüttenwerke und das Merkwürdige Freibergs zu besuchen, einen Miethwagen zu nehmen und allein nach dem zwei Meilen entfernten Frauenstein zu fahren. Vielleicht, und ich glaube es fast, fürchtet der alte Mann, es könne sein, dass ich so Allem so wenig Erfahrung habe,



gez. v. L. Richter.

FRAUENSTEIN.

gest. v. J. Carter.

bei dem Anfahren in den Schacht ein Unglück zustossen; ich habe mich willig seinen Anordnungen gefügt und bin nach Frauenstein gefahren.

Auf der von Freiberg nach Böhmen führenden Landstrasse kam ich über mässige, oft kahle Höhen, nach dem Städtchen Frauenstein, wo ich mir kaum Zeit liess, einen Führer nach den Schlossruinen mitzunehmen. — Von der Zeit der Erbauung des Schlosses weiss man nichts, sie verliert sich in dem grauen Alterthume, nur so viel ist bekannt, dass es einst im Besitz der Burggrafen von Meissen war, die hier eine Zeit lang ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten. Nach dem Tode des letzten Burggrafen, der sein Leben in der unglücklichen Schlacht bei Aussig verlor, ward es samt der Stadt markgräflisches Lehen, später aber 1438 durch die Gewalt der Waffen dem damit beliehenen Heinrich von Plauen abgenommen, und ist den Markgrafen geblieben, bis Churfürst Ernst und Herzog Albrecht es 1473 zweien von Schönberg wieder käuflich überliessen. Am Ende des dreissigjährigen Krieges verkauften es die von Schönberg dem Churfürsten Johann Georg I für achtzigtausend Gulden, und so ist es denn seit dieser Zeit dem Landesherrn geblieben.

Die Burg ist aus rothem porphyrartigen Granit gebaut und jetzt hier und da mit wild aufgeschossenem Laubholze bewachsen; noch stehen bedeutende Rudera, als Zeugen ihrer ehemaligen Grösse. Das Hauptgebäude besteht aus zwei grossen Thürmen, die durch ein niedrigeres Gebäude mit einander verbunden sind, hier befindet sich auch der Eingang. Ueber diesem war sonst ein aus Sandstein gehauener, mit bis auf den Hals herabfallenden ganz kleinen Locken, welche fast Perlenschnüren glichen, geschmückter Frauenkopf eingemauert, der aber 1779, wahrscheinlich weil man dies Wahrzeichen für einen Madonnenkopf hielt, ausgebro-

chen und entwendet wurde. Die Thürme sind sehr stark und inwendig mehrfach überwölbt.

Um die ganze Burg läuft eine jetzt noch zum Theil bestehende Mauer, an der man noch deutlich sehen kann, dass sie eine hohe Brustwehr und sechs kleine runde Thürme, von denen einige noch stehen, zu ihrer Vertheidigung gehabt hat. Am Ende derselben, gegen Morgen, erhob sich ein hoher runder Thurm, der dicke Märten genannt, der wahrscheinlich zu Gefängnissen bestimmt war. Der Fels auf welchem die Burg steht, ist nur von der Stadt aus leicht zugänglich, von den übrigen Seiten aber ist er der steilen, jetzt mit Gebüsch bewachsenen Felswände wegen schwer zu erklimmen.

Seit Heinrich von Schönberg 1588 unterhalb der Burg sich im Geschmacke damaliger Zeit ein kostbares Haus baute, kam die alte Burg in Verfall, doch hat sie sich noch recht gut erhalten und ist eine der schönsten Ruinen, die ich bis jetzt gesehen habe. Ich bin auch recht emsig darin umhergekrochen, habe stundenlang in einem der Thürme gesessen, die weite schöne Aussicht von hier aus bewundert und meiner Phantasie die Flügel gelöst. Man sieht den Wilschberg bei Dippoldiswalde, Radeberg und den Keulenberg bei Königsbrück, Moritzburg und Dresden, selbst die Löbnitzer Weinberge und den Culmberg bei Oschatz. Gegen Abend erblickt man Freiberg ganz deutlich, auch den Fichtelberg bei Wiesenthal und die Höhen bei Altenberg; eine weite herrliche Aussicht für den, der sie liebt. Das Städtchen zog mich nicht sehr an, darum eilte ich nach Freiberg zurück, wo ich noch Zeit hatte, die etwas todte Stadt und die fürstlichen Grabmäler in hiesiger Domkirche in Augenschein zu nehmen.

Der Graf ist sehr heiter, aber sehr müde von seinen Wanderungen zurückgekommen und wird mit jedem Tage



Gez. von Ludw. Richter.

Gest. von J. Carter.

AUGUSTSBURG.

herzlicher gegen mich; heute Abend entschlüpfte ihm selbst einige Male das trauliche Du. — Nun wahrlich, er kann mich auch als seinen Sohn betrachten, denn ausser an meinem Vater hängt mein Herz an Niemand mehr, als an ihm. Wenn ich ihn nur nicht immer verlassen sollte! Morgen reise ich schon wieder allein davon. Ich hatte nämlich schon in der sächsischen Schweiz einmal den Wunsch gegen ihn geäussert, mehrere Burgen der Umgegend zu besuchen und sie genannt, der Graf hatte sie sich aufgezeichnet, und nun will er, dass ich sie bereisen soll, während er Fabriken und öffentliche Anstalten besicht.

Augustsburg.

Ich fuhr heute früh auf der Chaussee bis Oderan, einem kleinen Orte, bog dann links ab und war bald in dem Städtchen Schellenberg, das sich längs dem Fusse des gleichnamigen Berges hinzieht, aus 135 Häuser besteht und von 1200 Menschen bewohnt wird. Ich nahm hier einen Führer mit und stieg nach der Augustsburg hinauf. Auf der nämlichen Stelle stand sonst die Burg Schellenberg, die aber drei Tage nach der verhängnissvollen Mühlberger Schlacht durch einen Blitzstrahl gänzlich zerstört wurde. Churfürst August I gab 1567 den Befehl, die Rudera der alten Burg vollständig abzutragen und ein neues Schloss hier zu erbauen. Ueber tausend Arbeiter waren täglich bei diesem Bau beschäftigt, wobei der zweite Baumeister, Gerhard von der Mahr, sechs Gulden, jeder Maurer anfangs achtzehn, dann ein und zwanzig Groschen, die Handlanger aber drei bis vier Schillingen wöchentlich erhielten. Das Schloss ist ganz aus Quaderstücken erbaut, von Mauern und Gräben umgeben und besteht aus vier Flügeln, in denen fünf grosse Säle, sechs und siebenzig Zim-

Spek van / C. 100

AGRESTUM

Spek van / C. 100

herzlicher gegen mich; heute Abend entschlüpfte ihm selbst einige Male das trauliche Du. — Nun wahrlich, er kann mich auch als seinen Sohn betrachten, denn ausser an meinem Vater hängt mein Herz an Niemand mehr, als an ihm. Wenn ich ihn nur nicht immer verlassen sollte! Morgen reise ich schon wieder allein davon. Ich hatte nämlich schon in der sächsischen Schweiz einmal den Wunsch gegen ihn geäußert, mehrere Burgen der Umgegend zu besuchen und sie genannt, der Graf hatte sie sich aufgezeichnet, und nun will er, dass ich sie bereisen soll, während er Fabriken und öffentliche Anstalten besieht.

Augustusburg.

Ich fuhr heute früh auf der Chaussee bis Oederan, einem kleinen Orte, bog dann links ab und war bald in dem Städtchen Schellenberg, das sich längs dem Fusse des gleichnamigen Berges hinzieht, aus 135 Häuser besteht und von 1200 Menschen bewohnt wird. Ich nahm hier einen Führer mit und stieg nach der Augustusburg hinauf. Auf der nämlichen Stelle stand sonst die Burg Schellenberg, die aber drei Tage nach der verhängnissvollen Mühlberger Schlacht durch einen Blitzstrahl gänzlich zerstört wurde. Churfürst August I gab 1567 den Befehl, die Rudera der alten Burg vollends abzutragen und ein neues Schloss hier zu erbauen. Ueber tausend Arbeiter waren täglich bei diesem Bau beschäftigt, wobei der zweite Baumeister, Gerhard von der Mahr, sechs Gulden, jeder Maurer anfangs achtzehn, dann ein und zwanzig Groschen, die Handlanger aber drei Groschen Lohn wöchentlich erhielten. Das Schloss ist ganz aus Quaderstücken erbaut, von Mauern und Graben umgeben und besteht aus vier Flügeln, in denen fünf grosse Säle, sechs und siebenzig Zim-

mer und drei und neunzig Kammern sich befinden. Das Schloss soll sonst, bevor so Manches bei der letzten 1802 beendeten Ausbesserung weggerissen worden ist, so viel Fenster als Tage im Jahre, so viele Schornsteine als Wochen und so viele Wetterfahnen, als Monate gehabt haben. Die Menge Feueressen und Wetterfahnen müssen dem Schlosse ein sonderbares Aussehen gegeben haben.

Das Schloss steht noch majestätisch da und wird nur von dem Oberförster bewohnt, denn die Amtsexpeditionen sind im Hintergebäude, die auf dem Stallhofe stehen. Es macht auf mich stets einen betäubenden Eindruck, ein so grosses schönes Gebäude leer, oder zu manchem Zweck benutzt zu sehen, für den sie gewiss nicht erbaut wurden. Was würden die alten Fürsten sagen, könnten sie aus ihren Gräbern erstehen und einmal wieder die Runde durch ihre Länder machen, und sähen sie dann ihre Schlösser, worin sie so oft Hof hielten und banketirten, in Zucht - oder Irrenhäuser, in Kasernen und Amtsstuben umgewandelt, oder gar in Trümmer zerfallen; wie mancher alte Herr würde dann ergrimmt an den alten Mauern rütteln und sie niederreißen wollen, wäre ihm die Macht dazu gegeben. — Der Anblick eines solchen, wenn auch nur verödeten Fürstenhauses, muss in jedem fühlenden Menschen eine wehmüthige Empfindung erwecken.

So gestimmt betrat ich den Hof und das menschenleere Schloss mit seinen vier Stock hohen Flügeln, denen man gar sonderbare Namen gegeben hat, als das Sommerhaus, das Hasenhaus, das Linden - und das Küchenhaus. Man führte mich zuerst in das Lindenhaus, auf dessen Balkon ich die Umgegend überblicken konnte, die, mit Berg und Thal abwechselnd, wohl lieblich aber nicht grossartig genannt werden kann. In diesem Flügel befindet sich der grösste Saal, auch das Zimmer, wo man lange noch die Drechselbank des

Churfürsten August I. zeigte. Im Hasenhouse, das seinen Namen von einem Saale erhalten hatte, der mit lauter menschliche Handthierungen treibenden Hasen ausgemalt war, sah' ich jetzt nichts mehr von allen diesen Herrlichkeiten; im Küchenhause befand sich Küche und Speisesaal. Ich musste noch mehrere Zimmer durchwandern, aber bald machte mir die Oede, der dumpfe Wiederhall unserer Tritte, der überall rings um mich her sichtbar aufgedrückte Stempel der Zerstörung Beklemmung, und ich freute mich, als ich wieder im Freien war.

Auch hier, wie wohl auf allen Bergschlössern, befindet sich ein tiefer Brunnen, der viel Arbeit und Geld gekostet haben mag. Nur einmal, im Jahre 1800, gab er kein Wasser, sonst muss eine bedeutende Quelle ihm zuströmen, denn als im Jahre 1651 Churfürst Johann Georg I. dem Landgrafen von Hessen hier eine grosse Hirschjagd gab, wobei ausser dem zahlreichen Gefolge sich allein tausend Pferde befanden, wurden täglich zweihundert und funfzig Eimer gebraucht, und doch war der Brunnen erst nach sechs und zwanzig Tagen erschöpft. Die von meinem Begleiter in den Brunnen abgeschossene Pistole gab einen Knall wie eine kleine Kanone, und als er vier auf einem Kreuze befestigte Lichte hinabliess, und sie bis an den Wasserspiegel gekommen waren, schien es, als ob die vier Flammen nur eine wären.

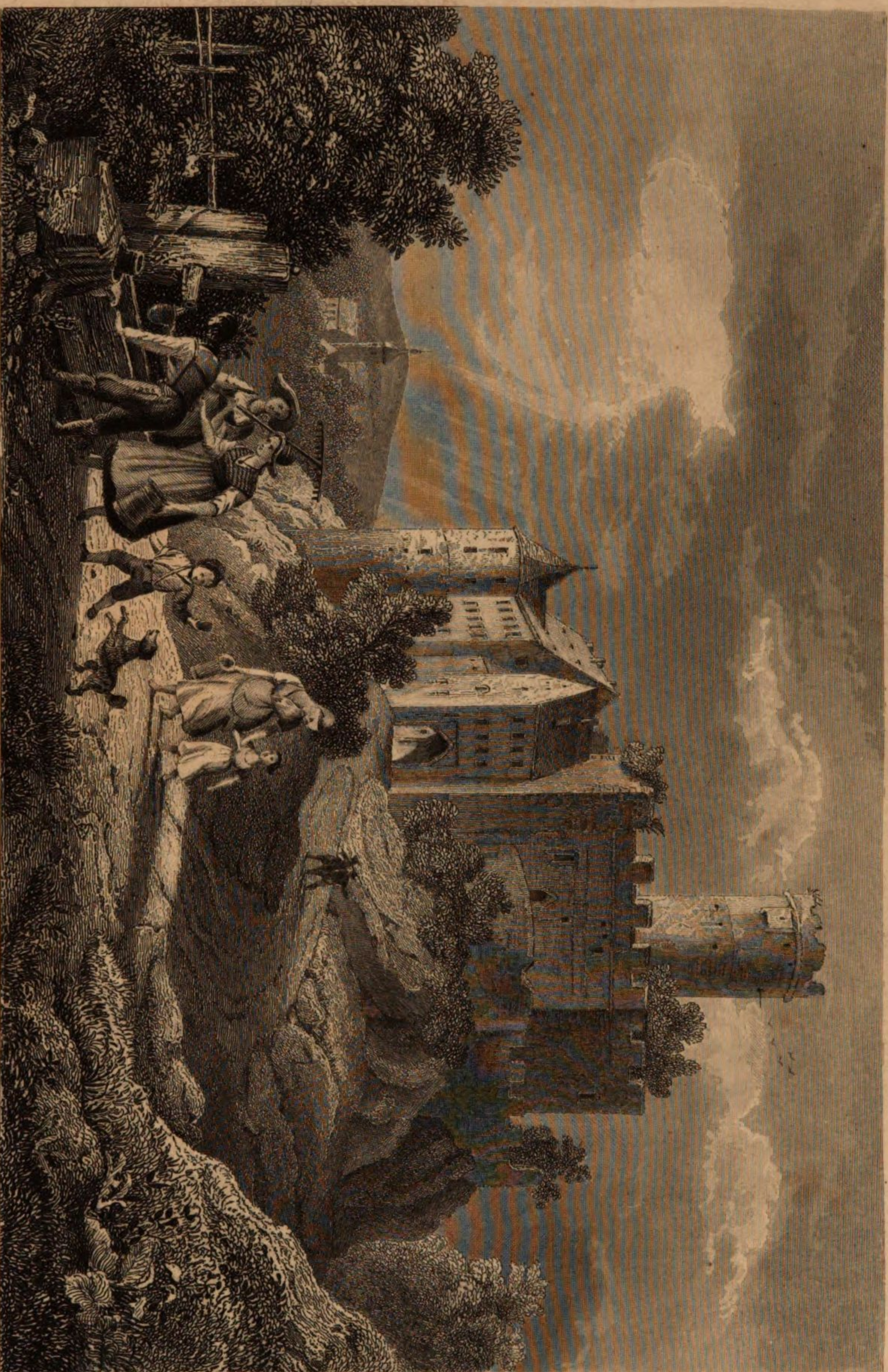
Die Kirche, in die wir noch traten, ist einfach, geräumig und hell, und da das künstliche Gewölbe von keinem Pfeiler getragen wird, kann man von allen Punkten Altar und Kanzel sehen, die beide mit Gemälden von Lukas Krnach dem Jüngern verzieret sind.

Durch eine prachtvolle Allee gingen wir nun hinunter in den Lindengarten, wo der althrwürdige von Friedrich dem Streitbaren 1421 eingepflanzte Baum jetzt noch steht. Schon

vor der Erbauung des Schlosses war ein neuer Rost nöthig, die sich immer weiter ausbreitenden Aeste der Linde zu tragen; sie bedarf jetzt, obgleich ihre Aeste sehr an Umfang abgenommen haben, immer noch fünfzig Träger, ist nicht mehr hoch, doch hat ihr Stamm an neunzehn Fuss im Umfang; man wartet sie sehr sorgfältig. Nach dem Bärengarten bin ich nicht gegangen, wie kann man sich auch an dem Anblicke eines solchen Ortes erfreuen! Ich nahm meinen Weg wieder hinunter nach der Stadt und rief beim Scheiden von diesem Schlosse, das im letzten Kriege zu einem Lazareth gebräucht wurde, das traurige: *Sic transit gloria mundi!* aus, setzte mich in meinen Wagen und fuhr nach Oederan zurück, dort den Grafen zu erwarten. Er traf bald ein, und wir fuhren nun zusammen nach Chemnitz, wo ich noch Zeit fand, die recht freundliche, durch ihre vielen Fabriken bedeutende Stadt flüchtig zu besichtigen.

G n a n d s t e i n.

Auf der Chaussee, die von Chemnitz nach Leipzig führt, kam ich heute früh bei guter Zeit nach dem Dorfe Gmandstein, das mit seiner herrlichen Burg nicht weit von der Strasse abliegt. Der Zahn der Zeit hat sie noch wenig zertrümmert, nur die Thurm- u. s. w. des Einganges stehenden, runden Thürme sind etwas verwittert, und auf den Mauern und ihren Gängen strängt sich hier und da grünes Gebüsch hervor. Sie soll von dem berühmten Wiprecht von Groitzsch erbaut sein, der sich gegen Kaiser Heinrich IV. auflehnd, von diesem gefangen und lebenslänglich in einem Kloster zu Regensburg gehalten wurde. Gmandstein soll zu dieser Zeit 1190. von einem Einsiedel, der bisher Burgmann gewesen war, zur Burg erhoben haben, doch wird der Beweis davon durch keine Urkunde geführt. Der erste zuver-



gez. v. L. Richter.

gest. v. J. Appleton.

G N A N D S T E I N .

lässige Besitzer und Stifter der ganzen Familie ist Heinrich von Einsiedel, und seit diesem ist das Schloss ununterbrochen bei der Familie geblieben.

Ein breiter Fuhrweg führte mich zu dem Schlosse hinauf, wo ich bald durch den Vorhof in den eigentlichen Burghof trat. Links des Einganges ist ein grosser, ganz in den Felsen gehauener Pferdestall, auch befinden sich hier mehrere Keller. Mich trieb es aber nach dem hohen Thurme, wo eine ganz gute Treppe zu einem Stübchen hinaufführt, das einst der Thurmwart bewohnte, das jetzt aber zum Uebersehen der sehr schönen, wenn auch nur hügeligen Gegend dient.

Das Schloss hat durch Karl V. einige Merkwürdigkeit erlangt, der hier wenige Tage vor der Mühlberger Schlacht übernachtete. Er soll in einer Fensterscheibe seinen Namen zum Andenken eingegraben haben; mir scheint dies jedoch etwas unwahrscheinlich, denn ich zweifle fast, dass der so ernste Kaiser sich in so wichtigen Augenblicken mit dergleichen beschäftigt haben möchte.

In der von Wiprecht von Groitzsch erbaut sein sollen den Kirche, die unter dem Berge im Dorfe steht, habe ich manches Merkwürdige gesehen. Besonders war mir die noch gut erhaltene, mit Luthers Bildniss gezierte Kanzel auffallend, auf welcher dieser grosse Reformator oft gepredigt hat, da er mit dem damaligen Besitzer in enger Verbindung stand, wie mehrere auf uns gekommene Briefe an den von Einsiedel beweisen; sie war mir merkwürdiger, als die Fensterscheibe mit des Kaisers eingekritzelter Namen. Auch fielen mir die zur linken Seite des Altars *en relief* in Stein gehauenen lebensgrossen Bildnisse der Besitzer von Gmandstein, von 1461 an bis auf den Grossvater des jetzigen, auf, und es thut mir leid, dass dieser Ahnencyklus unterbrochen ist:

endlich sind auch noch einige ganz gute Gemälde in der Kirche zu sehen.

Die Besichtigung dieser Burg hat mich nicht gereut, sie ist ein schönes, wohlerhaltenes Denkmal der Vorzeit, und sie gab meiner Phantasie Stoff genug, mich in die Zeit des Faustrechts zu versetzen; die zwar rauh und derb, aber doch nicht ohne Interesse und die Wiege mancher schönen grossen Thaten war.

K o h r e n.

Ich fürchtete gleich, als ich die nahe gelegenen alten Thürme von Kohren erblickte, dass ich diese Ruinen nicht so befriedigt verlassen würde, als die Burg Gnadstein. Die Gegend des kleinen Städtchen, die an die Veste der Burg wie Schwalbennester angebauten Hütten haben nichts Romantisches, und das Schloss selbst nichts historisch Merkwürdiges, als dass Kunz von Kaufungen die Nacht vor der Ausführung seines Raubes sich hier verborgen hielt. Seit die Burg in den Besitz derer von Einsiedel kam, die in dem weit schöner gelegenen Gnadstein blieben, ist sie nach und nach gänzlich verfallen, und nur noch einige Mauern und zwei hohe Thürme sind die Ueberbleibsel dieser gewiss einst sehr ansehnlichen und weitläufigen Burg. — Das Städtchen hat 124 Häuser und 570 Einwohner, die meist von Töpferarbeit leben.

Da mich also hier nichts interessirte, verliess ich Schloss und Städtchen bald und war bei guter Zeit in Rochlitz, wo ich Muse genug fand, mich umzusehen, und wenn es auch keinen besondern Reiz für mich hatte, bot es doch meiner Schaulust und Neugierde mehr Stoff als das dürftige Kohren.

Rochlitz war schon unter Kaiser Konrad I. ein bedeutender Ort und hatte seine eigenen Grafen, bis es endlich an die Markgrafen von Meissen kam, von denen es mit dem übrigen



REV. L. R. H. H. H.

REV. L. R. H. H. H.

REV. L. R. H. H. H.

endlich sind auch noch einige ganz gute Gemälde in der Kirche zu sehen.

Die Besichtigung dieser Burg hat mich nicht gereut, sie ist ein schönes, wohlerhaltenes Denkmal der Vorzeit, und sie gab meiner Phantasie Stoff genug, mich in die Zeit des Faustrechts zu versetzen; die zwar roh und derb, aber doch nicht ohne Interesse und die Wiege mancher schönen grossen Thaten war.

K o h r e n.

Ich hieltete gleich, als ich die nahe gelegenen alten Thürme von Kohren erblickte, dass ich diese Ruinen nicht so befriedigt verlassen würde, als die Burg Gnanstein. Die Gegend des kleinen Städtchen, die an die Veste der Burg wie Schwalbennester angeheftet waren, haben nichts Romantisches, und das Schloss selbst nichts historisch Bedeutsames, als dass Kunz von Kaufungen der Necht vor der Ausführung seines Raubes sich hier verborgen hielt. Seit die Burg in den Besitz derer von Einsiedel kam, die in dem weit schöner gelegenen Gnanstein blieben, ist sie nach und nach gänzlich verfallen, und nur noch einige Mauern und zwei hohe Thürme sind die Ueberbleibsel dieser gewiss einst sehr anschaulichen und weitläufigen Burg. — Das Städtchen hat 124 Häuser und 570 Einwohner, die meist von Töpferarbeit leben.

Da mich also hier nichts interessirte, verliess ich Schloss und Städtchen bald und war bei guter Zeit in Rochlitz, wo ich Messe genug fand, mich umzusehen, und wenn es auch keinen besondern Reiz für mich hatte, bot es doch meiner Schaulust und Neugierde mehr Stoff als das dürftige Kohren.

Rochlitz war schon unter Kaiser Konrad I. ein bedeutender Ort und hatte seine eigenen Grafen, bis es endlich an die Markgrafen von Meissen kam, von denen es mit dem übrigen



gez. v. L. Richter.

KOHRN.

gest. v. J. Appleton.

Meissner Lande an die Albertinische Linie Sachsen fiel und oft der Wittwensitz der Herzoginnen war. Auch Herzog Johann Sohnes Georgs des Bärtigen Wittwe Elisabeth residirte hier, und als in dem Kriege zwischen dem Churfürsten Johann Friedrich und dem Herzoge Moritz, Albrecht von Brandenburg den Ort besetzte, liess er sich von der Herzogin Elisabeth, die insgeheim zu der Parthei des Churfürsten gehörte, einschläfern, und so überfiel ihn der von Allem durch die Herzogin unterrichtete Johann Friedrich, als er eben auf einem Banket bei der fürstlichen Wittwe sich befand; der Markgraf wurde mit dem grössten Theile seines Heeres gefangen. — Das Fräulein von Neitschütz, die Geliebte Johann Georg's IV. wurde späterhin zur Gräfin von Rochlitz erhoben und erhielt Stadt und Amt zum Eigenthum, da sie aber noch vor dem Churfürsten starb, fiel es dem Regentenhause wieder zu.

Dass Schloss liegt auf einem nicht beträchtlichen Berge an der Mulde und besteht jetzt noch aus einem ungleichen Viereck, ist drei Stock hoch und hat zwei gleich hohe mit Schiefer gedeckte Thürme, die ihrer Bauart wegen die Rochlitzer Jupen genannt werden. Sie wurden vormals zu Staatsgefängnissen gebraucht und sollen sehr fest gewesen sein, so wie das Schloss selbst, das im dreissigjährigen Kriege nur einmal, 1645, von den Schweden eingenommen wurde.

Die Stadt liegt, mit Ausnahme der oberen Vorstadt, in einer reizenden Aue, die auf der rechten Seite von einem hohen Berge begrenzt ist; mir erschien die Lage von Rochlitz, wenn auch nicht pittoresk, doch sehr anmuthig und der von Töplitz ähnlich. Die Stadt hat 450 Häuser, zählt 3500 Einwohner und ist nach mehreren Feuersbrünsten regelmässig und hübsch gebaut; das auf dem Markt isolirt stehende Rathaus ist ein grosses altes Gebäude.

Da ich mich zu lange verweilt hatte, und es zu spät gewor-

den war, heute noch bis Waldheim zu kommen, ich auch wusste, dass der Graf erst morgen früh Chemnitz verliess, so blieb ich die Nacht in Rochlitz.

Der morgende Tag ist also der letzte, den ich, unserer Verabredung nach, entfernt von meinem väterlichen Freunde zubringen soll. Dieser Gedanke ist mir wohlthuend, denn mein Herz hängt jetzt mit festen Banden an dem Manne, der mir mit so vieler Liebe entgegen kommt. So sehr ich aber auch die Güte meines Vaters und seine Willfährigkeit, meine Wünsche zu erfüllen, kenne, so kann ich mich doch der Furcht nicht erwehren, mein Vorschlag, der Graf möge unsere Einsamkeit mit uns theilen, könne seine Zustimmung nicht erhalten, zumal da ich weiss, dass mein Vater es nicht gern in seinen Gewohnheiten ändern lässt. Diese Hoffnung verdrängt die Furcht, hat mir doch mein guter Vater noch keinen Wunsch verweigert.

Kriebstein.

Statt auf Waldheim zu fahren, wanderte ich zu Fuss den sauberen Weg gen Kriebstein und es that mir wohl, nicht mehr im engen Wagen eingesperrt zu sitzen, sondern mein Ränzel auf dem Rücken, den Knotenstock in der Hand, an einem schönen heitern Morgen, frei wie die Vögel, die mich umflatterten, über Flüsse und Wälder frisch und munter dahin gehen zu können. Mein Ziel war bald erreicht, denn ich bin ein rüstiger Fussgänger, und vor mir lag das alte Kriebstein mit seiner Menge kleiner Thürmchen. Die Lage dieses Schlosses ist sehr malerisch, auch muss es einst sehr schön gewesen sein, denn seine Mauern laufen ringsherum an einem hohen Abhange hin, bis wo sie von der Zschopau, welche unterhalb dem Schlosse schräg gegenüber liegenden Brücke durch einen tiefen Graben zu fliessen werden.



gez. v. L. Richter.

KRIEBSTEIN.

gest. v. J. Carter.

Das Innere des Schlosses ist noch ganz so, wie es der erste Erbauer anlegte, und meist in den Felsen gehauen, wie in Weesenstein. Ich war sehr vergnügt, als mir die Erlaubniss zur Besichtigung wurde, und so ist auch wohl kein Winkelchen dort, das ich nicht besucht hätte. Die unter dem Speisesaale befindliche Kapelle ist mit Altar und Kanzel ganz in den Felsen gehauen, und das jetzige Speisegewölbe soll einst die Marterkammer gewesen sein. Am meisten interessirte mich die Rüstkammer, wo noch einige Rüstungen und zwei Feldschlangen zu sehen sind, und von wo man die schönste Aussicht in das Thal der Zschopau, so wie nach dem gegenüber auf hohem Berge liegenden Ehrenberg hat. In einigen Zimmern sah ich noch alte Mobilien aufgestellt, die mich eben so anzogen, wie ein historisches Gemälde im Speisesaale, das die Gattin des Ritters von Staupitz, ihren Gemahl rettend, darstellt.

Das Schloss, im J. 1382 von Dietrich von Bärwalde erbaut, wurde gleich darauf von dem Ritter Staupitz von Reichenstein belagert und erobert. Friedrich der Streitbare, Landgraf von Thüringen, nahm sich seines Vasallen an, überzog mit einer starken Macht die Burg, und Staupitz musste trotz tapferer Gegenwehr um die Uebergabe unterhandeln. Dessen Gattin erhielt vom Landgrafen die Bewilligung, das, was ihr das Liebste auf der Burg sei, mitzunehmen und, gleich den Weibern von Weinsberg, lud sie ihren Mann auf den Rücken und trug ihn herunter; der Landgraf hielt sein gegebenes Wort, wie der Kaiser, und liess den Ritter frei; das Schloss aber gab er unter mancherlei Vorwande, weder dem von Staupitz, noch dem von Bärwalde zurück, und behielt es für sich, bis es späterhin an die Vitzthume kam.

In dem das Land so verwüstenden Bruderkriege besass Kriebstein der über Herzog Wilhelm Alles vermögende Apel Vitzthum. Der Churfürst Friedrich der Sanftmüthige überzog

die im Meissner Lande gelegenen Besitzungen Vitzthums, so auch Kriebstein, und übergab es nebst Schweikershain und Ehrenberg, als einstweilige Entschädigung für seine vom Feinde in Besitz genommenen Güter, an Kunz von Kaufungen. Als dieser aber, nach hergestelltem Frieden, sein früheres Eigenthum wieder erhielt, wollte er Kriebstein und hauptsächlich Schweikershain, an dessen Ausbau er viel gewendet, nicht wieder zurück geben. Der Churfürst überliess den Austrag der Sache einem unparteiischen Gerichte, und da sich Kunz auch dessen Ausspruche nicht unterwerfen wollte, wurde er zur Auslieferung gezwungen. Dies kränkte ihn so tief, dass er aus Rache die beiden Prinzen Ernst und Albert aus dem Schlosse zu Altenburg raubte, wofür er mit dem Tode bestraft wurde. Kriebstein hat nachher seine Besitzer oft gewechselt, jetzt gehört es einem von Arnim.

Kriebstein soll also die letzte Burg sein, die ich auf meiner Reise besuchte. Ich freute mich, dass es Kriebstein war, denn es hatte mich wirklich entzückt; ich ging über die Zschopau-Brücke, setzte mich an das jenseitige Ufer unter einen Baum und überliess mich meinen Gedanken. Ich sollte nun Abschied nehmen von der romantischen, sollte in die wirkliche Welt wieder eintreten. — Nun, auch sie hat ihr Schönes. — Jenes ist nur Traum der Phantasie, nur ein kurzer Blick in eine trübe, hinter uns liegende Nebelwelt. In der Wirklichkeit aber schlägt uns ja so manches Herz entgegen, was wohl alle alte Burgen der Vorwelt tausendmal aufwiegt und aufwiegen muss.

Auf dem kurzen Wege nach Waldheim hörte ich einen Wagen hinter mir rasseln, ich wendete mich und sah, dass es der Wagen des Grafen war, der die Pferde antreiben liess, um mich bald einzuholen. Freudig eilte ich ihm entgegen, sprang in den Wagen, lag an seiner Brust, und von diesem Augenblicke an, wo die Ueberraschung mich alle Convenienz



gez. v. L. Richter.

N O S S E N .

gest. v. J. Woods.

vergessen und wohl Herz hat, wenn ich dich
immer Du und ich noch bei meinem

Ich wollte, ich wäre nie in Waldheim gewesen. Ich
will ich jahrelang auf dem Sonnenstein sein, als einem Ver-
hien. — Nein, dieser Zusammenfluss von tückischen Physiogno-
mien, diese Frechheit, diese Schamlosigkeit bei dem weibli-
chen Geschlechte, diese allgemeine Gleichgültigkeit gegen die
Schande, die man in einem Zuchtthum erblickt, ist empörend,
es ist schreckbar, wenn man die Menschen so herabgewürdigt
sieht. — Ich verliess bald die mit starker Arbeit beschäf-
tigten Sträflinge, und nahm die Ueberzeugung mit mir, dass der
grösste Theil dieser Züchtlinge mehr verstockt, als ver-
bessert aus diesem Hause treten würde, selbst bei der so
milde Behandlung, die sie hier gefunden, was wohl daran lag,
dass die Verbrechen der Zuchtthums nicht mehr so sehr
sichern.

Während der Zeit der ersten Anwesenheit in Waldheim
habe ich mich von Herrn Dr. Schmidt, dem damaligen
Vorstande, sehr viel über die Verhältnisse des Zuchtthums
erfahren. Er sagte mir, dass die Zuchtthümer in
diesem Lande, welche seit 1810 errichtet worden sind,
nicht mehr so sehr die Aufmerksamkeit der Regierung
erregten, als früher. Er sagte mir, dass die Zuchtthümer
in diesem Lande, welche seit 1810 errichtet worden sind,
nicht mehr so sehr die Aufmerksamkeit der Regierung
erregten, als früher.

Ich setzte mich zu dem Herrn Dr. Schmidt, und sah uns
das Innere des Zuchtthums an. Ich sah die Lage des Gebir-
ges, die Lage des Zuchtthums, die Lage des Zuchtthums,
die Lage des Zuchtthums, die Lage des Zuchtthums, besonders



vergessen und mein Herz laut sprechen liess, nennt er mich immer Du und ruft mich bei meinem Vornamen.

Ich wollte, ich wäre nie in Waldheim gewesen. Lieber will ich jahrelang auf dem Sonnenstein sein, als einen Tag hier. — Nein, dieser Zusammenfluss von tückischen Physiognomien, diese Frechheit, diese Schamlosigkeit bei dem weiblichen Geschlechte, diese allgemeine Gleichgültigkeit gegen die Schande, die man in einem Zuchthause erblickt, ist empörend, es ist schreckbar, wenn man die Menschheit so herabgewürdigt sieht. — Ich verliess bald die mit allerlei Arbeiten beschäftigten Sträflinge, und nahm die Ueberzeugung mit mir, dass der grösste Theil dieser Züchtlinge mehr verschlechtert, als verbessert aus diesem Hause treten musste, selbst die fast zu milde Behandlung, die sie hier geniessen, trägt wohl dazu bei, dass die Verbrecher die Zuchthausstrafe nicht eben sehr scheuen.

Während der Graf die wichtige Anstalt noch weiter besah und sich von ihren inneren Einrichtungen genau unterrichtete, schweifte ich in der lieblichen Umgegend umher und besah die Stadt, wo ich eigentlich nicht recht viel zu sehen fand, musste doch aber lange genug umher geschweift sein, denn der Graf erwartete mich schon, und der Wagen, der uns heute noch nach Dresden bringen sollte, war bereits angespannt.

N o s s e n .

Ehe wir von hier unsern Weg nach Dresden fortsetzten, verweilten wir gern einige Stunden in Nossen und sahen uns in der Umgegend um, die, obgleich am Ausgange des Gebirges gelegen, immer noch angenehm zu nennen ist, besonders

liegt das Städtchen recht freundlich an der Freiburger Mulde In Nossen selbst, wo man bei der Menge sich hier kreuzender Strassen ein reges Leben sieht, fanden wir nichts Merkwürdiges und wanderten deshalb gleich nach dem Schlosse hinauf, das, sehr unregelmässig gebaut, nur durch seine Thürme sich auszeichnet. Auch hier findet man statt der Weinpokale Akten, statt Schwerter und Lanzen Gänsekiele und statt der Ritter — Schreiber. Dies ist doch die erbärmlichste Ausschmückung eines alten Fürstenschlosses. Wanderer, gehe vorüber! möchte ich hier in meinem Vaterlande bei so vielen schönen oder alterthümlichen Schlössern Jedem zurufen, der sie betreten will; denn wo man in ein grosses, altherwürdiges Gebäude tritt, sieht man auch kleine, am Schreibische verkümmerte Männlein, Akten unter dem Arme, umherwandeln, und ich denke dann immer, ich sähe Ameisen aus dem Stamme einer tausendjährigen Eiche hervorkriechen. So reich auch Sachsen an Denkmälern der Vorzeit ist, so wenig versteht es diese Denkmäler alterthümlich und ehrwürdig zu erhalten.

Gezittert habe ich heute, als ich hier in Dresden angekommen, einen Brief von meinem Vater und noch so manches Andere fand, das mich überraschen musste. Doch still klopfendes Herz, schliesse Dein Tagebuch ruhig!

Als wir in dem Hôtel, wo der Graf früher gewohnt hatte, und wohin auch meine Briefe adressirt waren, abstiegen, überraschte uns am Wagenschlage der Fürst, die Tante empfing uns auf des Grafen Zimmer, Hedwig stürzte herein und lag in des alten Mannes Armen, der von allem diesen überrascht, in dem ersten Augenblicke zu bewegt war und kein Wort sprechen konnte. „Hedwig“ so unterbrach endlich der Fürst das Schweigen „wollte diese Gegend nicht

verlassen, ohne ihren Wohlthäter noch einmal gesehen und ihm gedankt zu haben. Der Tag, an dem sie sich in Töplitz von ihnen trennen musste, war ein zu bewegter, in so vieler Hinsicht wichtiger, als dass sie sich so ganz ihrem Pflichtgefühl allein hätte hingeben können; dies zu thun, Ihnen, Herr Graf, Dank zu sagen, ist sie hier. — „Ja, mein Vater!“ rief die junge Gattin, aus der jetzt die Tochter Mariens sprechen mochte, „deshalb bin ich hier!“ — „Der Augenblick thut meinem wunden Herzen wohl,“ erwiderte der alte Mann auf diese mit Leidenschaft gesprochenen Worte, und da ich eine grosse Thräne in seinen Augen glänzen, da ich Alle in tiefer Rührung stehen sah, schlich ich mich hinaus, um nicht hier bei dieser Familienscene ein störender Zeuge zu sein.

Hier empfing ich den Brief meines Vaters, den ich lange in zitternder Hand hielt. Warum war ich denn so bewegt? Es konnte ja noch keine Antwort auf den Meinigen sein, dazu war ja die Entfernung zu gross, der Postenlauf über das Meer zu ungewiss, und doch war es mir, als enthielte dieser Brief eine Entscheidung. Ich öffnete ihn, es war die Antwort auf mein erstes Schreiben, das ich von der Bastei aus abgeschickt hatte, und worin ich ihm viel von dem Grafen und seiner mir so mannichfaltig bewiesenen Güte geschrieben hatte.

„Möchte mir doch das Schicksal Gelegenheit geben,“ — so schrieb mein Vater — „diesem würdigen Manne, der sich des jungen Fremdlings in fernem Lande so väterlich annimmt, meinen innigen Dank aussprechen zu können, dass er meinen einzigen, unerfahrenen, in die Welt geschleuderten Sohn so freundlich mit Rath und That an die Hand geht, und ich möchte fast sagen, so väterlich an ihm handelt. O sei ja dankbar, Friedrich, Du hast noch nicht Weltkenntniss genug, um einzusehen, vor welchen Gefahren ein solcher Mann Dich bewahren kann. O führte ihn doch sein Weg einmal zu

uns in's Nordland, damit ich ihm danken, mit Herz und Mund danken könnte.

Diese Zeilen beruhigten mich ganz, ich weinte vor Freude, als ich sie las, und wollte hin zum Grafen, sie ihm mitzutheilen, aber bedenkend, dass er jetzt zu aufgeregt sei, behielt ich den Brief bis zum andern Morgen an mir. Der alte Mann war auch heute zu angegriffen, als dass ich sein Herz noch mehr hätte bestürmen können.

Der Fürst ist heute Mittag mit seiner jungen Gattin und der Tante abgereist, und erst eine Stunde darauf habe ich dem Grafen des Vaters Brief mitgetheilt. „Es ist doch kein Schmerz ohne Balsam!“ rief er aus, als er ihn mir zurück gab. „Dort geht die Tochter von mir, hier gibt mir das Schicksal zum Ersatz einen Sohn. Fort nach Holland, ein Schiff bestiegen und nach Norwegens Küste gesteuert!“

So schliesse ich mein Tagebuch, ein wehmüthiges Lebewohl meinem schönen Vaterlande zurufend. Werde ich es denn je wieder sehen? Die Schluchten der sächsischen Schweiz wieder betreten? Je wieder auf dem Lilienstein die majestätische Sonne aufgehen, auf dem Winterberge untergehen sehen? — Gott mag es wissen! — Darum auch diesen reizenden Gegenden ein herzliches Lebewohl!

Das
malerische und romantische
DEUTSCHLAND.

In zehn Sektionen.

I. Die sächsische Schweiz von A. Tromlitz.	VI. Das Riesengebirge von Ernst Raupach.
II. Schwaben von Gustav Schwab.	VII. Steiermark u. Tyrol von Carl Herlossohn.
III. Franken von G. v. Heeringen.	VIII. Die Donau von Eduard Duller.
IV. Thüringen von Ludwig Bechstein.	IX. Der Rhein von Carl Simrock.
V. Der Harz von W. Blumenhagen.	X. Die Ost- u. Nordsee von Mohnike und Starkloff.

Leipzig,
Georg Wigand's Verlag.

Witzleben, Karl August Friedrich <<von>>,

Romantische Wanderung durch die Sächsische Schweiz mit 30 Stahlstichen

Leipzig [1837]

Hbks/F 7-1/2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10804095-7